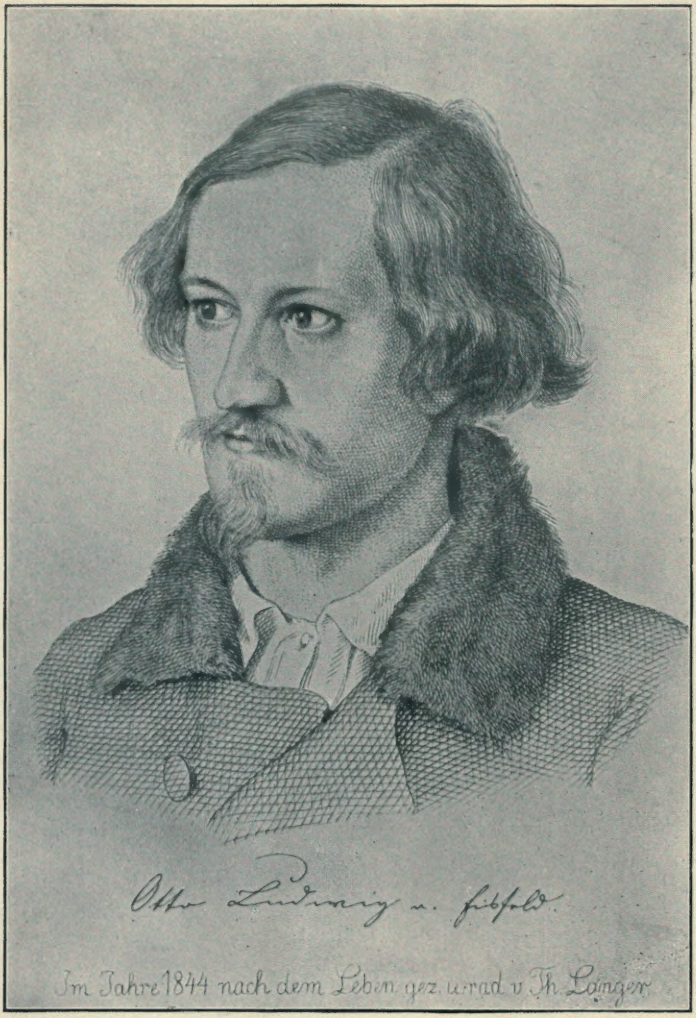
Otto Ludwig / Werke / Erster Band

Erzählungen


Otto Ludwig v. Feldfeld
Im Jahre 1844 nach dem Leben gez. u. rad. v. Th. Langer

L9486M

Otto Ludwig
Sämtliche Werke

unter Mitwirkung des
Goethe- und Schiller-Archivs
in Verbindung mit
Hans Heinrich Borcherdt, Conrad Höfer, Julius Petersen,
Expeditus Schmidt, Oskar Walzel
herausgegeben von
Paul Merker

Erster Band

166509
25/10/21

I · 9 · I · 2

München und Leipzig, verlegt bei Georg Müller

Seiner

Hoheit dem Herzoge

Georg

von Sachsen Meiningen

in Ehrerbietung

gewidmet

Otto Ludwig

Erzählungen

herausgegeben

von

Hans Heinrich Borcherdt

1 · 9 · 1 · 2

München und Leipzig, verlegt bei Georg Müller

Vorwort zur gesamten Ausgabe

Fast ein halbes Jahrhundert schon trennt uns vom Tode Otto Ludwigs. Die Entwicklung, die die deutsche Literatur in diesem Zeitraum genommen hat, ist im wesentlichen in den realistischen Bahnen seiner Dichtung weitergegangen. Ehrenvoll wird sein Name unter den Großen der nachklassischen Kunst genannt. Aber noch gleicht sein Lebenswerk einem ungehobenen Schatz, von dem man wohl die kostbarsten Kleinodien sich gesichert hat, dessen Reichtümer jedoch zum guten Teil noch unbekannt in den Tiefen ruhen. Im Grunde sind es nur die vier Werke „Erbförster", „Makkabäer", „Heiteretei" und „Zwischen Himmel und Erde", auf die sein Ruhm sich gründet. Nur einer kleinen Gemeinde hat sich der schier unerschöpfliche Inhalt seiner kritischen Studien erschlossen. Die ganze Größe dieser tragischen Lebensarbeit aber konnten wohl nur die wenigen ermessen, denen es vergönnt war, sinnende Einblicke in die einzigartige Fülle seines literarischen Nachlasses zu tun. Wehmütig staunend stehen wir vor diesem gigantischen Ringen, das mit allzu regsamer Phantasie und unerbittlicher Selbstkritik rastlos Versuch auf Versuch häufte und dessen hohes Wollen sich doch nie genugtun konnte. Fast verschwinden die wenigen fertigen Werke dieses Dichters hinter der Menge des Geplanten, Verworfenen, Unvollendeten. So steht Otto Ludwig als der große Fragmentist in der deutschen Dichtung des neunzehnten Jahrhunderts, dem ein verhängnisvolles Schicksal es versagte, die Früchte seines hohen Talentes zu ernten. Aber hat nicht auch das Fragmentarische ein Recht, neben dem Abgeschlossenen zu stehen, zumal wenn es Zukunftswerte in sich schließt? Ist es nicht eine Pflicht der Pietät, auch von demjenigen Kenntnis zu nehmen, was in ahnungsvoller Schönheit von großen Geistern ersonnen

wurde und nur der Ungunst der Verhältnisse zum Opfer fiel? Wohl sind bereits einzelne dankenswerte Versuche unternommen worden, auch diese unbehauenen Schätze ans Tageslicht zu fördern; aber den besonderen Zwecken entsprechend waren diese Absichten von vornherein auf enge Grenzen beschränkt. Vieles, und nicht Unwertes, wartet noch auf die hebende Hand.

In diesem Sinne möchte die vorliegende Gesamtausgabe, zugleich als ein Denkmal zum hundertsten Geburtstag des Dichters, den ganzen Otto Ludwig vor das deutsche Volk stellen, nicht nur in den Werken, die ihm einen Ehrenplatz in der deutschen Literaturgeschichte sichern, sondern in allen Zeugnissen seines strebenden Geistes, in den Fragmenten, Entwürfen und Plänen nicht weniger wie in seinen Studien, Briefen und Tagebuchaufzeichnungen.

Otto Ludwig selbst hat nie an eine Gesamtausgabe seiner Werke gedacht und daran nicht denken können. Denn zu so beängstigender Fülle in seinem stillen Arbeitszimmer die Manuskriptstöße anwuchsen, zu seinen Lebzeiten sind nur ganz wenige Werke seiner Feder an die Öffentlichkeit getreten. Abgesehen von einigen verstreuten Gedichten sind von den literarischen Versuchen des jungen Ludwig nur die drei Erzählungen „Hausgesinde", „Buschnovelle", „Emanzipation der Domestiken" sowie das dramatische Vorspiel „Die Torgauer Heide" in Zeitschriften erschienen, während von dem gereiften Dichter nur jene vier großen Werke zum Abschluß und zur Veröffentlichung gelangten. Alles Weitere dagegen war nur wenigen Vertrauten bekannt.

Schon bald nach dem am 25. Februar 1865 erfolgten Tode Ludwigs aber regte sich in den Kreisen seiner Freunde und Verehrer der Gedanke einer Ausgabe seiner gesammelten Werke. Näheren Aufschluß darüber gibt eine Stelle des biographischen Nachrufes, den Moritz Heydrich im April 1865 im Dresdener Journal veröffentlichte. „Über seinen literarischen Nachlaß", heißt es dort, „hatte Ludwig nichts verfügt, es lag weder ein Testament noch eine bestimmte Willenserklärung darüber vor. Deshalb vereinten sich Hofrat G. Freytag, Dr. B. Auerbach, Rektor Klee, Düboc (R. Waldmüller), Maler Gey und M. Heydrich, um im Einverständnisse mit der Witwe für eine beabsichtigte Gesamtausgabe

der Werke O. Ludwigs den Nachlaß zu ordnen und zu sichten, über das in dieselbe Aufzunehmende zu beraten und zu entscheiden." Gustav Freytag unterzog sich daraufhin im Auftrage dieser „Kommission" der schweren Aufgabe einer Durchsicht des dramatischen Nachlasses. Sein von eingehendem Studium der handschriftlichen Vorlagen zeugendes, ausführliches Gutachten vom 1. September 1865, das noch im Goethe- und Schillerarchiv erhalten ist, konnte freilich, von dem extremen Standpunkt einer rein ästhetischen Beurteilung aus, nur weniges der Veröffentlichung für wert befinden und an neuem Material nur „Das Fräulein von Scudery," eine Fassung der „Agnes Bernauer" sowie ein Fragment aus dem „Tiberius Gracchus" zur Aufnahme empfehlen.

Auf Grund dieser Vorarbeiten erschienen, von einem aus dem Herbst 1869 datierten Vorwort der Witwe des Dichters und einer schönen Studie Freytags über Ludwigs Schaffen begleitet, 1870 in dem Berliner Verlag von Otto Janke „Otto Ludwigs gesammelte Werke" in fünf Bänden, deren Drucklegung und Redaktion Hermann Lücke in Leipzig überwachte. Der vierte Band dieser ersten Gesamtausgabe kam indessen bald in Wegfall, da man erst nach dem Druck erkannte, daß die darin aufgenommenen Novellen „Reden oder Schweigen" und „Der Tote von St. Annas Kapelle" nicht von Otto Ludwig selbst, sondern von einem anderen, dieses Pseudonym führenden Dichter stammten.

Noch während der Vorbereitungen zu dieser Ausgabe, die somit keine wesentliche Bereicherung brachte und mit Veröffentlichungen aus dem Nachlaß allzusehr zurückhielt, durch die Zusammenfassung des vereinzelt Gedruckten aber immerhin verdienstvoll war, hatte Ludwigs treuer Freund, der Dresdener Dramatiker und Dramaturg Moritz Heydrich, in jahrelanger entsagungsvoller Arbeit sich in den Nachlaß des Verstorbenen eingelebt. Einen erwünschten Einblick in seine Absichten und sein Verhältnis zur Jankeschen Ausgabe bietet ein Brief Heydrichs an Feodor Wehl vom 27. Dezember 1867, den dieser in seinen Tagebuchaufzeichnungen „Zeiten und Menschen" (I, 64) abdruckte und in dem es heißt: „Da die Verhandlungen und Be-

ratungen in Bezug auf Veranstaltung einer Gesamtausgabe der Werke Ludwigs nicht das gewünschte und befriedigende Einverständnis brachten, so riet ich der Witwe und dem Vormunde, zunächst nur eine Auswahl des Besten und Bedeutendsten aus dem Nachlasse zu veröffentlichen ... Zwei starke Bände sind von mir bereits druckfertig gestellt ... Sie werden, ich hoffe es, dann sehen, daß ich unermüdlich und immerfort in der Sache gearbeitet habe, daß der Nachlaß sehr wertvoll und, Gott gebe es! den Erben auch einträglich werden wird. Da ich sogar sämtliche Kopien eigenhändig machen mußte, weil die Manuskripte meist sehr schwer zu entziffern waren, da viele Manuskripte, besonders die Shakespearestudien, wiederholt von Freunden und Sachkundigen geprüft wurden, da ausführliche Besprechungen der dramatischen Pläne und Fragmente und der Shakespearestudien usw. und die Biographie selbst sorgfältige, immer neue Durchsicht aller Manuskripte notwendig machten, so konnte ich trotz unermüdeter Arbeit erst jetzt mit zwei Bänden dramatischen und dramaturgischen Inhalts druckfertig werden ... Ich habe ein paar Jahre meines durch Krankheit gar sehr getrübten Lebens gern und freudig, und ich darf es sagen, ohne alle Rücksicht auf meine eigenen Interessen, dran gesetzt." Als Frucht solcher liebevoller Studien ließ Heydrich zwei starke Bände „Nachlaßschriften Otto Ludwigs" (Leipzig, Karl Enobloch) erscheinen, deren erster Band (1874 „Skizzen und Fragmente" enthielt, während der zweite, früher (1871) veröffentlichte Band das Wichtigste aus den „Shakespeare-Studien" gebracht hatte. Mit diesen beiden Bänden, die im wesentlichen ungedrucktes Material bekannt machten, hat sich Moritz Heydrich recht eigentlich an die Spitze der Otto Ludwig-Philologie — wenn man von einer solchen schon reden kann — gestellt. Mochte im einzelnen die wissenschaftliche Akribie und tiefere Kritik zu vermissen sein und konnten auch die späteren Ausgaben Berichtigungen und Ergänzungen bringen: die von einer intimen Kenntnis des Nachlasses zeugende Auswahl, die tief eindringenden Charakteristiken der einzelnen Dramen und Dramenfragmente, und nicht zum wenigsten die aus hingebender Verehrung und aufrichtiger Begeisterung heraus verfaßte

biographische Skizze sichern diesem schönen Zeugnis pietätvoller Freundschaft ein ehrendes Andenken.

Nachdem dann noch vereinzelt im Jahre 1877 das Trauerspiel „Die Rechte des Herzens" und „Das Märchen vom toten Kinde" in Erstdrucken bei Otto Janke in Berlin erschienen waren, trat die Otto Ludwig-Forschung in ein neues Stadium ihrer Entwicklung durch die sechsbändige Ausgabe von „Otto Ludwigs Gesammelten Schriften", die 1891 Adolf Stern bei Grunow in Leipzig erscheinen ließ und deren vierten Band, eine Auslese aus den dramatischen Fragmenten enthaltend, Erich Schmidt herausgab. Indem diese Ausgabe nicht nur eine ganze Reihe abgeschlossener Erzählungen und Dramen erstmalig veröffentlichte, sondern auch den Studien und Kritiken eine größere Aufmerksamkeit zuwandte, zugleich aber auch durch den Abdruck ausgewählter Partien des dramatischen Nachlasses zum ersten Male den weiten Hintergrund ahnen ließ, der sich hinter den wenigen abgeschlossenen Werken Ludwigs auftut, ist diese Ausgabe und die ihr beigegebene ebenso feinsinnige wie reichhaltige Biographie von Sterns Hand bis heute grundlegend geblieben. Freilich darf dabei nicht verschwiegen werden, daß die unphilologische Textbehandlung Sterns, der nicht selten den Wortlaut des Dichters zu bessern suchte und gelegentlich ganze Sätze und Verse strich, für die genauere Forschung keine zuverlässige Grundlage bietet.

Jenem Mangel eines korrekten Textes suchte die kritisch durchgesehene Ausgabe des Bibliographischen Instituts abzuhelfen, die Viktor Schweizer 1896 in drei Bänden herausgab. Diese Ausgabe, die allerdings nur die abgeschlossenen Werke von Ludwigs reifer Kunst enthält, bietet zwar einen selbständigen und im allgemeinen zuverlässigen Text; doch lassen sich gegen ihren Grundsatz, bei den Erzählungen und Dramen die Jankesche Ausgabe und nicht die Erstdrucke zugrundezulegen, Bedenken erheben. Weniger selbständig, aber nicht ohne Verdienst, war schließlich die Ausgabe von „Otto Ludwigs Werken in sechs Bänden", die Adolf Bartels 1900 (Leipzig, M. Hesse) erscheinen ließ, obwohl der Text hier teilweise durch Druckfehler arg entstellt ist.

In der Überzeugung, daß eine neue, auf philologischen Prinzipien fundierte, umfangreiche Otto Ludwig-Ausgabe nicht nur eine Pflicht der Pietät gegen den toten Dichter, sondern nachgerade auch ein wissenschaftliches Bedürfnis sei, wandte sich der Unterzeichnete bereits im Jahre 1910 an die Direktion des Goethe- und Schillerarchivs, dem durch Verfügung der Witwe und Tochter Ludwigs fast der gesamte Nachlaß zugefallen war. Nachdem jedoch die damals geführten Verhandlungen kein greifbares Resultat ergeben hatten, kam die Angelegenheit erst wieder in Bewegung, als Anfang vorigen Jahres die neue Direktion des Archivs den Plänen des Unterzeichneten mit Interesse entgegenkam. Die daraufhin gemeinsam mit dem Archiv in Aussicht genommene Ausgabe trat indessen bald in eine neue Beleuchtung, als sich herausstellte, daß auch Herr Geheimrat Walzel, dem das Vertrauen der Familie Ludwig gewisse Nachlaßpartien persönlichen Inhalts vorbehalten hatte, sowie die Münchener Herren Dr. Schmidt und Dr. Borcherdt den Gedanken einer größeren Ludwig-Ausgabe erwogen hatten. Da eine doppelte Ausgabe ebenso zwecklos wie der Sache wenig dienlich gewesen wäre, beschloß man nach längeren Verhandlungen, den Plan in gemeinsamer Arbeit auf breiterer Basis zu verwirklichen.

Aus praktischen Gründen schien es geboten, die auf etwa achtzehn Bände berechnete Gesamtausgabe in zwei Teile zu zerlegen, deren erster Hauptteil die eigentlichen „Werke", sowohl die abgeschlossenen wie die fragmentarischen, umfaßt, während eine Reihe von Ergänzungsbänden den Dokumenten subjektiven Schaffens, den Studien, Kritiken, Briefen und Tagebüchern, gewidmet sein soll. So sucht die Ausgabe ein Gesamtbild von Ludwigs Schaffen zu geben. Sie wird nicht nur die fertigen Werke und deren bisher unbekannte Vorstufen bringen, sondern vor allem auch den zahlreichen Fragmenten und im Stadium der Skizze steckengebliebenen Stücken ihre Aufmerksamkeit zuwenden. Freilich wird es nur in den wenigsten Fällen angebracht und möglich sein, den gesamten Entwicklungsgang eines Werkes in allen seinen Metamorphosen und leisen Verschiebungen vorzuführen, da die vollständige Publikation des Nachlasses, die

einem Umfang von hundert Bänden nahekommen dürfte, weder im Sinne des Dichters noch im Interesse der Wissenschaft sein würde. Vielmehr liegt es im Plan der Ausgabe, nur an einer Reihe besonders interessanter Werke die gesamten Entwürfe, Studien und Vorarbeiten darzubieten, um damit eine Vorstellung von der Arbeitsweise Ludwigs zu ermöglichen, während in den übrigen Fällen eine vorsichtige, in gemeinsamer Beratung erwogene Auswahl die Höhenpunkte und Hauptphasen der Entwicklung herausheben und ein verbindender Text über die weniger wichtigen Fassungen orientieren soll.

Da die Orthographie Ludwigs in keiner Weise konsequent ist und einer Regelung des Schriftbildes nach der Schreibweise der Zeit sich gewichtige Bedenken entgegenstellten, wird die Textgestaltung der Ausgabe unter Wahrung des Klangbildes der Dichtersprache der modernen Orthographie folgen, soweit nicht die Rücksicht auf den veränderten Vorstellungsinhalt die Beibehaltung der älteren Schreibweise empfahl (z. B. Sündflut, Guckguck u. a.). Der Herausgeber ist sich allerdings bewußt, daß strenggenommen eine Form wie „heuraten" nicht existiert hat und zu dem früheren Lautstand im Grunde auch die ältere Schreibweise (heurathen) gehört. Es schien aber nach eingehenden Erwägungen richtiger, sich in einigen wenigen Fällen dem Vorwurf der Inkonsequenz auszusetzen, als in zahllosen anderen die teilweise schon recht moderne, im ganzen aber widerspruchsvolle Orthographie des Dichters künstlich auf ein älteres Stadium zurückzuschrauben. Die Interpunktion sucht die schweren Satzzeichen Ludwigs nach Möglichkeit beizubehalten, folgt aber im übrigen ebenfalls modernen Grundsätzen. Zur Textgestaltung ist noch zu bemerken, daß alle Parenthesen Ludwigs in runden — ( ) —, alle nachträglichen Einfügungen und Randbemerkungen des Dichters in gebrochenen — ⟨ ⟩ —, alle Bemerkungen der Herausgeber innerhalb des Textes in eckigen — [ ] — Klammern wiedergegeben werden.

Wie jedes größere Unternehmen ist auch diese Ausgabe naturgemäß auf die unterstützende Beihilfe zahlreicher öffentlicher und privater Faktoren angewiesen, deren in den einzelnen Bänden ge-

dacht werden soll. Hier seien nur diejenigen namhaft gemacht, deren Unterstützung und Mitwirkung der gesamten Ausgabe zugute kommt.

In erster Linie gilt unser ehrerbietigster Dank Seiner Königlichen Hoheit dem Großherzog von Sachsen-Weimar, der den gesamten im Goethe- und Schillerarchiv befindlichen Nachlaß des Dichters der Ausgabe zur Verfügung stellte, sowie Seiner Hoheit dem Herzog von Sachsen-Meiningen, dem hochherzigen Förderer Ludwigscher Kunst, der nicht nur die Widmung der Ausgabe anzunehmen geruhte, sondern auch sonst das Unternehmen huldvollst unterstützte. Ebenso sei auch mit Dank der Stadt Dresden gedacht, die das Andenken des Dichters, der in ihren Mauern seine zweite Heimat gefunden, durch Überlassung des im Stadtmuseum befindlichen handschriftlichen Materials und eine Beihilfe zu der Ausgabe ehrte. Vor allem aber sind der Herausgeber wie die Mitarbeiter dem Direktor und den Beamten des Goethe- und Schillerarchivs zu aufrichtigem Danke verpflichtet: Herrn Geheimrat Dr. von Oettingen, der den Unterzeichneten bei den nicht immer einfachen Verhandlungen so vielfach mit Rat und Tat unterstützte und sich freiwillig auch der Mühe einer letzten Korrektur aller druckfertigen Bogen unterzog, sowie den Herren Professor Dr. Wahle und Dr. Hecker, die, abgesehen von ihrer beratenden Stimme bei der Auswahl des zu veröffentlichenden Materials und ihrer Anteilnahme an der ersten Korrektur, bei dem mitunter fast hoffnungslos scheinenden Zustand der handschriftlichen Vorlagen und den daraus entstehenden schwierigen Entscheidungen dem Herausgeber und den Mitwirkenden in nie ermüdender Bereitwilligkeit zur Seite standen. Dankend sei auch an dieser Stelle darauf hingewiesen, daß Herr Dr. Borcherdt den bis dahin nur wenig gesichteten Nachlaß des Dichters ordnete und signierte.

Nicht zum wenigsten aber möchte ich dem Herrn Verleger der Ausgabe danken, der mit seltener Opferwilligkeit diesem an den Verlag so hohe Anforderungen stellenden Unternehmen trotz des Ausbleibens erwarteter Subventionen sein ungeschmälertes Interesse ent-

gegenbrachte und für das Zustandekommen und die würdige Ausstattung der Ausgabe weder Mühe noch Kosten scheute.

Schließlich sei an alle diejenigen, die sich etwa im Besitze von Handschriften oder Briefen Ludwigs befinden oder von deren verborgener Existenz wissen, die Bitte gerichtet, davon dem Unterzeichneten oder der Direktion des Goethe- und Schillerarchivs freundlichst Kenntnis zu geben.

Leipzig, 16. September 1912. Paul Merker.

Einleitung zum ersten Bande

Die in diesem Bande unter dem Titel „Erzählungen" vereinigten epischen Dichtungen sind ihrer Gattung, ihrem Stil, ihren künstlerischen Qualitäten nach so grundverschieden, daß ihre Zusammenstellung rein zufällig erscheinen könnte, wenn nicht die chronologische Anordnung diese Reihenfolge bedingte. Aber aus dieser Aufeinanderfolge wird erst die Entwicklung des Dichters Ludwig klar, der sich nur allmählich von den Traditionen der Romantik freimachen konnte und langsam das Feld seiner eigentlichen Begabung erkannte. Unter diesem Gesichtspunkte bilden diese sechs Novellen doch eine große künstlerische Einheit: sie sind Stufen auf dem Wege von der Romantik zum Realismus. Dieser Entwicklungsgang läßt sich hier leichter erkennen, als bei den gleichzeitigen Jugenddramen, weil die Erzählungsform dem Dichter von vornherein größere Freiheit gewährt. Auch war damals die epische Form viel stärker der Ausdruck der Persönlichkeit Ludwigs, als in späteren Jahren, wo er seine großen Novellen schrieb, um „seinen dramatischen Produktionen eine Milchkuh zu erziehen." (Brief an Ed. Devrient. Juli 1853.) Aus den Märchenphantasien der „wahrhaftigen Geschichte von den drei Wünschen" spricht die Persönlichkeit des Dichters ebenso lebendig heraus, wie aus den zarten Schilderungen der „Maria" ein Behagen an epischer Breite und Beschaulichkeit. Sein Liebesglück im Triebischtale findet neben den „Buschliedern" nur in der „Buschnovelle" seinen Ausdruck, und der Einsiedler von Nieder-Garsebach entwirft den Plan zu einem breitangelegten, idyllenartigen Roman, dem „Schulmeisterleben". Wenn dieser nur ein vielversprechendes Fragment blieb, so liegt das daran, daß dem Dichter im reichbewegten Leipziger Leben wieder die Anregung zum dramatischen Schaffen kam: das große,

nie vollendete Ringen um die Gestaltung und Form des Dramas hohen Stils beginnt. Erst jetzt wird das Drama in stärkerem Maße Ausdruck der Persönlichkeit des Dichters, bis die „Shakespearestudien" eine Bekenntnisschrift subjektivster Art aus der Feder eines strengen Kritikers werden.

Für die Kenntnis der Entwicklung des jungen Ludwig sind also diese kleinen Novellen von ausschlaggebender Bedeutung.

Im gleichen Jahre, wo Otto Ludwigs Erstlingsnovelle „Das Hausgesinde" im „Kometen" erschien, schrieb der gleichaltrige Friedrich Hebbel seine „Judith". Dieser Hinweis müßte allein genügen, um den immer noch so beliebten Vergleich zwischen Ludwig und Hebbel zurückzuweisen, der doch zuungunsten Ludwigs ausfallen muß, zugleich aber seiner Wesensart nicht gerecht werden kann. Der junge Hebbel wird von seinem Selbstbewußtsein getragen und ist sich daher seines Weges von vornherein bewußt; er kann nicht irren. Dem jungen Ludwig fehlt dieses Selbstbewußtsein völlig; daher muß er sich erst durch mühsames Tappen im Dunkeln seinen Weg suchen und findet ihn erst, nachdem er mancherlei Umwege gemacht hat.

Dieser Gegensatz zwischen Hebbel und Ludwig ist gewiß in erster Linie das Ergebnis ihrer Veranlagungen. Er wird aber durch äußere Umstände verstärkt. Hebbel hat keine Traditionen zu überwinden. Seine starke Persönlichkeit läßt ihn aus seinen Vorgängern nur das ihm Zusagende herausgreifen. Und dazu kommt, daß dieser Mann bei harter Arbeit unter markigen Männern aufwuchs und die salzige Luft des deutschen Meeres einatmete.

Ganz anders Otto Ludwig. Er stammt aus Thüringen, wo sich die Sagen- und Märchenbildung am längsten erhalten hat, wo die ganze Natur zum Träumen und Sinnen einladet, aber die Herbheit, die zu großen und raschen Entschlüssen notwendig ist, zu fehlen scheint. So war Otto Ludwig schon als Knabe ein Träumer und Phantast, und diese Anlage des zarten Kindes wurde von einer überängstlichen Mutter nur noch unterstützt. Sie führte ihn in die Märchen- und Sagenwelt ein und wußte in ihm Begeisterung für die Dichter der Romantik zu erwecken. Tieck und E. Th. A. Hoffmann wurden

frühzeitig neben Shakespeare seine Lieblingsdichter, und der empfängliche Knabe lernte sie kennen und studierte sie eifrig, zu einer Zeit, wo er seine Begabung in der Musik erkannt zu haben glaubte, wo er sich noch nicht über die Ausdrucksmittel seiner Kunst klar war. So mußte Otto Ludwig als ein Abhängiger beginnen. Als Schüler Hoffmanns und Tiecks hat er seine ersten Novellen geschrieben*).

Man hat bisher in erster Linie Tieckſche Einflüsse in Ludwigs Jugenddichtung zu erkennen geglaubt, und in der Tat läßt sich an manchen Stellen der Einfluß Tiecks nicht übersehen. Aber Ludwig besaß etwas, was Tieck fehlte und was uns dessen Novellen oft so veraltet erscheinen läßt. Ludwig sah überall interessante Situationen, wußte geschautes Leben zu verarbeiten und mit überraschender Lebendigkeit vor Augen zu führen. Tiecks Gestalten entstehen am Schreibtisch, und darum fehlt ihnen die Anschaulichkeit. Mit Recht sagt Ricarda Huch in der „Blütezeit der Romantik" (S. 120): „Es ist erstaunlich, bis zu welchem Grade es Tieck mißlang, Menschen zu schaffen. Die unzähligen Personen, die in seinen Büchern auftreten, sind nichts als bunte Figuren einer Laterna magica, die auf eine Wand geworfen, marionettenartig mit zuckenden Bewegungen an dem Beschauer vorübergleiten. Sie entspringen in erstaunlicher Fülle, mühelos aus seinem Kopfe; eben weil es nur Kopfgeburten sind, ohne Fleisch und Bein." Nach dieser Richtung hin konnte Tieck nicht als Vorbild dienen, wohl aber hat Ludwig an dem straffen Aufbau der Tieckschen Novellen, ihren geschickt geführten Dialogen und ihrer Sprache gelernt, und nicht zum wenigsten hat jener Dichter auf seine künstlerischen und literarischen Anschauungen eingewirkt.

Das, was dem Altmeister der Romantik fehlte, fand Ludwig bei Hoffmann vor, mit dem er sich ja wesensverwandt fühlen mußte. Er war, ebenso wie dieser, Musiker und schwankte eine Zeitlang ebenso zwischen beiden Künsten hin und her. Aber noch mehr! Hoffmann

*) Es ist hier nicht Raum, die Beziehungen Ludwigs zur Romantik ausführlich zu behandeln. Ich möchte daher auf meine Arbeit über „Otto Ludwigs Jugendnovellen und ihr Verhältnis zur Romantik" hinweisen.

hatte dieselbe Begabung, Gestalten des gewöhnlichen Lebens mit scharfem Blick für das Charakteristische in sich aufzunehmen und wiederzugeben, so daß er darin ein Vorläufer des künstlerischen Realismus wurde. „Ihm eignet", sagt Oskar Walzel in seiner Studie über die „Deutsche Romantik", „eine Kraft des Schauens, die den Realismus späterer Jahrzehnte des 19. Jahrhunderts, etwa die Fähigkeit Kellers und Otto Ludwigs, Originale zu zeichnen, vorwegnimmt. Er studiert mit dem Vergrößerungsglase wunderliche Erscheinungen, seltsame, unheimliche Menschen; und deutend läßt er aus dem Wunderlichen das Wunderbare erwachsen, mit einer Fähigkeit der Einfühlung, die in der Skizze ‚des Vetters Eckfenster' zu divinatorischen Tiefblicken heimlichster Seelendeutung sich erhebt." Gerade die Mischung des Wunderbaren mit dem Alltäglichen war es, die Ludwig bei Hoffmann bewunderte und selbständig weiterbildete. Daher bekennt er sich noch am Ende seines Lebens in den „Epischen Studien" zu dieser Auffassung des Wunderbaren: „Die Mischung des Wunderbaren und Alltäglichen, eine so innige Mischung, daß ihre Elemente kaum zu scheiden sind, von der uns so eigen wird, daß wir bezaubert nicht wissen, welches nun eigentlich das Wunderbare, welches das Natürliche ist, wo das eine aufhört und das andere anfängt. Das Vehikel dieser Verbindung ist der Humor. Man möchte den Ausdruck brauchen: humoristische Romantik oder romantischer Humor." (Bartelssche Ludwig-Ausg. VI. 296.) Aber nur eine Seite der Hoffmannschen Phantasiewelt vermochte unseren träumerisch-versonnenen Thüringer anzusprechen. Für die düsteren Nachtstücke fehlte seiner heiteren Natur der Resonanzboden. Hoffmanns „humoristische Romantik oder romantischer Humor" ist für ihn vorbildlich, und so finden wir in den Jugendnovellen Ludwigs auf Schritt und Tritt Einflüsse von dieser Seite des Hoffmannschen Schaffens.

Aber während Ludwig noch in den „drei Wünschen" die Hoffmannschen Phantasiestücke selbständig weiterbildete, trat die Gestalt der Maria vor seine Augen. Ihn reizte nach seinem Zeugnisse nur die Durchführung des Problems, wie in einem Mädchen, das ohne sein Wissen Mutter geworden ist, die süßen Ahnungen der Liebe und ihrer

Freuden erwachen. Eine solche Aufgabe erfordert psychologische Vertiefung und realistische Darstellung. So kam Ludwig von selbst zu dem Felde seiner eigentlichen Begabung, zur künstlerischen Wiedergabe geschauten Lebens. Dieser Übergang zum Realismus ist aber nicht äußerlich, sondern Ludwig ist in die Wirklichkeit hineingewachsen. Es ist ihm so gegangen, wie er es den Kanzler im Fragment der Bernauernovelle „Falsch und treu" sagen läßt: „Der Mensch wächst nur ganz allmählich in das Verständnis der Wirklichkeit hinein. Erst wenn er die derbe Kost der Wahrheit vertragen kann, wird er der Muttermilch der Täuschung entzogen." Dieser innerliche Entwicklungsprozeß ist aber von äußeren Umständen unterstützt worden. Der Verkehr mit jungen Künstlern in Dresden wies ihn auf das Gemeinsame hin, das den bildenden Künstler und den Dichter verbindet. So wurde er zu stärkerem Beobachten der Natur angehalten. Von jetzt ab bekommen die Naturschilderungen bei Ludwig ein viel sinnfälligeres Gepräge; sie erinnern oft an die Kunst des Landschaftsmalers. Aber auch die Lektüre spielt bei dieser Umwandlung mit: Noch begegnen wir in der „Maria" nicht immer zum Vorteil des Werkes Tieckschen Einflüssen; daneben weisen eine ganze Anzahl Stellen auf das genauere Studium der Goetheschen Prosa hin; im „Schulmeisterleben" wird man oft an Immermanns „Oberhof" erinnert. Aber es handelt sich bei diesen stofflichen und motivlichen Ähnlichkeiten nicht mehr um eine Anlehnung an fremde Muster, sondern nur um ein Sich-anregen-lassen. Der Dichter ist selbständig geworden; er sieht sich mit kritischem Blicke um und greift das ihm Zusagende heraus, um es selbständig fortzubilden. So bedeutet auch in späteren Jahren die eingehende Beschäftigung mit Dickens keine neue Epoche in Ludwigs Schaffen. Er wird sich nur klar über manches, was er instinktmäßig angewendet oder was unbewußt in ihm geschlummert hatte.

So zeigt sich uns Ludwigs episches Schaffen nach langem, mühsamem Wegsuchen und Umhertappen als ein gerades Aufwärtsstreben, das in dem Roman „Zwischen Himmel und Erde" gipfelt, von dem Paul Heyse sagen konnte: „Dergleichen ist wohl in Prosa nie

geschaffen worden." Es ist eine müßige Frage, wie wohl das nächstfolgende Werk geworden wäre, wenn es dem Dichter vergönnt gewesen wäre, es auszuführen. Ob aber noch eine Steigerung bei den Ausdrucksmitteln Otto Ludwigs möglich gewesen wäre, muß billig bezweifelt werden.

I. Das Hausgesinde

Die Entstehungsgeschichte dieser Erstlingsnovelle Otto Ludwigs führt uns in die Tage seines ersten Leipziger Aufenthalts zurück. Von seinem Landesherrn, dem Herzoge von Sachsen-Meiningen, hatte der junge Musiker im Frühjahr des Jahres 1839 ein Stipendium von 300 Gulden auf drei Jahre erhalten, um seine Studien bei Felix Mendelssohn-Bartholdy zu vollenden. Als Ludwig aber im Herbst 1839 nach Leipzig kam, zeigte es sich, daß die Summe doch zu gering war und trotz der Anspruchslosigkeit des Jünglings, die uns die Tagebuchblätter jener Zeit enthüllen, nur zum einfachsten Leben ausreichen wollte. Der regelmäßige Konzertbesuch, den ihm Mendelssohn dringend anriet, war ihm so schon aus materiellen Gründen unmöglich gemacht. Dazu gesellten sich aber auch körperliche Leiden, die wohl mit jener Unterernährung zusammenhingen. Fast in jedem Konzert hatte er unter starkem Unwohlsein zu leiden, so daß er am 3. Januar 1840 ganz resigniert in sein Tagebuch einzeichnet, daß ihm „Konzerte und Theater verschlossen seien." Gerade in jenen Tagen fällt ihm eine Notiz in die Hände, daß die Zeitschrift „Eilpost für Moden" literarische Beiträge suche. Sofort notiert er in sein Tagebuch: „Eine Novelle zu schreiben und es damit zu probieren, vom Erlös zuerst Kleider oder Bücher, dann das Theater zu bestreiten." Dieser Gedanke beschäftigt ihn in den folgenden Tagen so stark, daß er bereits eine Lebensveränderung unter jenem Gesichtspunkte ins Auge faßt: „Wäre es dann nicht am besten, zu Hause oder wenigstens in einer wohlfeileren Stadt zu dichten und zu musizieren? Durch Novellenschreiben so viel verdient, daß man sich ans Theater machen könnte . . ."

So scheint die Anregung zur Ausarbeitung unseres Werkes aus rein äußerlichen Umständen hervorgegangen zu sein. Sie trifft aber zusammen mit der physischen Unmöglichkeit, sich den Musikstudien mit Eifer zu widmen, so daß Ludwig auch durch sein körperliches Leiden zur Dichtung hingewiesen wird. Daß dieser Umschwung, der einen Nur-Musiker zur Verzweiflung gebracht hätte, Ludwig keineswegs tief traf, zeigt eine Stelle in einem Briefe an Schaller vom 3. März 1840, wo es heißt: „Die Zeit (November bis März), die zwischen diesen Briefen liegt, war eine Zeit geistiger Erhebung, ich hatte keine Ansprache, brauchte sie aber auch nicht. Arbeiten, Pläne, besonders poetische, füllten sie aus. Jeden Abend wünschte ich den kommenden Tag gleicher Art, mit einem Wort, ich führte ein so zufriedenes Stillleben, als ich nie geführt habe." Eine behagliche Stimmung war über den jungen Poeten gekommen, der sich eine Zeitlang aus dem Dilemma zwischen beiden Künsten herausgerissen sah. So erklärt sich der behagliche Humor, der über der ganzen Novelle liegt und der im Helden Andres fast eine lustige Selbstkarikatur des Dichters zeitigt.

Wann das Werk entstanden ist, läßt sich ziemlich genau festlegen. Denn am 12. Februar 1840 schreibt Ludwig als „Decretum" in sein Tagebuch: „Erst das Hausgesinde abgeschrieben und für den Unterhalt gesorgt." Die Novelle ist also zwischen Anfang Januar und Anfang Februar 1840 entstanden, und zwar wurde sie in drei bis vier Tagen ausgearbeitet, wobei der Dichter allerdings fast ununterbrochen von früh acht Uhr bis nachts zwölf Uhr arbeitete. (Tagebuch, März 1840 und Brief an seinen Onkel Christian Otto vom 18. März 1840.)

Dabei ist jedoch zu bemerken, daß bei dieser Ausarbeitung frühere Entwürfe zu einem Lustspiel „Das Hofgesinde" benutzt wurden, die aus dem Juni 1839 stammen. Dagegen ist es unwahrscheinlich, daß vorher schon in Novellenform Entwürfe vorhanden waren. Denn das Flüchtige und Graziöse des Werkleins weist darauf hin, daß das Ganze in einem Guß fertig wurde. Auf die Flüchtigkeit der Ausführung deutet auch Ludwig selbst. Er sagt, der Gattungsname „leichte Erzählung" passe sehr wohl auf das „Hausgesinde": „Leicht

genug hab ich mir's gemacht, vielleicht drei Tage oder vier daran gearbeitet." Deshalb denkt er nur gering von seinem Werke; er nennt es „das dumme Ding, das ich wirklich des Lohns wegen geschrieben."

Ende Februar 1840 war die Reinschrift fertig und wurde an Ferdinand Stolle für die „Eilpost für Moden" eingesandt. Mit dem Hangen und Bangen, das jeder junge Autor in der Hoffnung empfindet, sich zum erstenmal gedruckt zu sehen, erwartete Ludwig die Antwort. Am 3. März schreibt er ins Tagebuch: „Wenn ich nur erst Nachricht hätte . . ., dann würde wieder einige Zeit warm und mit Bier gelebt." Leider kam aber Mitte März eine absagende Antwort. Stolle schrieb, Ludwig habe ein entschiedenes Talent für die leichte Erzählung, das er ja nicht vernachlässigen solle. Doch seien bei der „Eilpost" schon so viel Manuskripte vorrätig, daß es dem Verfasser zu lange dauern würde. (Tagebuch März 1840 und Brief an Onkel Otto vom 18. März 1840.) Jedoch hatte Stolle an zwei Stellen offenbar Bedenken erhoben. Denn im Tagebuch findet sich folgender Briefentwurf: „Conclusum. Das Hausgesinde wird bloß an den zwei Stellen geändert an Hrn. Ferd. Stolle gesendet mit folgender Zuschrift: P. P. Ihre gütige Aufmunterung, sehr geehrter Herr, meine launige Erzählung: Das Hausgesinde und die Frühlingstrunkenheit [ein gleichzeitig eingesandtes Gedicht] betreffend, hat mir den Mut gemacht, in ähnlichen Arbeiten fortzufahren und sollte ich ja in der Folge etwas Tüchtiges darin leisten können, so werde ich nie verkennen, wieviel von dem Gelingen ich ihr verdanke. Sie haben sehr Recht, der Graf und die Gräfin sind sehr unedel gehalten; ich hatte das Manuskript nicht wieder durchgelesen, eh' ich mir die Freiheit nahm, es Ihnen zu schicken; ich glaube, es wäre mir sonst selbst aufgefallen. Jetzt da ich es las, kam mir erst der Gedanke es ganz umzuarbeiten; doch ist es eine schwierige Sache, sich in die Stimmung früherer Jahre zurückversetzen zu wollen und müßte zu dem Zwecke doch geschehen. Überdies ist das Gelingen ungewiß und die zum Umarbeiten nötige Mühe und Zeit auf jeden Fall besser anzuwenden. So hab' ich denn nur die Stellen, die Sie rügten, um-

geändert und nehme mir die Freiheit, so verändert es Ihnen wieder zu übersenden. Die Not, die mich trieb, das Werckleín dem Publicum zu übergeben und mich wünschen ließ, daß es bald geschehe, ist von einer anderen Seite gesteuert. Da Sie jedoch nicht ungeneigt sind, es aufzunehmen, so mag es immerhin sich zeigen. Nach geschehenem Abdruck werd' ich so frei sein, mich bei Hrn. Meißner [dem Verleger] zu melden. Mit der Bitte, mein nochmaliges Beschwerlichfallen zu verzeihen, und der Versicherung, nichts sehnlicher zu wünschen, als meine Dankbarkeit Ihnen mit der Tat beweisen zu können, bleibe ich Ihr ganz ergebenster O. L." Den Umstand, daß Ludwig die Entstehung der Novelle um Jahre zurückverlegen will, dürfen wir wohl als einen Kunstgriff betrachten, um die Schwächen seines Werkes zu entschuldigen. Jedenfalls ersehen wir aber aus dem Briefe, daß in der ersten Fassung die Gestalten des Grafen und der Gräfin stärker hervorgetreten sind. Offenbar entsprach wohl die erste Fassung im wesentlichen dem Lustspielentwurf, wo der Graf noch häufiger hervortreten und die Gräfin zusammen mit dem Hausmeister und der Gouvernante eine Intrige gegen den Grafen spinnen sollte. Diese Motive sind also erst bei der Umarbeitung weggefallen.

In der gekürzten und uns jetzt allein vorliegenden Form wurde das Werk am 3. April von neuem an Ferdinand Stolle abgesandt. Aber auch diesmal konnte es Stolle nicht annehmen, wieder angeblich aus Raummangel, und schickte es direkt an die Redaktion des „Kometen" weiter.

Der „Komet" war eins jener Unterhaltungsblätter der vierziger Jahre, die für den Geschmack eines breiteren Publikums zugeschnitten waren. Die meisten Beiträge enthalten oberflächliche Geschichten, und nur selten wird ein tieferer Ton angeschlagen. An bekannten Namen treffen wir neben Otto Ludwig eigentlich nur noch Ludwig Bechstein. Die Redaktion führte der böhmische Jude Herloßsohn, an den Ludwig vielleicht empfohlen war; wenigstens setzt eine Briefstelle an Christian Otto (18. März 1840) voraus, daß der Oheim diesen Mann kenne oder wenigstens von ihm gehört habe. Schon Anfang März hatte Ludwig ihm einige Gedichte für den „Kometen" eingesandt, und Herloßsohn hatte wenigstens eins angenommen und sehr

bald veröffentlicht. Auch jetzt nahm er die Novelle gern an, die in mehreren Fortsetzungen vom 19. April ab in seiner Zeitschrift erschien. War auch der materielle Erfolg nicht so bedeutend, wie Ludwig ursprünglich gehofft hatte, so war doch die Freude groß, die freilich bald durch ein schweres körperliches Leiden getrübt wurde.

So viel ergibt sich aus der Entstehungsgeschichte der Novelle, daß es verfehlt wäre, mit großem Maßstab an sie heranzutreten. Aus äußeren Umständen ist sie in wenigen Tagen entstanden, und der Dichter hat sein Werk nicht für bedeutend genug erachtet, um es einer gründlichen Umarbeitung zu unterziehen. So haben wir in dieser Novelle einen liebenswürdigen Erstlingsversuch zu sehen, der aber eine größere Bedeutung nicht beansprucht.

Aus der Entstehungsgeschichte läßt sich weiterhin schließen, daß ein inneres Verhältnis des Dichters zu seinem Stoffe nicht vorlag. Es ist schon darauf hingewiesen worden, daß man den Andres in seiner tölpelhaften Ungeschicklichkeit und seiner Sehnsucht nach den Goldfüchsen als eine lustige Selbstverspottung des Dichters auffassen könnte, wobei allerdings zu beachten ist, daß das Volksmärchen diesen Typ schon im Hans im Glück vorgebildet hat. Auch die anderen Gestalten sind so typische Erscheinungen, daß man keinerlei persönliche Anklänge finden kann.

II. Die Emanzipation der Domestiken

Ende Oktober 1840 hatte Ludwig Leipzig verlassen und war nach Eisfeld zurückgekehrt. Über seine Begabung war er sich endlich klar geworden: „Doch genügt mir das Vage der Musik nicht mehr! Gestalten muß ich haben!" (Tagebuch, August 1840). Aber der folgende Winter war dem dichterischen Schaffen wenig günstig. Die Verhältnisse im Hause seines Onkels Christian Otto waren recht unglücklich und lähmten seine Produktion. Mit aufopfernder Hingabe pflegte er den todkranken Mann, während er selbst an einer Augenentzündung litt. Erst im Sommer 1841, den er in seinem Gartenhause still für sich verlebte, scheint die dichterische Produktivität wieder

erwacht zu ſein. Der Blick auf die waldbedeckten Berge ſeiner Heimat gab ihm den Plan ein, den Thüringer Wald mit ſeinen Bewohnern in einer Erzählung, der „Limbacher Novelle", zu ſchildern. Hierin ſollte auch die Gräfin Pfaffel, die rätſelhafte Schloßherrin von Eishauſen, eine Rolle ſpielen, die viele Jahre ſpäter Ludwig Bechſtein in ſeinem Roman „Der Dunkelgraf" ſchilderte. Aber dieſer Plan ſcheint nicht über die erſten Anfänge hinausgekommen zu ſein. Wohl aber ſind vielleicht einzelne Motive in die Gräfinnengeſchichte der „Emanzipation" herübergenommen worden.

Wahrſcheinlich blieb die „Limbacher Novelle" liegen, weil der Dichter daran denken mußte, möglichſt raſch ein Werk zu vollenden, um ſich den weiteren Genuß des Meininger Stipendiums zu ſichern, das er bisher als Muſiker erhalten hatte und nun als Dichter weiter zu erhalten hoffte.

Darum griff er auf einen älteren Plan zurück, der in ſatiriſcher Form eine Verſpottung der Emanzipationsgelüſte des jungen Deutſchlands enthalten ſollte. Dieſer Plan hatte offenbar ſchon mehrere Stadien hinter ſich, als dem Dichter die Dienſtboten als geeigneter Gegenſtand für die Satire erſchienen. Im Januar 1839 notierte er in ſein „Diarium": „Stoff zu hiſtoriſchen Romanplänen. Der Gutsbeſitzer mit dem überſchwenglichen Humanitätsſyſtem und den Unterhoſen. Der Forſtmann pp. Der predigtwütige Aktuar pp. Vielleicht dazu die Waldſitt pp." Die Emanzipationsidee ſcheint ſchon hier zur ſatiriſchen Behandlung aufnotiert worden zu ſein. Eine Tagebuchnotiz aus dem Februar 1840 zeigt ſie in Verbindung mit dem Stoffgebiet der „Limbacher Novelle": „Ein Weltbefreier und Emanzipierer hört die Volkserzählungen von der Gräfin Pfaffel, wird ſie entführen." Zur gleichen Zeit notiert er ſich das Motiv des verzauberten Dorfes. Allmählich gewinnt der Gedanke der Satire feſtere Form. Am 26. April 1840 heißt es im Tagebuch: „Aus der Emanzipation der Dienſtboten pp. vielleicht eine Parodie der Tendenznovelle zu machen. Jede einzelne Perſon muß eine Tendenz haben, alle möglichen Tendenzen auf einen Haufen gepackt." Überall wird alſo nur auf die ſatiriſche Abſicht hingewieſen.

So erscheint es wahrscheinlich, daß der ernste Ton der Liebesgeschichte des Barons und der jungen Gräfin, sowie das Räubermotiv erst bei der Wiederaufnahme des Stoffes im Herbst 1841 hinzugekommen sind. Auf diese Weise würde sich das Auseinanderfallen der Novelle in mehrere Handlungen erklären, die nur dürftig durch das Räubermotiv zusammengehalten werden.

Der erste, nur teilweise erhaltene Entwurf unserer Novelle trägt das Datum: 15. Oktober 1841. Am Ende des Jahres war das Werk bereits vollendet, denn in seinem Neujahrsbriefe an Schaller schreibt Ludwig (1. Januar 1842): „Eine Novelle hab' ich vollendet, die Du, sobald sie gedruckt, erhalten wirst." Wohl noch in der Weihnachtswoche hatte er sie dem jungen Eisfelder Kramer zur Abschrift übergeben. Diese Reinschrift muß rasch fertig geworden sein, denn schon in der ersten Hälfte des Januar war Ludwig selbst nach Meiningen gereist, um persönlich sein Gesuch um weitere Gewährung des Stipendiums vorzubringen. Schon am 20. Januar 1842 konnte er aus Eisfeld an Schaller berichten, daß sein Gesuch günstig aufgenommen worden sei. Die weitere Gewährung des Stipendiums war von einem Gutachten über seine Novelle abhängig gemacht worden, welches der Meininger Bibliothekar Ludwig Bechstein abzugeben hatte. In dem undatierten, aber wohl aus jenen Tagen stammenden Gutachten Bechsteins heißt es: „In der Novelle von Otto Ludwig nimmt gleich der frappante Titel und der spannende Dialog der ersten Seiten für den Verfasser ein. — Durch das ganze Buch herscht Glätte des Stils, Fülle und Reichtum des Gedankens und eine edle Sprache, die nie um den richtigen Ausdruck verlegen ist und oft ergreifend wirkt. Die Fabel ist einfach, ganz anders, als man dem Titel nach erwarten sollte; es herrscht Reflexion überwiegend über die Handlung vor, aber die Reflexion ist immer geistreich usw. Jedenfalls wurde Herrn Otto Ludwig eine nicht gewöhnliche Begabung zuteil, die Anerkennung und Ermunterung verdient, wenn er auf dem Wege moderner Novellistik fortschreiten will." Infolge dieses Gutachtens wurde das Stipendium von neuem bis Ostern 1843 bewilligt.

Dagegen dauerte es noch über ein Jahr, bis die Novelle im Druck erschien. Ob Ludwig inzwischen Versuche gemacht hatte, sie in Zeitschriften unterzubringen, wissen wir nicht. Jedenfalls bot er sie erst im Frühjahr 1843 Heinrich Laube für die „Zeitung für die elegante Welt" an. Dieser war nicht abgeneigt, sie anzunehmen, verlangte aber erhebliche Kürzungen, wie aus folgendem Briefkonzept in Ludwigs „Hauskalender" *) hervorgeht: „H. D. Laube. Anbei hab' ich das Vergnügen, die Novelle Ihnen wieder zuzusenden. Was ich ohne Bedenken fallen lassen konnte, ist mit Rotstift gestrichen; das mit Bleistift Gestrichene wünscht' ich, wenn es möglich, zu erhalten; doch geb' ich auch das auf, wenn Sie für zweckmäßig halten, daß es wegbleibe. Was Ihren gütigen Wink, den Baron angehend, betrifft, hab' ich nicht finden können, wie ihn befolgen, ohne daß ein großer Teil durch das Streichen ersparten Raumes wieder draufgegangen wäre, wenn ich nicht etwa die Novelle ganz umarbeitete. Obgleich ich fühle, daß das Werk dabei gewonnen haben würde, so weiß ich mich doch nicht mehr in die Stimmung zurückzuversetzen, in der ich das Ganze geschrieben, was doch notwendig, wenn das Umarbeiten der Sache nicht mehr schaden soll, als nützen. Daher bitte ich Sie, mit dieser Unvollkommenheit Geduld zu haben. Ich habe das Ding lieb, und wär' es noch schlimmer, da es mir Ihre Bekanntschaft gewonnen hat. Geben Sie mir Gelegenheit, Ihnen zeigen zu können, daß ich mit wirklicher Hochachtung [bin] Ihr ergebenster O. L."

Welche Umstände Laube dazu bewogen haben, diesem noch halbromantischen Werke seine Zeitschrift zu öffnen, ist nicht recht ersichtlich. War doch die „Zeitung für die elegante Welt" damals eins der Hauptorgane des Jungen Deutschland, gegen dessen Tendenzpoesie die Novelle von vornherein gerichtet war. Vielleicht war Bechsteins Gutachten, das der Dichter der Redaktion wohl sicherlich vorgelegt haben wird, von ausschlaggebender Bedeutung. Oder besaß Laube

*) In Verwahrung des Herrn Geheimrat Walzel, der mir die Notizen freundlichst zur Verfügung stellte. Notiert unterm 22. März 1843, doch vielleicht zu anderem Datum gehörig, da die leeren Seiten zu Briefkonzepten verwendet wurden.

wirklich das künstlerische Feingefühl, aus der derb-komischen Dienstbotengeschichte und den oft recht geschraubten Liebesszenen das werdende bedeutende Talent herauszufinden?

Jedenfalls ergibt sich aus dem zitierten Briefe, daß erhebliche Streichungen für den Druck vorgenommen wurden. Was weggefallen ist, läßt sich nur ahnen. Nach dem Briefe zu urteilen, scheint die Gestalt des Barons früher ausführlicher behandelt worden zu sein. Vielleicht war aber auch der Mariane eine selbständige Stellung zugewiesen, während sie jetzt nur zu einer Statistenrolle verurteilt ist. In der abgekürzten Form wurde die Novelle dann in den Juni- und Julinummern der „Zeitung für die elegante Welt" abgedruckt.

An eine Neuauflage der Erzählung dachte Ludwig nur noch im Frühjahr 1844, als er dem Verleger Arnold vorschlug, sie mit dem „Hausgesinde", der „wahrhaftigen Geschichte von den drei Wünschen" und der „Maria" zu einem Bande „Novellen" zu vereinigen. Dabei wollte Ludwig sie wieder in ungekürzter Form abdrucken lassen. Dann scheint aber „Die Emanzipation", wie das „Hausgesinde" seinen Blicken entschwunden zu sein. Wir hören nichts mehr von beiden. Er mochte sie wohl als Jugendversuche betrachten, und in der Tat war er darüber rasch hinausgewachsen.

Und doch läßt sich ein Fortschritt gegenüber dem „Hausgesinde" nicht übersehen. Das Verhältnis des Dichters zu seinen Gestalten ist ein anderes geworden. Er hat an ihnen inneren Anteil genommen, und daher haben sie plastischer vor seiner Seele gestanden und konnten wenigstens teilweise individueller ausgeführt werden. Es ist charakteristisch, daß gerade die Figuren, die aus ihrer typenhaften Starrheit erlöst wurden, sich auch in anderen Werken bei Ludwig wiederfinden. Neben der wandelnden Tendenz in Gestalt des Haushofmeisters ist besonders der Jäger herausgearbeitet, der in mehr als einem Punkte an den Andres im „Hausgesinde" erinnert. Noch individueller ist die junge Gräfin gehalten, die eine Vorläuferin Eugeniens in den „Rechten des Herzens" zu sein scheint. Die Gestalt des Räuberhauptmanns erinnert endlich daran, daß sich Ludwig etwa

gleichzeitig mit dem Entwurf eines Dramas beschäftigte, das den „Bayrischen Hiesel" behandeln sollte.

III. Die wahrhaftige Geschichte von den drei Wünschen

Ludwigs zweiter Aufenthalt in Leipzig (1842–1843) steht in keinem merkwürdigen Gegensatz zum ersten. Der schüchterne Jüngling, der Felix Mendelssohn-Bartholdy hilflos gegenüberstand, tritt aus sich heraus, ein Freundeskreis schart sich um den zwei Jahre früher einsam Dahinlebenden, und alle, die ihm nahetreten, hegen die Achtung, die wir ahnungsvoll dem bedeutenden Künstler entgegenzubringen pflegen. So kommt es, daß derselbe Mann, der zwei Jahre früher Worte der bittersten Enttäuschung über Leipzig schreiben konnte, jetzt sagt: „Leipzig ist ein reicher Ort für die Anschauung, was für einen Poeten eine Hauptsache."

Freilich, an Enttäuschungen fehlte es auch diesmal nicht. Vergeblich waren alle Bemühungen, seine „Agnes Bernauer" bei einem Verleger unterzubringen. Für einen namenlosen Autor wollte sich kein Buchhändler ins Zeug legen. Im Hinblick auf diese vergeblichen Gänge schreibt Ludwig am 5. Dezember 1846 an Eduard Devrient*): „Ich habe hausiert in Leipzig mit Manuskripten, bin mit schamroten Wangen wie ein Bettler von Buchhändler zu Buchhändler gelaufen und habe zuletzt den guten Leuten das abschlagende Wort in den Mund gelegt, aus Stolz und, weil sie mich selbst dauerten, je mehr ich und meine Dinge in meiner eigenen Achtung dadurch fielen. Dann fing ich an, die Sachen zuzusenden – mit gleichem Erfolg, das heißt, mit keinem."

Trotzdem verlor Ludwig seinen guten Humor nicht und überwand tapfer seine Weltscheu, was wohl vor allem seine Ursache darin hatte, daß er in einem kleinen Kreise Achtung und Anerkennung erlangte. Der Zufall hatte ihn in die Gastwirtschaft von

*) Abgedruckt in Sterns Ausgabe B. VI. S. 345. Hier nach dem Konzept in einem Notizbuch Ludwigs in den Händen des Herrn Geheimrat Walzel in Dresden.

Waldrich am Grimmaischen Steinweg geführt, wo er mit seinen Tischgenossen bald Bekanntschaft und Freundschaft schloß. Der eine, Dr. Johann Gottfried Wetzstein, der auch nicht weit von Ludwigs Behausung in der Dresdener Straße wohnte, trat ihm besonders nahe. Er war Orientalist, betrieb eifrig Sanskritstudien und war damals mit der Herausgabe arabischer Handschriften beschäftigt. Daneben hatte er auch ein reges Interesse für die Literatur und stand dem jungen Dichter mit Rat und Tat zur Seite. Er war es, der Ludwig die reiche Sagen- und Fabelwelt der indischen Dichtung erschloß und ihn auch in der Sprache dieses merkwürdigen Volkes soweit zu bringen hoffte, daß er in einem Jahre ein Sanskritdrama hätte übersetzen können. Ob Ludwig diese Sprachstudien begann oder ob es nicht auch hier, wie so oft, beim guten Vorsatze blieb, ist ungewiß. Der Nachklang dieser Beschäftigung mit der indischen Märchenwelt ist aber in unserer Novelle deutlich zu spüren.

Ein weiteres Mitglied der Waldrichschen Tafelrunde war Dr. Wimmer, der sich, nach Ludwigs Briefen an ihn zu urteilen, stark für Politik interessierte, ebenfalls aber eine rege Anteilnahme an Ludwigs Werden zeigte. Ein Student Kratze, ein junger Notar Portius, ein Dr. Peschek aus Zittau, dessen Familie mit der Geschichtsforschung seiner engeren Heimat fest verknüpft ist, der Platenjünger Johannes Minckwitz, der Literat August Kretzschmar und Friedrich Wieck, der Herausgeber der „Deutschen Gewerbezeitung" vervollständigen den Freundeskreis, der sich in jenen Tagen um Otto Ludwig scharte und ihm eine Lebensfreudigkeit verlieh, wie wir sie später kaum mehr wiederfinden. Aus dieser fröhlichen Stimmung heraus wird der köstliche Humor unseres Märchens verständlich; und es ist nicht unwahrscheinlich, daß einzelne Gestalten der Dichtung an Mitglieder jenes Freundeskreises anknüpfen. Scheinen doch auch Herr und Frau Flötenspiel, Herr und Frau Heidermann, Herr und Frau Fintlein, und nicht zuletzt Dame Müller aus dem Leben gegriffen zu sein. Selbst die Geschichte mit dem König von Schweden knüpft an die Wirklichkeit an: Längere Zeit hatte sich Gustav IV. von Schweden

in der ‚Goldenen Säge' in Leipzig aufgehalten. Und dieses ganze merkwürdige Gemisch, bei dem wir schließlich nicht wissen, „welches nun eigentlich das Wunderbare, welches das Natürliche ist, wo das eine aufhört und das andere anfängt," spielt mitten im reichbewegten Leipziger Leben, auf Leipzigs Straßen und Plätzen.

So scheint das Ganze aus einem Gusse geformt zu sein, aber auch hier wurden ältere Entwürfe benutzt. Der Gedanke einer phantastischen Märchennovelle, der auf die Lektüre Hoffmanns zurückging, spukte schon mehrere Jahre in seinem Kopfe. Schon im August 1839 hatte er in sein Diarium einige Motive zu einem solchen Märchen notiert: „Ein Märchen zu schreiben im Geiste der arabischen, aber im Kostüme unserer Zeit und unseres Klima. Schuhmacher, Hofräte, Töpfer, Prinzen, Pferde, Hunde, Genien, alles durcheinander. Dabei deutsche Sittengemälde und Lokalstücke, also ganz im Geiste des Volkslebens. Das Poetischste mit dem Prosaischsten in lustiger Mischung, namentlich Exekutionen, Gerichtsexekutionen auf wundersame Weise abgewandt. Unsichtbarkeit – Doppelsichtbarkeit, so weit zu treiben, als dem Zauberer gefällt, so daß ein einziger ein ganzes Heer scheint. Gänse pp. Ein Gänsebraten, der an zu sprechen fängt und gute Lehren gibt. Sie ist eigentlich eine Hofratstochter gewesen und wer weiß durch wen, vielleicht einen Obersteuerkalkulator, den sie nicht heuraten mögen, darein verwandelt, aber dieser ist zum Raben geworden und sitzt auf des gegenüberwohnenden Schneiders Haus pp." Entfernen sich diese Pläne noch ziemlich weit von der ausgeführten Erzählung, so gibt doch schon eine Aufzeichnung im Diarium von 1840 einige etwas näher kommende Motive: „Zum Schusterjungen. Die Sitten pp. unserer Zeit in einem fabelhaften helldunklen Ton ganz naiv und objektiv. Das Wunderbare ganz trocken erzählt; weder der Erzähler noch die Personen der Geschichte wundern sich darüber. Als ob es gar nicht anders sein könnte, das Drolligste mit eben der Trockenheit vorgebracht, als sei es gar nichts Drolliges, oder solle es nicht sein. – Mit irgendeinem Hause: Sesam, tu dich auf. Der König und der Held in die wunderbarsten Händel verflochten. Schusterjunge lädt dann seinen Kamaraden in so

mancher Avanture ein. Prachtvolle Wohnung (vielleicht Sesam). Melusine minor macht die Honneurs mit Pracht und Anstand einer Fürstin. Irgend etwas Seltsames, wie beim Besuch des Sultan bei Parisade. Geheimnis."

Ob an einem derartigen Plane in Eisfeld weitergearbeitet wurde, erscheint zum mindesten unwahrscheinlich. Er erwachte erst in Leipzig zu neuem Leben, als sich der Dichter entschloß, das Wunderbare in Hoffmannschem Geiste mit dem Alltäglichen zu verbinden; als ihm Wetzstein die indische Märchenwelt eröffnete, während er bisher den Orient anscheinend nur aus Tausendundeiner Nacht kannte; als ihm endlich sein Mißgeschick in der Unterbringung seiner Arbeiten die Satire gegen die Leipziger Buchhändler eingab. Wir erhalten so die Zeitbestimmung, daß die Ausarbeitung der Novelle nicht vor dem Sommer 1842, vielleicht erst im Herbst 1842 begonnen wurde. Beendet wurde sie nach einer Notiz im Hauskalender von 1843 im Februar 1843. Doch wurde wohl in den nächsten Monaten noch daran gefeilt, denn am 2. April 1843 notiert sich Ludwig zur Arbeit „für diesen Sommer" auf: „Die wahrhafte Geschichte von den drei Wünschen". So ist wohl die noch jetzt erhaltene Reinschrift in den Frühsommermonaten 1843 entstanden.

Dadurch erklärt es sich auch, daß Ludwig noch keine Schritte zur Unterbringung seines Werkes in einer Zeitschrift oder bei einem Verleger getan hatte, als er im August 1843 nach Dresden übersiedelte. Er übergab daher das Manuskript seinem Freunde Wetzstein, der sich bereitwilligst der dornenvollen Aufgabe unterzog, einen Verleger für das Werk zu suchen. Wir sind über Wetzsteins Bemühungen im einzelnen nicht orientiert, wir kennen nur ihr Ergebnis: Er wurde überall abgewiesen. Der Buchhändler Baumgärtner hatte das Manuskript bereits für sein Taschenbuch „Vielliebchen" angenommen, als er erst die Satire gegen die Leipziger Buchhändler erkannte und daraufhin das Werk zurückwies.

Wenn man den Geschmack und die Richtung des deutschen Lese-Publikums der vierziger Jahre erwägt, so wird es verständlich, warum kein Verleger sich des „Autorenembryos" annehmen wollte:

Ludwigs Werke waren der Zeitrichtung durchaus entgegengesetzt. Darauf wies schon Dr. Wetzstein hin, als er dem Freunde die Mitteilung von der Enttäuschung machen mußte: „Was mein Urteil anlangt, so bitte ich Sie inständig, sich ja durch solche Meinungen nicht irreleiten zu lassen. Originalität über alles! Und haben Sie einmal einen Verleger gefunden, so legt man auch den allgemeinen Maßstab an Ihre Sachen, und dann können Sie bloß gewinnen, wenn Sie mit dem „laufenden" Wasser der Gegenwart wenig zu tun haben." Ludwig war allerdings geneigt, seine Unpopularität aus einer anderen Ursache herzuleiten. An Dr. Wimmer schreibt er etwa im Frühjahr 1844*): „Was das den jetzigen Lesepublikumsansprüchen feindselige Entgegentreten anbetrifft, ist meine Neigung und Überzeugung Ursache, auch das Kleinste müsse möglichst zum Kunstwerke erhoben werden, und dazu seh' ich die Möglichkeit nur im Streben nach Objektivität und Geschlossenheit."

Als nun Ludwig die Hoffnung, die Novelle einigermaßen selbstständig herauszubringen, vereitelt sah, beschloß er etwa im Januar 1844, die Novelle Heinrich Laube für die „Zeitung für die elegante Welt" anzubieten. Er schrieb daher an Wetzstein, dieser möge durch Vermittlung der Vossischen Buchhandlung das Manuskript einreichen. Gleichzeitig schrieb er selbst an Laube einen Brief, in dem es heißt*): „In diesen Tagen werden Sie noch etwas von mir, eine Märchennovelle oder wie man's nennen will, übersendet bekommen, welche gerade in den Händen eines Leipziger Freundes ist. Wenn Sie auch keins von beiden für die ‚Elegante' behalten [es ist vorher von der ‚Maria' die Rede] — mir ist am meisten um ein paar Worte von Ihnen über die beiden Versuche zu tun. Nur ein paar Worte, denn ich weiß recht gut, wie beschäftigt Sie sind. Ich würde auch diese zu verlangen nicht wagen, gäbe mir die Freundlichkeit, mit der Sie sich für mich interessiert haben, nicht den Mut dazu." Aber auch diese Hoffnung erwies sich als trügerisch. Wetzstein mußte ihm melden, daß Laube die Novelle abgelehnt habe. Resigniert schreibt er an

*) Konzept im Hauskalender 1843.

Dr. Wimmer im Frühjahr 1844: „Das Schicksal der ‚Wünsche' ist das, was bis jetzt alle mein Wünsche hatten."

Aber im gleichen Briefe taucht ein neuer Hoffnungsschimmer auf: „Ich habe einen Gedanken, die ‚Wünsche' dem Professor Richter mitzuteilen, der wundervolle humoristische Zeichnungen macht und im Fall er sich dazu versteht, die ‚Wünsche' zu illustrieren, sie Arnold anzubieten. Schicken Sie mir die ‚Wünsche' doch, wenn Sie nicht schon anderswohin unter Weges sein sollten." Ob sich der Dichter nun wirklich an Ludwig Richter gewandt hat oder nicht, ob Ludwig Richter aus Zeitmangel oder zu geringem Interesse auf den Plan nicht einging, wissen wir nicht. Jedenfalls erfolgte das Angebot an Arnold erheblich später und zwar in Verbindung mit der „Maria", der „Emanzipation" und dem „Hausgesinde", wobei das Hauptgewicht auf die „Maria" gelegt wurde. Von Illustrationen ist dabei keine Rede mehr.

Als auch dieser Versuch fehlgeschlagen war, begrub Ludwig die Hoffnung, die Novelle gedruckt zu sehen. Anfang der fünfziger Jahre teilte er sie Berthold Auerbach mit. Als dieser aber nur geringes Interesse dafür zeigte, kam Ludwig selbst nicht mehr darauf zurück. Sie blieb unveröffentlicht und wurde erst 1891 von Adolf Stern weiteren Kreisen bekannt gemacht.

Stehen wir hier der scheinbar stärksten Kursabweichung vom Wege von der Romantik zum Realismus gegenüber, so muß man doch feststellen, daß die Wiedergabe der wirklich geschauten Persönlichkeiten ganz erhebliche Fortschritte gemacht hat und mit wahrhaft künstlerischem Realismus behandelt sind. Auch darf nicht übersehen werden, daß der Märchenzauber auf realer Basis ruht und daß der Schluß eine psychologische Begründung der phantastischen Teile des Märchens bietet. Man hat andrerseits gerade an diesem Schlusse Anstoß genommen und gesagt, man stürze aus allen Wolken, wenn alles „als lächerlicher Traum eines weltfremden Idealisten erklärt werde." Eine solche Erklärung liegt aber dem Dichter fern, ganz abgesehen davon, daß es nicht möglich ist, auch die Liebesgeschichte „Zu stille Liebe" als Traum hinzustellen. Vielmehr verwirrt uns der

Schluß von neuem die von uns schon schärfer gezogenen Grenzen zwischen dem Wunderbaren und Natürlichen, indem es wieder das Wunderbare in das Reale hineinstellt.

Übrigens führen auch von diesem Werke Ludwigs Brücken zu seinem übrigen Schaffen. Die Anekdote des Korporals und die Geschichte vom Siebenjährigen Kriege erinnern daran, daß etwa um dieselbe Zeit bei dem Dichter der Gedanke auftauchte, den großen Preußenkönig in einem Drama zu behandeln. Das Motiv, daß zwei Liebende zu schüchtern sind, sich ihre Neigung zu bekennen und sich nur in der Liebe zu einem Kinde nahekommen, kehrt später in dem Roman „Zwischen Himmel und Erde" wieder.

IV. Maria

Etwa um Beginn des Jahres 1844 schreibt Ludwig an Wetzstein*): „Sie aber werden bald an dem Einfluß, den Sie auf meine Produktion geübt, ersehen, wie oft ich Ihrer gedacht . . . Eine Novelle (Marie, die aus der Geschichte entstanden ist, die Sie auf einem Spaziergang zwischen dem Peters- und Grimmschen Tor mir erzählt haben, aus der von dem Leinwandhändler und der Toten) schicke ich eben an Laube . . . Sie, wie Sterzing, suchten mir dies Projekt auszureden, so wurd' es wenigstens nicht so grell, als es geworden wäre ohne Ihren Widerstand. Ich sah erst nur das psychologische Interesse an diesem Stoff; die Geschichte als mögliche darzustellen, war die Aufgabe und zwar eine bedeutende für den Erzähler; ein eigentlich ästhetisches Interesse konnte neben jenem gar nicht zur Möglichkeit kommen. Ihr unermüdliches Protestieren gegen diese Arbeit war die Ursache, warum ich sie nicht gleich ausführte. Ist es nun meiner Natur durch längeres und innigeres Durchdringen einigermaßen gelungen, den Stoff ästhetisch zu bewältigen, so dank' ich diesen Erfolg Ihrer Warnung."

Aus dieser Briefstelle ersehen wir also, daß Ludwig den Stoff der

*) Notiz im Hauskalender 1843.

„Maria" seinem Freunde Wetzstein verdankte. Ob dieser ihn aus schriftlicher oder mündlicher Überlieferung kannte, ist ungewiß. Genauer wird der Inhalt der Wetzsteinschen Mitteilung in einem Briefe Ludwigs an Tieck angegeben, wo es heißt*): „Sie [die Novelle ‚Maria'] ist aus der Anekdote von dem reichen jungen Voigtländer Leinwandhändler entstanden, den die Wirtstochter in dem Gemache, durch welches er in das seine geführt wird, scheintot aufgebahrt zur Leidenschaft und zu dem unnatürlichen Vergehen verlockt, zufolgedessen er, wie er nach Jahren einkehrt, die Begrabengeglaubte als Mutter wiederfindet, die den Vater ihres Kindes nicht zu nennen weiß."

Nur diese eine Version des uralten Motivs scheint Ludwig beim Aufgreifen des Stoffes vorgeschwebt zu haben **). Wetzsteins Erzählung wirkte so lebendig auf ihn ein, daß er im engsten Anschluß an das Gehörte den ersten Plan niederschrieb. Man erkennt daraus, ebenso wie aus der vollendeten Novelle, die Bestätigung der Nachricht an Wetzstein, daß ihn nur das psychologische Interesse zur Bearbeitung dieses Stoffes gereizt hat. Schon hier zeigt die Problemstellung, daß es ihm darauf ankam, die psychologische Entwicklung eines völlig unschuldigen, ahnungslos zur Mutter gewordenen Mädchens zu zeigen, in dem allmählich der süße Zustand der Liebesreife eintritt.

Wann Wetzstein Ludwig jene Erzählung von dem Leinwandhändler mitgeteilt hat, wissen wir nicht genau. Doch ist es wahrscheinlich, daß Ludwig erst nach der Beendigung der „Drei Wünsche" für den neuen Plan empfänglich war. Dazu kommt, daß die Verschiebung

*) Briefe an Ludwig Tieck. Herausgegeben von Karl von Holtei. (Breslau 1864) B. II. S. 282.

**) Ich muß auch hier auf die eingehendere Darlegung der Quellenfrage verzichten und auf meine schon zitierte Arbeit verweisen. Nur möchte ich hier bemerken, daß Ludwig die das gleiche Motiv behandelnde Novelle Kleists „Die Marquise von O..." gekannt hat, denn die Lektüre der Kleistschen Novellen ist im „Diarium" von 1840 verzeichnet. Trotzdem erscheint es mir wahrscheinlich, daß Ludwig nicht an die Ähnlichkeit mit Kleists Werke erinnert wurde, da er das Motiv unter einem wesentlich anderen Gesichtspunkte ergriff und, wie aus seinen eigenen Worten hervorgeht, eben nur diesen einen Punkt im Auge hatte.

der Ausarbeitung bis zur Dresdener Reise voraussetzt, daß der Plan dem Ende der zweiten Leipziger Zeit angehört. Wir kommen also dazu, den ersten Entwurf in das Frühjahr 1843 zu verlegen. Wahrscheinlich wurde Wetzstein bald mit ihm bekannt gemacht, und sein energisches Abraten hatte zur Folge, daß die Ausarbeitung in Leipzig nicht mehr zustande kam.

Die Seiten jenes Leipziger Notizbuches, in dem der erste Entwurf aufgezeichnet wurde, geben uns aber noch weitere Klarheit über die Entstehung. Als gesonderten Erzählungsstoff hat sich dort Ludwig folgendes Motiv eingetragen: „Der Zimmergeselle, der, weil er unbedeutendes Schulgeld für seinen schönen Knaben bezahlen soll, diesen mitnimmt und unterwegs ins Wasser werfen will; das Kind bittet vor, das Wasser sei gar kalt, so hängt er's denn; da das Tuch auffährt, läuft das Kind zu seiner Mutter zurück." Ganz deutlich erkennen wir hier die Motive der Geschichte des Johannes wieder, die zuerst ganz selbständig erdacht waren und erst dann in die „Maria" aufgenommen wurden. Ferner findet sich dort eine Notiz, die offenbar auf Erlebtes oder Gehörtes zurückgeht: „Fräulein, das nur Äpfel und weniges Brot genießt."

In das Frühjahr 1843 fällt also ungefähr der erste Entwurf. Die Ausarbeitung wurde für den Sommer 1843 bestimmt. Unter den nach Dresden mitzunehmenden Papieren wird dann „Die Maria" als Nr. 3 aufgeführt*). Vielleicht waren also schon außer jenem Entwurf im Notizheft weitere Papiere vorhanden. Ob aber schon eine fertige Fassung vorlag, muß stark bezweifelt werden. Der Brief an Wetzstein spricht ausdrücklich davon, daß die Ausführung nicht sogleich begonnen wurde. So dürfte für die Leipziger Zeit nur noch die Skizzierung einzelner Kapitel anzusetzen sein.

Im August siedelte nun Ludwig nach Dresden über. „1843 tut sich mir in Dresden auf der Gemäldegalerie und im Hoftheater eine neue Welt auf**)," sagt Ludwig beim Rückblick auf diese Lebensveränderung. Aber nicht nur künstlerische Genüsse erfreuten ihn; ihn

*) Hauskalender 1843.

**) Fragment einer Selbstbiographie im Stadtmuseum in Dresden.

entzückte auch vor allem die liebliche Umgebung der sächsischen Hauptstadt, in die wohl mancher Ausflug in Gemeinschaft mit mehreren jungen Künstlern gemacht wurde. Besonders traten ihm der Kupferstecher Langer und der Maler Ernst Ferdinand Oehme nahe, deren letzterer ihn auch mit Ludwig Richter bekannt machte. An diese Männer denkt Ludwig, wenn er in dem schon mehrfach genannten Briefe an Wetzstein schreibt: „Ich wäre schon lange wieder in Leipzig, hätt' ich nicht die Bekanntschaft einiger hoffnungsvollen jungen Künstler gemacht, deren Umgang ich benutze, um mit ihrer Kunst näher vertraut zu werden und dadurch mit meiner eigenen."

Diese Beschäftigung mit Malerei und malerischem Schauen hat einen großen Einfluß auf die in den ersten Monaten des Dresdener Aufenthalts erfolgende Ausarbeitung der „Maria" gehabt. Dadurch sind die mehrfachen Gespräche über Kunst und Kunstanschauungen entstanden, die nicht immer zum Heile des Ganzen eingefügt wurden. Ludwig hat aber dadurch auch gelernt, die Natur zu betrachten, und so nehmen die Natur- und Landschaftsbilder, deren Motive wohl aus Dresdens Umgebung stammen, einen breiteren Raum ein, als in einem der früheren Werke. Aber auch abgesehen von diesen allgemeinen Gesichtspunkten wird die Novelle in ihren Motiven zu etwas Neuem. Die Scheintote wird zur Mondsüchtigen, aus der Gastwirtstochter das zierliche Pastorstöchterlein; das unruhige Milieu des Wirtshauses wird zu dem beschaulichen und behaglichen Dasein im Pfarrhofe. Aus dem Leinwandhändler wird ein feingebildeter, künstlerisch empfindender Jüngling, der viel von Ludwigs Eigenart erhält. Auch wird wohl erst jetzt die Geschichte des Zimmermanns als Johannesmotiv der „Maria" einverleibt.

In raschem Zuge ist diese Umformung und Ausarbeitung der Novelle erfolgt. Im August 1843 war Ludwig nach Dresden gekommen. Bereits Anfang Dezember 1843 war die Novelle laut Eintragung im „Hauskalender" vollendet.

Aber auch diesmal erwartete den Dichter die große Enttäuschung, daß niemand den Druck des Werkes übernehmen wollte. Zuerst bot Ludwig die Novelle Heinrich Laube für die „Zeitung für die elegante

Welt" gleichzeitig mit den „Drei Wünschen" an. Wir kennen Laubes Antwort aus einem Briefe Ludwigs an einen Verleger, wo es heißt: „Laube gefiel sie [die ‚Maria'], wie er mir schrieb, aber die interessante Situation, wie er den Aktus nennt, der die Verwickelung schürzt, gehe über die prüde Gränze, die in solchen Dingen seinem Blatte gesteckt sei, das vorzugsweise Damen läsen. Er glaube gewiß, daß das ‚Morgenblatt' die Novelle aufnehme."

Ludwig hatte aber wohl die Lust verloren, bei Zeitungen mit seinen Arbeiten „hausieren" zu gehen und machte selbst und durch Wetzstein den Versuch, einen Verleger zu finden. Nacheinander wurde die Novelle Arnold, Cotta, Barth, Brockhaus zum Verlage angeboten. Vergebens! Wetzstein mußte ihm mitteilen, daß „bei allem Feuer der Phantasie, bei aller Schönheit des Vortrags die Kohärenz mit den Ansprüchen der gegenwärtigen Lesewelt vermißt worden sei"*).

Die Mißerfolge vermochten Ludwig nicht niederzudrücken. Er war sich bewußt, ein beachtenswertes Kunstwerk geschaffen zu haben, und das stärkte sein Selbstbewußtsein. Er ist nicht mehr der „Autorenembryo" der Leipziger Zeit, der den Verlegern die ablehnende Antwort in den Mund legte. In dem Briefe an den Verleger Arnold in Dresden heißt es**): „Ich weiß, daß ich noch nichts oder wenig erreicht habe, aber daß ich nach künstlerischer Vollendung strebe, wird Ihnen die Novelle, hoff' ich, beweisen." Das gleiche berechtigte Selbstbewußtsein klingt aus einem Briefe an Schaller heraus (29. Juli 1844): „Eine Novelle ‚Marie', das beste, was ich bisher gemacht, welches dem Ideal, was ich von einer Novelle habe, am Nächsten kommt, in welcher aber die ärgste Klippe dem ‚laufenden Geschmack' entgegengeht, will drum niemand drucken, auch ohne Honorar nicht. So bin ich gezwungen, wie Saturn, meine eigenen Kinder zu fressen. Aber von dem, was ich für recht halte, geh' ich nicht ab." Dieses Selbstbewußtsein wurde gefördert durch den kleinen Freundeskreis, der sich um Ludwig geschart hatte, und sicherlich hat es dem jungen Künstler wohlgetan, daß Ludwig Richter, der die Novelle schon frühzeitig,

*) Adolf Stern, Otto Ludwig. Ein Dichterleben. 2. Aufl. Leipzig 1906. S. 200.
**) Entwurf im Hauskalender 1843.

etwa im Frühjahr 1844 im Manuskript kennen lernte, eine herzliche Freude daran hatte. Richter behielt auch diese Vorliebe für die Novelle sein ganzes Leben lang und bedauerte, daß sie nicht gedruckt worden sei. Ja, in Dresdener Künstlerkreisen erhielt sich sogar das Gerücht, daß unser Dichter von dem großen Künstler die Anregung zu diesem Werke erhalten habe.

Als sich nun die Hoffnung, für das Werk selbst einen Verleger zu finden, nicht erfüllte, versuchte Ludwig sich eine Empfehlung von Tieck zu verschaffen. Dieser muß sich auch in seinem Antwortbriefe sehr anerkennend über die Novelle ausgesprochen haben, denn Ludwig beruft sich in einem Briefe an einen Verleger*) auf ein sehr günstiges Urteil Tiecks. Aber wir beobachten noch ein weiteres Entgegenkommen des Altmeisters der Romantik. Am 27. Sept. 1844 schreibt Ludwig an Ambrunn: „Tieck will zu meiner ‚Maria' eine Vorrede machen, gleichsam einen Begleitschein." Ob diese Empfehlung Tiecks erfolglos war oder ob Ludwig keinen Gebrauch davon machte, läßt sich aus nachfolgender Stelle nicht deutlich erkennen: „Tieck wird jetzt so sehr angefeindet, daß seine Empfehlung die entgegengesetzte Wirkung hervorbringt." (Brief an Ambrunn, 17. Januar 1845). Jedenfalls scheint nach diesen Äußerungen Sterns Ansicht, daß Tieck zu wenig Interesse für Ludwig gezeigt habe, nicht gerechtfertigt zu sein. Aber nach diesem weiteren Mißerfolge ließ der Dichter sein Werk in der Schublade liegen.

Aus dieser Ruhe wurde es nur noch gelegentlich herausgerissen. Im Jahre 1850 teilte Ludwig das Werk Berthold Auerbach mit, der aber das Motiv bedenklich fand, so daß der Dichter die Hoffnung, es in der „Novellenzeitung" unterzubringen, fahren ließ**). Trotzdem behielt der Dichter die Liebe zu seinem Werk, und es war eins der wenigen Jugendproduktionen, die er noch in den letzten Jahren gelegentlich Freunden mitteilte. Erst 1891 ist das Werk von Adolf Stern zum erstenmal herausgegeben worden.

*) Konzept im Hauskalender 1843.

**) Eintragung im Hauskalender 9. April 1850 und gleichzeitiger Brief an Emilie.

Die Liebe des Dichters zu seinem Werk zeigt uns, daß er glaubte, es auch in seiner Spätzeit verteidigen zu können, und schon dieser Umstand beweist, daß wir es hier mit einem reifen Produkte zu tun haben, dessen künstlerische Qualitäten trotz manchem Wunderlichen und mancher Ungeschicklichkeit unbestritten bleiben werden. Gewiß ist Ludwig in seinen späteren Werken zu einer kraftvolleren, realistischen Darstellungsweise fortgeschritten, die ungemeine Zartheit und die poetische Feinheit in der Charakterzeichnung der „Maria" hat er aber kaum wieder erreicht.

V. Die Buschnovelle

Das Frühjahr 1844 brachte unserem Dichter in seiner stillen Dresdener Arbeitsklause eine erwünschte Abwechslung durch den Besuch Wetzsteins, der ihm schon vorher einen jungen dänischen Orientalisten von Mehren anempfohlen hatte. Und als dann Wetzstein nach Leipzig zurückgekehrt war, wurde ein Ausflug nach Meißen unternommen, an dem sich die Maler Strauch, Gössel, Hasse, Fiebiger, der Kupferstecher Langer, Herr von Mehren und Otto Ludwig beteiligten. Über diesen Ausflug berichtet unser Dichter an Wetzstein*): „Daß Sie in Meißen waren, hat uns bewogen, desgleichen zu tun. Herr von Mehren, der die letzte Hälfte der Partie mitmachte, leider durch Kälte und Wind bedeutend molestiert wurde, wird Ihnen davon erzählen ..... Wir machten Montags über das Buschbad nach Garsebach, einem reizenden Erdwinkelchen, just wild genug, um mir zu gefallen und zahm genug, da wohnen zu können; wozu ich mich denn in Gott entschlossen habe und in den nächsten Tagen abgehen werde."

Im Mai 1844 erfolgte die Übersiedlung nach Niedergarsebach, wo er in der Schleifmühle sein Quartier bezog. Der stille Talwinkel zwischen dem Buschbade bei Meißen und seinem Wohnorte hatte es ihm angetan. Sein liebster Aufenthalt war der steile Götterfelsen,

*) Konzept im Hauskalender 1843.

auf dessen Höhe sich ein 1843 von den Meißener Fürstenschülern zum Andenken an die Jahrhundertfeier ihrer Schule errichtetes eisernes Kreuz erhebt. Am Fuße dieses Berges liegt die Klausmühle an der Stelle, wo das Tal am engsten ist. Die Reize dieses Aufenthaltsortes hat Ludwig selbst in einem Briefe an Ambrunn vom 19. Juni 1844 geschildert. Dort heißt es:

„Ich schreibe Dir aus einem der lieblichsten Winkelchen Erde; links vor mir prächtige Felsen, rechts die kleine kühle Triebisch, drüber Berge mit grünem Busch bewachsen, um meine Residenz — in einer Schleifmühle — ungeheure, herabgerollte Felsblöcke von mannigfachsten Formen und schlanke, grüne, krause Erlen bunt untereinander. Und in welcher Richtung ich den Triebischgrund durchziehen mag, so wird's immer schöner. Meine Werkstatt schlag ich bald hier, bald da auf, einmal zwischen den Felsblöcken an der Triebisch nahebei — ein alter Erlenstrunk hält mir das Tintenfaß, die Mappe auf meinen Knien ist mein Tisch; bald über der Klausmühle, dem romantischsten Punkt, den ich auf der Welt kenne, etwa zwei Stockwerk hoch, einen schmalen Weg sperrend, der durch junges Gebüsch in wunderschönen Linien herunterläuft, so oft geschlängelt, daß man merkt, er selber mag nicht von dem schönen Berge herab — was ihm nun freilich zu verdenken, da das Thal noch schöner ist, bald horste ich, auf meinen poetischen Eiern brütend, auf dem Gipfel eines Felsens. Ob ich gleich allein bin, habe ich nicht die mindeste Langeweile: ich wende meinen Kopf um, so hab' ich das Thal mit edeln, guten, ernsten, komischen, bösen Bewohnern bevölkert. — Wenn mir's gefällt, geh' ich mit Göttern und Königen um, in einem Anfall von Herablassung dagegen kann ich mit Bauern kegeln, die übrigens hier meist sehr reich und so gebildet sind, wie bei uns draußen angesehene Bürger."

Dieses Idyll schildert auch eines der Buschlieder, jener wenigen Perlen der Ludwigschen Lyrik:

„Blauer Himmel, kühne Felsenhänge,
Durch das milde Grün Poetengänge,
Und ein kühles Flüßchen drum gewunden.
Ja, ein traulich Bild hab' ich's gefunden,

Mit dem Maß der Schönheit vollgemessen.
Nur ein Mädchen, das mich just verstände,
Das in mir, in dem ich alles fände —
Nur das Beste ist dabei vergessen!"

So klagt der Dichter noch Anfang Juni 1844; aber schon die nächsten Wochen sollten ihm die Erfüllung dieses sehnlichsten Wunsches bringen: Im Triebischtale gewann er die Liebe seiner späteren Gattin Emilie Winkler. Frau Ludwig hat Jahrzehnte später Adolf Stern die Geschichte ihrer Liebe in schlichten Worten erzählt, die hier Raum finden mögen*):

„Im Triebischtal, in der Nähe des Buschbades, lernte ich Ludwig kennen, als ich mit meinem Vater, einem Naturfreund wie wenige, spazierenging. — Wir waren eines Nachmittags auf unserm Wege schon in den einsamern Teil des Tales gelangt, da begegnete uns ein junger stattlicher Mann mit breitem Strohhut auf dem wunderbar schönen Haupte, dessen Blick ich plötzlich wie suchend auf mich gerichtet fühle. Er grüßt, bleibt stehen, und als wir an eine Biegung des Weges gelangen und mein Vater zurückblickt, sieht er ihn noch immer stehen, uns, die er gleicherweise als eine unerwartete Erscheinung betrachten mochte, sinnend nachschauend. Einige Tage später waren wir auf dem gleichen Wege, ich eile Blumen suchend voraus den Berg über dem Buschbad hinauf, dem Lieblingsplatz meines Vaters entgegen — und eben dort unter der großen Eiche, die — noch vom Buschwerk verborgen — jetzt frei vor mir liegt, sitzt Otto Ludwig. Er erhebt sich grüßend; der lautlosen und doch so bewegten Stille macht das Hinzutreten meines Vaters ein Ende. Ludwig bittet, ob er, des Weges unkundig, sich uns anschließen dürfe. — — Wir verlobten uns im Laufe der nächsten Monate des gleichen Sommers."

Der Jubel über sein Liebesglück klingt nun in vollen Tönen in den „Buschliedern" aus. Aber auch die „Buschnovelle" strahlt einen Abglanz jenes glücklichen Sommers 1844 wieder.

Ohne große Mühe kann man in der Schilderung des Grafen mit dem Zwickelbart den Dichter selbst wiedererkennen, der in jener Zeit

*) Vgl. Stern, Biographie S. 207.

zu tiefem Ernst und zur Melancholie neigte. Gerade darum wirkten Emiliens Frohmut, Heiterkeit und unbefangene Natürlichkeit in hohem Grade erfrischend auf ihn ein; einen ähnlichen Einfluß übt Pauline in der Erzählung auf den Grafen aus. Was wir vom Äußern Emilie Ludwigs wissen, stimmt mit der Schilderung Paulines ebenfalls überein. Auch Motive der „Buschlieder" kehren hier wieder. Der Vater Paulines weist wohl auf Emilies Vater hin, hat aber den Namen des Herrn von Mehren erhalten. Nicht unmöglich ist es, daß auch der Niklas, die Hanne, der Garsebacher Christlieb an Persönlichkeiten aus Ludwigs Umgebung im Triebischtale anknüpfen. Das Landschaftliche ist bis in alle Einzelheiten genau wiedergegeben. Selbst die Schilderung der Mühle (S. 298) knüpft an Ludwigs Wohnsitz, die Schleifmühle in Garsebach, an, wie aus dem Vergleich mit der zitierten Briefstelle an Ambrunn hervorgeht.

In erstaunlich kurzer Zeit ist das kleine Märchen entstanden. Im Mai 1844 war Ludwig nach Niedergarsebach übergesiedelt; etwa Mitte Juni hatte er Emilie Winkler kennen gelernt. Bereits am 27. Juni war „das Buschmärchen" laut Eintragung im Hauskalender 1843 vollendet. Im Juli wurde das Manuskript an die Zeitschrift „Rosen", die Hiller in Leipzig herausgab, eingesandt. Aber auch diesmal vergeblich! Ja, die Redaktion antwortete gar nicht, so daß erst auf einen Mahnbrief hin die Rücksendung des Manuskriptes nach Monaten erfolgte. Nach diesem Mißerfolge scheint Ludwig auf Veröffentlichung auch dieses Werkes nicht mehr gehofft zu haben.

Im Frühjahr 1846 fiel ihm aber in Meißen in einer Buchhandlung die erste Nummer des zweiten Jahrganges der „Neuen illustrierten Zeitschrift", die in Stuttgart offenbar als Konkurrenzunternehmen gegen Webers „Illustrierte Zeitung" erschien, in die Hand. Dort war ein Preis von 15 Dukaten Gold für die beste kleine Novelle im Umfange von zwei bis drei Bogen ausgesetzt worden. Innerhalb dreier Monate sollte die Novelle eingeschickt sein. Daraufhin waren 37 Einsendungen erfolgt, von denen jedoch keine des Preises würdig erschien, so daß im April eine Verlängerung des Ausschreibens erfolgte. Unter Bezugnahme auf dieses Preisausschreiben sandte Ludwig die „Busch-

novelle" ein und bat in seinem Begleitbriefe um direkte Antwort. Diese erfolgte jedoch im „Briefwechsel" der Zeitschrift, wo es in Nr. 19 heißt: „Herrn O. L. v. E. in Meißen. — Ihre eingesandte Novelle hat uns, den Schluß derselben abgerechnet, äußerst gefallen; sie eignet sich ganz außerordentlich zum Illustrieren. Wollten Sie uns gefälligst das Honorar dafür bestimmen und wir werden sie sogleich benützen." Ludwig übersah die Notiz und der Druck erfolgte, ohne daß sein Einverständnis eingeholt worden wäre. Erst am Ende des Jahres, bei der Durchsicht des Jahrganges der Zeitschrift fand Ludwig sein Werk gedruckt. Daraufhin wandte er sich wegen der Honorierung an die Redaktion. Inzwischen war aber die Zeitschrift in einen anderen Verlag übergegangen. Man verwies ihn an den früheren Verleger, der sich aber trotz mehrfacher Mahnbriefe nicht rührte. Ludwig schickte ihm eine genaue Abrechnung in Höhe von etwas über 11 Talern unter Zugrundelegung des Honorarsatzes der Zeitschrift. Alles vergebens. Resigniert schreibt Ludwig 1848 an Ambrunn: „Für das Wenige, was ich untergebracht in Zeitschriften, hab' ich zwar Lob erhalten, aber kein Geld. Die Mahnbriefe nach Stuttgart z. B. kosten Geld und die Sache zur Klage zu bringen verlohnt sich meist nicht. Die Buchhändler sind jetzt ebenfalls in der traurigsten Lage und werden wohl dezimiert werden von dieser Zeit."

Es ist eine bittere Tatsache der Literaturgeschichte mehr, daß für die künstlerisch-bedeutsamen Novellen kein Verleger und keine Redaktion zu haben war und auch das erbärmlich kleine Honorar für unser Märchen nicht einmal ausgezahlt wurde.

Für die Bewertung der „Buschnovelle" muß beachtet werden, daß es sich um ein in wenigen Tagen niedergeschriebenes Werklein handelt. Auf psychologische Feinheiten und scharf durchgeführte Charakteristiken hat der Dichter ebenso verzichtet, wie auf die Mittel der realistischen Kunst. Es kam ihm darauf an, ein Märchen zu schaffen und man wird zugeben müssen, daß der naive Märchenton einheitlich durchgeführt worden ist; das vermag auch mit den allzubreit geratenen Schlußkapiteln zu versöhnen. Das Hauptgewicht wird man aber darauf zu legen haben, daß wir in diesem Werke eine poe-

tische Verklärung von Otto Ludwigs Liebesglück im Triebischtale besitzen.

VI. Das Märchen vom toten Kinde

Bei keinem Werke Otto Ludwigs gehen die Ansichten über die Entstehungszeit so weit auseinander, wie gerade bei diesem Märchen. Adolf Stern behandelt es als unreifen Jugendversuch, andere setzen es gar in das Jahr 1847.

Nun geben endlich die aufgefundenen Entwürfe einen einigermaßen sicheren Anhalt für die Entstehung. In einem Notizbuch*) findet sich ein Gedichtentwurf über den Stoff des Märchens; wir haben darin wohl den ältesten Plan zu sehen. Nun enthält das Notizheft Eintragungen aus den Jahren 1845—1847, so daß der erste Plan zeitigstens 1845 entstanden sein kann. In einem anderen Notizheft im Goethe- und Schiller-Archiv finden sich die genaueren Entwürfe für die Ausführung. Diese sind mitten zwischen die ersten Entwürfe des „Schulmeisterromans" geschrieben, die dem Winter 1845/46 angehören. Wir erhalten damit die Zeitbestimmung, daß diese Entwürfe etwa gleichzeitig erfolgt sind. Die Ausführung dürfte nicht lange auf sich haben warten lassen, so daß die Novelle vermutlich noch 1845, spätestens aber im Frühjahr 1846 abgeschlossen wurde.

Das Märchen sollte nach Sterns Angabe in den Schulmeisterroman verwoben werden, mit dem es jedoch in keinem inneren Zusammenhang steht. In welcher Weise dies wirklich geschah, läßt sich nicht ersehen, da Sterns Angaben nicht ausreichen, die Handschrift aber in der Zwischenzeit leider verschollen ist.

Trotzdem plante Ludwig von vornherein eine selbständige Publikation. In dem Oskar Walzel gehörigen Notizbuch findet sich ein Briefkonzept an einen in Nürnberg befindlichen Redakteur einer Zeitschrift — es ist nicht unwahrscheinlich, daß es sich um Dr. Wimmer handelt —, in dem Ludwig das Märchen anbietet. Die Briefstelle, die allerdings durch Streichungen, Einschachtelungen und Herausschneiden

*) In Verwahrung des Herrn Geheimrat Walzel in Dresden.

einer halben Seite recht gelitten hat, gibt über die Haltung des Dichters seinem Werke gegenüber so interessante Aufschlüsse, daß sie hier ihren Platz finden mag: „Anbei folgt etwas, wenn Sie es brauchen können: außerdem senden Sie mir's bald wieder retour. Ich wollte mich nicht lässig erfinden lassen und konnte doch größeren Arbeiten nicht mehr Zeit und Interesse abstehlen. Es ist etwa im satyrisch-humoristischen Genre; ihr Brief ließ mich ungewiß, ob Sie für das Beiblatt auch Längeres brauchen können, wie eben dies. Es hat wenigstens Stoff zu launigen Bildern. — In der Advokatenszene, Bogen , hab' ich die technischen Ausdrücke s. Z. selbst gemacht; es fehlte an Zeit, mich zu befragen. [Gestrichen: Die satyrischen Beitaten könnten vermehrt werden durch eine Nachschrift, etwa der Art] [auf der folgenden Seite:] Wohlgeboren der Herr Redakteur wie auch der geneigte Leser wird es befremdlich gewesen sein [sic!], daß eine ganze Szene gegenwärtigen Märchens in einem s. v. Hundestall spielt, desgleichen, daß der Autor Haus- und andere Thiere nicht allein vorgebracht, sondern dieselben sogar die darin vorkommenden Menschen an nobler Gesinnung übertreffen lassen]. ‹Sie werden erwarten, daß ich deswegen pp. entschuldige; ich aber rühme mich des im Gegentheil. Wenn je Ihr Herz humanitätberauscht im Begeisterungstakte schlug, wenn der Proletarier, der edle Mensch, — wie es jetzt gebräuchlich, ja erforderlich — dem vornehmen Ungeheuer, um mich populär auszudrücken, die Meinung zeigt ....› ‹die Hausthiere aber sind ja noch mehr Proletarier, als die Proletarier selbst, eigentlich die wahren Proletarier, die mit ihren Kindern bezahlen müssen. So denk' ich nun, mich auf die Spitze des Zeitgeschmacks gesetzt zu haben ....› Sie senden wohl an eine hiesige Buchhandlung ein Probeblatt Ihrer Zeitung unter meiner Adresse. Sollten Sie beigelegtes aufnehmen, erhalt' ich wohl einige Freiexemplare der betreffenden Nummern."

Auch bei diesem Werke war aber die Hoffnung, es bald gedruckt zu sehen, vergeblich. Dem „Märchen vom toten Kinde" war es auch beschieden, erst nach dem Tode des Dichters zu erscheinen; und zwar kam es zuerst 1873 in Otto Jankes „Hausbibliothek" heraus.

Es liegt nahe, das „Märchen vom toten Kinde" mit der „Busch-

novelle" zu vergleichen. Auf den ersten Blick erkennt man, daß die Charakterisierungskunst im „Märchen vom toten Kinde" ungleich höher entwickelt ist, als in der „Buschnovelle". Dazu kommt, daß wir den köstlichen Humor, der über diesem Werke liegt, bei jenem vermissen. Aber dieser Humor ist nicht rein, es ist viel Satire und Ironie beigemischt. Es fehlt der naive schlichte Märchenton, der nach Tieck die unumgängliche Bedingung des Märchens überhaupt ausmacht. Dieser Fehler ergibt sich aus der Grundlage des Werkes. Es wird der Versuch gemacht, mit realistischen Kunstmitteln ein Märchen zu schaffen, während die reine Märchendichtung ein Heraustreten aus dem Realen erfordert. So ist das Werk ein interessanter Versuch, der deutlich zeigt, daß der Verfasser sich endgültig einem künstlerischen Realismus zugewandt hat.

Weimar, 25. Oktober 1912.

Hans Heinrich Borcherdt.

Das Hausgesinde

Eine Laune

1840

I.

Der Gärtner Andres wäre der zufriedenste Mensch unter der Sonne gewesen, wenn er sein Röschen hätte heuraten dürfen. Er war eine treue Seele, ganz ergeben dem Grafen und der Gräfin, seiner Herrschaft. Sein Dienst nährte ihn, und er hätte wohl noch für ein Weibchen genug gehabt, das so genügsam gewesen wäre wie er. Auch das fand sich, und schon jubilierte der glückliche Andres, als seinem Glücke Hindernisse in den Weg traten, an die er nie gedacht. Wie denn überhaupt das Denken nicht seine Sache war und ihm bei weitem nicht so von der Hand ging als seine Gartenarbeit. In der, das mußte ihm der Neid gestehen, suchte er seinesgleichen. Im ganzen Lande war kein Gärtner, der so gesunde Bäume zu ziehen verstand; im Küchengarten hieß er Meister; in der Blumenzucht, seinem Lieblingsfache, nahm er's vollends mit jedem auf.

So lieb er nun überhaupt die Blumen hatte, so war ihm eine wieder bei weitem die liebste. Es war auch die schönste, frischeste, freundlichste Blume, die man sehen konnte. Aber leider wuchs sie nicht in seinem Garten. Er hätte sein halbes Leben darum gegeben, wenn er sie aus des Müllers Boden in den seinigen hätte versetzen dürfen. Und die Blume selbst verlangte keinen andern zum Gärtner als den muntern Andres. Aber der alte Müller, ein reicher Kauz, hatte gar andern Geschmack als sein freundliches Röschen. Das verlangte von seinem Gärtner nichts, als was Andres besaß, ein freundliches hübsches Gesicht, eine flinke Hand und ein treues Herz; der alte Müller verlangte bei weitem mehr. Reich sollte sein Schwiegersohn sein, womöglich auch etwas Vornehmeres, als er selbst war. Und Andres war nur an Liebe zu Röschen, an Frömmigkeit und munterer Laune reich, aber nicht an irdischen Gütern, und „Gartenknecht" ist kein Titel, der die Eitelkeit reizt.

Übrigens war der Alte nicht etwa ein überaus harter Mann, denn er hatte sich von dem schmeichelnden Röschen so viel an seiner Forderung abdingen lassen, daß Andres ihm nur die bare Summe von dreihundert Gulden aufweisen und als Hofgärtner auf die Freite kommen sollte; dann wollte er dem Pärchen kein Hindernis mehr in den Weg stellen.

Das war doch eine Hoffnung. Was braucht die Jugend weiter, um fröhlich zu sein? Er stand damals bei seinem Grafen gut angeschrieben; sparsam war er von je; so war das Sümmchen schon zusammenzubringen. Der Titel konnte ihm auch nicht entgehen, wenn der Graf ihm so günstig blieb und der alte emeritierte Hofgärtner aus dieser Zeitlichkeit in den Garten der Ewigkeit verpflanzt wurde, wozu baldige Aussicht war.

Die Jugend hat ja noch so viele Jahre vor sich und nimmt's damit erst genau, wenn die besten hinter ihr liegen. Sie bedenkt nicht, daß die carte blanche der Zukunft ganz anders ausgefüllt werden kann, als sie hofft, daß statt eines Trauscheins das Schicksal einen Scheidebrief, anstatt des großen Loses einen Schuldschein daraus machen kann. Und doch hat sie den besten Teil. Ist doch der wirkliche Besitz nur ein sichtbar herausgetretener Reichtum unseres Innern. Wir werden je reicher an äußerm, je ärmer an innerm Besitz. Und der ist doch die Hauptsache. Je weniger einem zu wünschen übrig bleibt, um so ärmer ist er.

An diesem innern Reichtum hatten denn Andres und Röschen gezehrt. Die Liebe war nicht kleiner geworden, und die Hoffnung wuchs mit jedem Tage. Dem Andres fehlten nicht fünfzig Gulden mehr an der bedingten Summe, der alte Hofgärtner hatte schon sein Testament gemacht; da umzog sich plötzlich der blaue Himmel der Liebenden mit Wettergewölk.

Andres stimmte nicht ein in den Ton seiner Mitbedienten, hatte manch schlechtes Ansinnen derselben zur Übervorteilung der Herrschaft mit der Grobheit, die der schlichten Ehrlichkeit Hausgenosse ist, abgewiesen. So ergriffen sie jedes Mittel, den Sittenrichter, der sie in ihren Plänen störte, um die Gunst und womöglich auch aus dem

Dienste des Grafen zu bringen. Das kleinste Versehen wurde ihm zum Verbrechen gemacht; wo irgend seinem Tun ein zweideutiges Ansehen zu geben, seinen Reden ein hämischer Doppelsinn unterzulegen war, wurde es nicht unterlassen. Und der arme gute Andres gab in seiner arglosen Einfalt nur zu viel Gelegenheit, ihm etwas anzuhängen. Er hatte nicht nur die frühere Gunst des Grafen verloren, es war ihm sogar angedroht, auf die nächste Klage über ihn schmählich aus dem Dienste geschickt zu werden. Und er wußte es, daß er jedesmal, und wenn er das Recht völlig und unzweifelhaft auf seiner Seite hatte, unrecht behalten mußte. Zum Advokaten war er eben nicht gemacht.

So standen die Sachen, als der Graf zu seinem vierzigsten Geburtstage seinen sämtlichen Untertanen ein kleines Fest veranstaltete.

Unter den Linden vor dem Schlosse bogen sich die Tische unter der Last der Kuchen. Fässer, in denen der edle Most schäumte, blinkten aus dem kühlen Schatten der Büsche. Appetitlicher Bratwurstgeruch ergötzte die ringsumher gelagerte hoffnungsvolle Jugend des Dorfes, nie hoffnungsvoller als eben heute. Der Spitz des Müllers, den ein gleiches Interesse zu ihnen gesellt, machte vergebens seine kühnsten Sprünge; ihre Augen hatten ein anderes Ziel.

Immer lebendiger ward's. Da kamen die Alten im Brautkleide, das sich länger erhalten als die Bräutigamswonne, den Kamm quer im gescheitelten Haar; die freundlichen Mütterchen mit den wunderbar geschweiften Röckchen, die, im Gehen hin und her wackelnd, ihnen das Ansehen wandelnder Glocken gaben, zu denen die trippelnden Beine den Klöppel vorstellten. Da kam das muntere gebräunte Volk der Bauernbursche, die reichern mit einem Münzkabinett von angeöhrten Silberstücken an Wams und Brustlatz, die mastigen Beine in gelben Lederhosen, in den graziösen Bewegungen der Arme der Schwung des Peitschenstieles nicht zu verkennen, mit mehr Laune und Anmaßung, als Anstand daher. Da wehten die kurzen Röckchen um die gedrängte Form der kecken Dirnen, die bunten Bänder um die bräunlichen Heckenrosen der vollen Gesichter. Da ward gezupft und geneckt, die Augen verdeckt, der Verdecker erraten. Da flogen

Winke und Blicke, da klang Gesang und Gelächter. Um die Witzbolde des Dörfchens sammelten sich die Gruppen. Mit mehr Derbheit als Witz ergoß sich die Laune des festlichen Tages; unter ihren Schlägen erglänzten dunkelrot die umfangreichen Wangen. Da versteckte sich die Verschämtheit geheim sich wähnender Neigung vor den nicht schonenden Anspielungen hinter verlegenem Gekicher und scheinbar unbefangenem Eingehen auf den Scherz. Da lächelte sich Einfalt und harmlose Liebe aus vollen freundlichen Gesichtern zu, da stierte die Gedankenlosigkeit ins Blaue, da zog der Neid die Mundwinkel, da haftete sich der grimmig versteckte Blick der Eifersucht an jeden Zug seines Gegenstandes, da wiegte sich die Selbstgefälligkeit auf Schuh- und Stiefelspitzen, da spreizte sich der plumpe Geldstolz, da zierte sich die Gefallsucht, da schnellten die Pfeile von den Augenbrauen der ländlichen Koketten. Wer niemand anderm gefiel, der gefiel doch sich, wer kein Publikum fand, belachte seine Späße selbst.

Und nun erhob sich der lustige Jammer einer verblasenen Flöte, zwei Hörner ließen Klänge vernehmen, die nichts weniger glichen als musikalischen Tönen, eine Klarinette persiflierte das Angstgeschrei der leidenden Menschheit, zwei Geiger schwangen die weiten Hemdärmel dem kecken Bogen in sägender Bewegung nach, ein alter Baß beurkundete sein lebensmüdes Dasein in widerstrebenden Tönen. Die Lust war vollkommen.

Aber unser Andres stand abseit von den Tanzenden und ballte grimmig die nervigen Fäuste in den Jackentaschen. Denn sein Röschen lachte dem geschniegelten Kammerdiener, der sie mit dem Aufwande aller Lakaiengrazie um die Linde schwang, so freundlich zu, wie sie nach Andres' Meinung nur ihm zulachen durfte. Wie ein Geiziger, seine Verluste im Kontobuche stöbernd, begleitete er jeden Blick, der dem Verhaßten wurde, mit einem ingrimmigen Seufzer. Der Reihen endete. Und nun mußte er sehen, wie der Nebenbuhler seinem Röschen Most kredenzte und die Glühende in die vollen Wangen knipp. Und sie lachte noch dazu und winkte mit den fröhlichen Augen zu dem Eifersüchtigen herüber.

„Ja winke nur, du falsches Ding," brummte er vor sich hin. „Wie?

was? Verstehst du mich? So dumm ist der Andres nicht, wie du denkst. Er hat Augen. Du sollst mich gewiß heute nicht freundlich sehen, und wenn du tausendmal streichelst und schmeichelst. Aber es geschieht dir schon recht, Andres. Warum hast du dein ganzes Herz an die Dirne gehängt? Wer sein Herz Kameradschaft machen läßt mit zwei flinken Füßen, der darf sich nicht beschweren, wenn's davonläuft. Ich will gar nicht mehr hinsehen, daß sie sich nicht etwa einbildet, ich könnte gar nicht sein ohne das. Wie? was? Verstehst du mich?"

Aber er sah in dem Augenblicke wieder hin, wo sie — gestanden hatte. Denn sie war fort. Unter den Tänzern war sie nicht, unter den Zuschauern auch nicht mehr zu sehen. Andres vergaß alle seine Vorsätze und machte sich auf die Beine. Wo er etwas Helles durch die Zweige glänzen sah, meinte er, sie mit dem Verhaßten stehen zu sehen. Er lief durch den ganzen Park hin und wieder her; sie war nicht zu finden. Dabei schwor er ein Mal über das andere, sich nichts mehr an die Untreue kehren zu wollen. „Was geht es mich an, wo sie ist und mit wem sie scharmiert. Wie? was? Verstehst du mich?" Nichtsdestoweniger setzte er seine Entdeckungsreise fort und schwitzte vor Ärger und Anstrengung.

„Suchst du mich?" rief jetzt ein Silberstimmchen aus dem Gebüsche. Röschen saß auf einem dürren Baumstrunk. Sie kam ihm entgegen. Der Andres bemühte sich, trotz seiner innerlichen Freude und des wiedergewonnenen Glaubens an ihre Treue, die so unverkennbar aus ihrem reinen Auge strahlte, so gleichgiltig und kalt zu erscheinen, als ihm nur möglich, indem er in Gedanken vor sich hinbrummte: „Strafe muß sein. Wie? was? Verstehst du mich?"

„Ach, Andres," klagte das Mädchen, indem sie sich voll vertraulicher Liebe an ihn lehnte. „Das gibt dir nirgends bösere Menschen als auf der Welt."

Dem Andres ward gar anders, als der warme schöne Leib an ihm ruhte, aber er drehte das Gesicht ab und sagte mit gleichgiltigem Tone: „Ei, das wäre!"

„Denke dir," fuhr sie fort, „der Kammerdiener —"

„Ganz recht," entgegnete Andres, „fast hätt' ich vergessen zu gratulieren."

„Was soll das heißen?" fragte das Mädchen, indem sie ihn groß ansah. Er aber wich ihren Augen aus und versuchte zu lachen, was ihm nicht recht gelang. Dann sagte er: „Das soll heißen, daß ich der Mamsell Glück wünsche zum Herrn Kammerdiener. Er hat sein Schäfchen im Trocknen, und ‚Herr Kammerdiener', das läßt sich hören. Der Meister Müller wird da nichts dagegen haben. Wie? was? Verstehst du mich?"

„Du weißt's also schon?" fragte das Mädchen. Aber dem Andres ging bei der Frage Fassung und Verstellung zugleich aus. Er erschrak und sagte: „Was denn? Was weiß ich denn?"

„Daß der Kammerdiener sich bei meinem Vater einschmeichelt und dich bei ihm verdächtig machen will. Und mich heuraten," setzte sie weinend hinzu.

„Und du willst?" fragte er voll Angst.

„Ich weiß gar nicht, wie du mir heute vorkommst," sagte das Mädchen verwundert. „Wie oft hab' ich dir geschworen."

„Mädchenschwüre sind — Wind."

„Beim Monde —"

„Der ist taub."

„Bei der Sonne —"

„Die hält sich die Ohren zu, wenn ein Mädchen schwört."

„Bei dir selbst —"

„Ich bin ein Esel."

„Ja, das bist du," sagte das Mädchen ärgerlich. „Du bist nicht wert, daß ich dich freundlich ansehe, noch weniger, daß ich dir gut bin."

„Na," sagte der Andres wieder guter Laune. „Bin ich's nicht wert, so bin ich's doch bedürftig. Wie? was?"

„Das ist noch nicht alles," sagte Röschen voll ungekünstelter Betrübnis. „Der Herr Graf selbst gibt sich alle erdenkliche Mühe um mich und hat mich eben erst angeredet und hat mir Dinge gesagt, die er nicht hätte sagen sollen."

„Und was hat er denn gesagt?“ fragte Andres voll Angst. „Etwa —“

„Er hat mich seine schöne Müllerin genannt.“

„Und du ihn wieder deinen schönen Herrn Grafen?“

„Höre, Andres, wenn du so sprichst, ist's vorbei mit uns.“

„Ja, Röschen, mit mir ist's schon vorbei. Das ist ein Komplott. Der Graf, die Gräfin, der Kammerdiener, der Hausmeister, die Haushälterin, die Lakaien, alle rebellieren sie gegen mich. Und du auch. Wie? was? Verstehst du mich?“

Der Andres wandte sich ab und lehnte sein weinendes Antlitz in den blühenden Holunder. Das Mädchen fühlte seine Tränen auf ihrer Hand und schluchzte vor Mitleid mit dem Andres und mit sich selbst. „Ist's denn dein Ernst, guter Andres, daß du glaubst, ich rebelliere auch gegen dich? Mögen sie ja alle rebellieren, mein Vater mit, dein Röschen bleibt dir treu.“

„Ja,“ entgegnete Andres, indem er sein Gesicht aus dem Holunderbusche herauszog und an das ihre lehnte, „ich weiß es, du bist gut. Es war nur eine Dummheit von mir — nein, eine Schlechtigkeit, daß ich so zu dir reden konnte.“

„Du hast's aus Desperation getan,“ tröstete Röschen, „und ich hab's schon wieder vergessen. Dort kommen Mädchen und Bursche, die dürfen uns nicht beisammen finden. Heute nachts komm' ich an die weiße Bank beim Mühlstege, da will ich dir alles erzählen, und da wollen wir beraten, wie wir unsere Sache anstellen müssen. Daß du's nicht vergißt, wenn's zehn schlägt im Dorfe, am Mühlstege beim alten Gewölbe!“

Das Mädchen sprang den Gespielen entgegen, aber Andres stand noch lange im Kampfe mit seiner Betrübnis. Endlich richtete Andres sich auf und sagte vor sich hin: „Du bist ein Esel, Andres, daß du dich unnötigerweise abhärmst. Sie ist dir treu und läßt dich nicht, und so mag's kommen, wie's da will. Jetzt gehst du zu den andern und trinkst ein Gläschen, damit die dummen Sorgen zum Guckguck fahren. Wie? was? Verstehst du mich?“

2.

Während Andres ging, um seinen Vorsatz auszuführen, unterredete sich im tiefsten Gebüsche der Graf mit seinem Kammerdiener. Das liebliche Röschen hatte einen tiefen Eindruck auf sein gräfliches Gemüt gemacht, einen so tiefen Eindruck, als das Gemüt eines Weltmannes fähig, und dieser einen Entschluß zuwege gebracht, wie die Entschlüsse vornehmer Lüstlinge in solchem Falle zu sein pflegen.

„Ich hätte dem kleinen Dinge die Sprödigkeit gar nicht zugetraut, noch weniger den Mut, mir solche Sottisen zu sagen, als sie getan hat."

„Hat sie das wirklich getan, gnädigster Herr?" fragte der Diener, äußerlich gleichmütig erscheinend, innerlich aber voll Vergnügens über das Erfahrene. „Und was denken Erlaucht zu tun? Wollen sie laufen lassen? Gibt's doch genug schönere und weniger spröde Mädchen."

„Du sprichst, wie du's verstehst," sagte der Graf. „Ein schöneres frischeres Mädchen ist auf zehn Meilen in der Runde nicht zu finden. Eine abschlägliche Antwort ist noch keine. Sie ist so eitel wie ein Mädchen, darum ist sie zu verführen. Den Schmuck, den du mir neulich in der Residenz besorgtest, mit dem ich die Gräfin zu ihrem Geburtstage zu überraschen dachte, bringst du ihr heute. Ein Briefchen dazu, niedlich und duftend – das müßte mit dem Teufel zugehn! Aber," fuhr er fort, den Finger auf dem Munde, „behutsam!"

Der Graf ging, in Gedanken schon am Ziele. Der Kammerdiener sah ihm pfiffig lächelnd nach. „Behutsam!" sagte er, den Grafen parodierend, in Gedanken. „Behutsamer, als es Erlaucht lieb sein wird. Der Müller ist schon ganz eingenommen für mich und gegen den Tölpel von Gartenknecht. Den Schmuck überbracht, aber Notabene statt des Briefchens eine Warnung. Gespart haben wir uns etwas, der köstliche Schmuck dazu! Ich heurate Röschen, übernehme

die Mühle und bin ein reicher Kauz." Und der zweite Glückliche war in Gedanken fertig.

Der Herr Graf hatte aber, ohne es zu wissen, der Gräfin gebeichtet, die, in einer nahen Laube versteckt, das ganze Gespräch zwischen Herrn und Diener vernommen. So eifersüchtig als ihr Herr Gemahl galant, hatte sie seine Bemühungen um die schöne Müllerin nicht übersehen können. Als sie dem Grafen, der sich mit dem Kammerdiener entfernte, nachschlich, hatte sie die Hoffnung, etwas Näheres zu erfahren, wie wir wissen, nicht getäuscht. Sie hatte alles gehört, und nur durch die größte Anstrengung war es ihr gelungen, ihrer selbst Herr zu bleiben. Aber sie sah voraus, daß sie, ihrem Zorne nachgebend, das Spiel verderben würde. Der gewandte Weltmann hätte einen Scherz aus der Sache gemacht — das war schon öfter das Ende zwischen ihr und ihm gewesen —, und sie hätte anstatt als Richterin als eine Beschämte vor ihm stehen müssen, wohl gar in Gegenwart eines Bedienten eine wohlgesetzte Predigt über das törichte Laster grundloser Eifersucht hören müssen. Solche Reden waren die Force ihres Herrn Gemahls, in der er sich besonders gefiel. Sie mußte ihm seine Untreue beweisen, ihn überführen können. Dazu war der Plan bald gemacht. Der Schmuck samt dem Briefe mußte in ihre Hände fallen. Den übrigen Domestiken durfte man, sie wußte es, nicht trauen. Der ehrliche Andres war der Mann, dem Rechte den Sieg zu verschaffen. Er sollte dem Bedienten aufpassen, dessen Weg durch den Park führen mußte. Die Gartenknechte sollte er zu Assistenten nehmen. Sowie der Bote mit dem Kästchen eingefangen, sollte er Lärm machen; denn vor der ganzen Dienerschaft wollte sie den Herrn Gemahl beschämen, um sich für dessen Predigten, die er vor versammeltem Personale zu halten pflegte, eine genügende Rache zu bereiten. Die fünf Füchse, die sie ihm als Lohn für die gelungene Tat versprach, machten die Summe, an die Röschens Besitz geknüpft war, voll, und der Andres glühte vor Most und Tatendurst.

3.

Es wurde immer dunkler. Andres, das bestellte Werkzeug der Nemesis, saß auf einer Bank am Wege, auf die der Jelängerjelieber, nachdem er sich an dem schlanken Zytisus eine Weile hinaufgeschlängelt, den leuchtenden gelben Blütentrauben sein saftiges Grün zur Folie gegeben, in tausend Ranken herunterfiel und die weiße so reizend verhüllte wie die losgegangene Nacht dunkler Locken den Schneeglanz eines schönen Busens. Zwei Nachtigallen überboten sich aus den nahen Akazien im wollustschmachtenden Schluchzen. Aber Andres, der Rächer, wünschte sich sehr unpoetischer Weise statt der Nachtigallen zwei lärmende Nachtwächter. Denn der Schlaf kam in tausend Traumgestalten aus den Büschen und vom Himmel auf ihn ein. Bald sah er Röschen daherschlüpfen, fühlte sich in ihren Armen und schlummerte an ihrem Busen ein. Dann schrak er aus dem halben Schlafe empor und mühte sich, den Auftrag der Gräfin sich ins Gedächtnis zurückzurufen. Hatte er einmal die goldenen Füchse der Gräfin, dann konnte er als gemachter Mann wirklich und ungestört an Röschens Brust einschlummern. Der Wille war unverbesserlich, aber das Vollbringen mangelte. Denn über ein kleines, und ein ähnliches Schlummerbild verlockte seine Seele, sich ihm zu ergeben. Die warnende Stimme kam immer später und leiser.

Daran war aber nichts weiter schuld als der süße Most, in dem er sich heute Vergessenheit seiner Sorgen hatte trinken wollen. Es war ihm gegangen wie jenem Ritter, der sich anstatt auf das Pferd über dasselbe hinüberschwang. Er hatte mehr aus der Lethe geschöpft, als sich mit seiner jetzigen Bestallung vertrug. Er fing an zu zählen. Mit Fünfzig war er wieder am Einschlummern. Da rauschte es plötzlich im Gebüsche. Er fuhr auf und horchte, sah hin, wo das Geräusch entstanden schien, und meinte zu träumen.

Ein Männlein, kaum sechs Zoll lang, mit einer Perücke, die ihm bis in die Kniee hinunterhing, kam kecklich aus dem dunkeln Laube einer Päonie hervorgeschritten. Ein schmaler Streif des Mondlichts,

der durch die grauen Wolken drang, fiel dem Männchen gerade auf die Perücke, und sie schimmerte wie mit Silberstaub gepudert. Das Männchen schien das Licht nicht gut vertragen zu können, denn es nieste wohl sechsmal nacheinander so gewaltig, daß sein ganzer Körper sich von der Erschütterung überschlug, bis der Schatten einer Nachtviole es schützend aufnahm.

Dem Andres ward es gar wunderlich zu Mute, so seltsam graulich und doch heimisch, denn er fürchtete sich nicht im mindesten. Zur Besinnung mocht' er gar nicht kommen, denn das Männlein fing mit einer wunderbar feinen Stimme zu reden an:

„Hochzuverehrender, insonderheit schätzbarer Herr! Dero untertänigster Knecht vermag gar nicht auszusprechen, wie glücklich er sich fühlt, Denenselben nach so langer Trennung wiederum nahen zu dürfen. Aber mit Wehmut wird er gewahr, daß Dieselben seiner ganz vergessen zu haben scheinen. Die Verwunderung, so ich in Dero angenehmen Zügen zu lesen die Ehre habe, sagt mir, daß Dieselben mich nicht mehr kennen zu wollen belieben."

Andres sagte: „Ihr possierlicher Kerl kommt mir auch bekannt genug vor, aber erinnern kann ich mich nicht, wo ich Euch gesehen haben sollte."

„Wenn Dieselben", fuhr das Männlein fort, „aus Niedrigkeit zu besonderer Ehre gelangt wären, sollt' es mich nicht wunder nehmen, sintemalen es bei besagtem Glückswechsel zur Sache gehört, seiner ehemaligen Freunde sich zu schämen. Da es aber gerade der umgekehrte Fall, so will mich's sehr seltsam bedünken."

Darauf erhob sich das Männlein auf den Schuhspitzen, streckte die Arme auseinander, als ging' es mit dem bei seiner Kleinheit fürwahr überkühnen Gedanken um, den Andres zu umarmen, bog das Köpflein auf die rechte Seite, drückte die Augen zu wie ein Kückelhahn, der krähen will, und rief mit heller durchdringender Stimme:

„Teuerster durchlauchtigster Prinz Andrei, kennt Ihr Euren untertänigsten Knecht und treuesten Freund Hanspeter nicht mehr, den-

ſelben, ſo Ihnen Dero Frau Baſe Torſchreiberin eingehändigt, da Sie noch vor der Türe Dero Vaterhauſes zu ſpielen geruhten?"

„Du wärſt's wirklich, Hanspeter?" rief Andres, hob ohne Scheu den kleinen Diener in ſeinen Schoß, ihn zu liebkoſen, wie er ſonſt wohl getan.

Das kleine Männchen aber drohte freundlichen Ernſtes mit dem Fingerlein und ſprach mit eindringlichen Worten:

„Ei, Herr Prinz, wie habt Ihr Euch doch auf die liederliche Seite gelegt, ſeid aus reinem Übermute von Eurem Throne geſtiegen, um ein Gärtnersburſche zu werden. Der treue Schornſteinfeger, jener biedere kleine ſchwarze Mann, hält noch immer Dero Zepter in ſeinen Händen, das Dieſelben ihm zu halten gaben, weil Sie einen Spaziergang aus Dero Schloſſe machen zu wollen geruhten. Sind aber, anſtatt zurückzukehren, in die pure blanke Wirklichkeit hineingerannt und haben ſtatt des Zepters ein Grabbrett in Dero Hände gefaſſet."

Andres wußte nicht, wie er daran war mit dem Männlein und mit ſich ſelbſt. „Bin ich denn wirklich ein Prinz?" fragte er dreimal. „Ich dachte immer, es ſei nur Spiel."

„Das iſt's eben," ſagte das Männlein. „Was iſt denn wahr? Und was unwahr? Was wir glauben, iſt wahr. Es gibt gar kein Spiel, oder alles iſt Spiel. Viele nennen das wahr, was ſie mit den Händen greifen, und das iſt gerade die handgreiflichſte Lüge. Was wir glauben und inwendig ſind, davon haben wir die nächſte unmittelbare Kunde. Sollen wir die Nachricht für wahrer halten, die erſt von einem Tölpel zum andern gegangen iſt, eh' ſie bei uns ſelbſt anlangt? Warum wollet Ihr, o Prinz, der Wahrheit, die in Euch ſelber iſt, die Verfälſchung plumper Zwiſchenträger, die Ihr die Sinne nennt, vorziehen? Die haben freilich ihren Vorteil dabei, wenn ſie Euch etwas vormachen, und den alten Griesgram Verſtand halten ſie ohnedies nur zum Narren."

Andres dachte vergeblich darüber nach, was wohl das Männlein meinen möge. Endlich ward er ungeduldig und ſagte: „Was brauch' ich denn nachzudenken? Ich bin ja ein Prinz. Dafür hab' ich meine

Räte. Der Verstand, den ich bezahle, ist mein Verstand. Deshalb bin ich doch der Verständigste, wenn ich nur der Reichste bin, und muß mir drum meinen Kopf nicht zerbrechen." Darauf wandte er sich zu dem Männlein und gebot: „Nun so denk' Er einmal in meinem Namen und Auftrag, wo ich eigentlich Prinz bin und was ich zu tun habe, da sich das Selbstdenken nicht mehr für mich schickt."

Da sagte das Männlein: „Durchlaucht dürfen nur geruhen. Es würde den edeln Schlendrian, wie wir die künstliche Maschine nennen, hindern, wenn Durchlaucht selbst denken wollten; Dieselben könnten ein Loch in die ganze schöne Einrichtung hineindenken. Der Fürst geruht, der Untertan bezahlt, der Minister läßt's gehen, wie es geht; das ist das große Geheimnis, worauf das Glück des Staates beruht. Euer Durchlaucht sind der Prinz von Wacholderland. Aber was mach' ich hier vergebliche Worte, während Eure göttliche Prinzessin verwünscht ist und sich nach dem edeln Retter sehnt!"

„Und was denk' ich dabei?" fragte Andres.

„Euer Durchlaucht", entgegnete der Minister, „denken, sie zu erretten."

„Nun, das ist vernünftig von mir," sagte der Prinz, „zumal wenn sie schön ist. Man besinne sich auf die Prinzessin."

„Die Prinzessin von Erdbeerheim ist das schönste Frauenzimmer auf Erden," dachte der Minister auf allerhöchsten Befehl, „obwohl Prinzessinnen eigentlich keine Frauenzimmer sind, sondern verehrungs- und anbetungswürdige Engel. Aber ein böser Zauberer, sein Name fällt mir gerade nicht bei, der böse Zauberer Soundso ist in Liebe gegen sie entbrannt und hat die Göttliche, da sie ihm ihre durchlauchtigste Neigung nicht zu schenken geruht, in ein Frauenzimmer verwandelt. Das soll sie nach dem Spruche des Zauberers Soundso bleiben, bis Euer Durchlaucht sich in sie verlieben, obgleich sie nur als ein Frauenzimmer erscheint."

„Nun, so verliebt mich in die Prinzessin, daß die Geschichte bald aus wird, denn mich schläfert gewaltig; auch hungert mich nach dem Hochzeitkuchen. Daß Ihr mir brav Rosinen hineinbacken laßt, Mi-

niſter! Das bind' ich Euch auf die Seele. Und nun denkt in Gottes Namen weiter drauf los."

„Ein Schritt iſt ſchon geſchehen," fuhr der Miniſter fort, „indem Dieſelben, vom Schickſale willenlos gedrängt, ein Gartenknecht geworden. Ihr ſeid bereits in ſie verliebt, gnädigſter Prinz; dort kommt die Braut, die, ſowie dieſelbe allergnädigſt umarmt, wieder ihre fürſtliche Geſtalt erlangen wird. Auch ſind die Kuchen ſchon gebacken, und ich beurlaube mich untertänigſt, die Untertanen Vivat rufen zu laſſen und die Böller zu löſen."

Das Männlein lief davon, aber dem Andres ward zu Mute wie einem Gott, denn die verwünſchte Prinzeſſin kam aus dem Gebüſche getreten und war — Röschen. „Nun", ſagte er, „iſt alles gut. Ich will unterdes ein wenig ſchlafen, bis mein Miniſter wiederkehrt und ſich für mich freut und weiter denkt."

Und er lehnte ſich zurück in ſeinem güldenen Throne — da wurden ſchnelle Tritte hörbar. Der Prinz kam auf einmal wieder zu ſich. Der Kaſten fiel ihm ein, die fünf goldenen Pfennige. Es war der Kammerdiener, der des Weges vom Schloſſe nach der Mühle daherkam, ein Käſtchen unter dem Arme. Wie ein Tiger brach Andres aus ſeinem Verſtecke. Mit einem Griffe hatte er die Schachtel in Händen, aber der Träger nahm vor ſeinen derben Fäuſten Reißaus. Andres ſtellte das Käſtchen in das hohe Gras, weil es ihn hinderte, den Dieb zu greifen; und das war ihm doch befohlen. Und wie die wilde Jagd ging's zickzack durch Buſch und Beet, dem Fliehenden nach.

4.

Aber desſelben Weges, den der Kammerdiener, von Andres gejagt, verlaſſen hatte, kam eine wunderſame Geſtalt dahergetrippelt. Es war ein altes Männlein mit verſchrumpftem Faunengeſichte. In der einen Hand trug er etwas in Papier Gewickeltes, in der andern eine kleine ſchmutzige Blendlaterne. Als er an das verfallene Gemäuer, unweit der Bank, auf welcher Andres Prinz geweſen, gekommen war, ſah er ſich vorſichtig um, dann räumte er den Schutt von einer Stelle

des Bodens, brachte einen Schlüssel aus der Tasche, schob ihn in das Schlüsselloch, welches unter seinen räumenden Händen sichtbar geworden; dann sah er nochmals ringsumher.

Dann drehte er den Schlüssel leise, leise, hob sorglich langsam, damit kein Geräusch sein Treiben verrate, die Falltüre auf und brachte aus der Tiefe ein Kästchen zum Vorschein, fast von derselben Form wie das von Andres erbeutete, das nahe dabei unbemerkt im Grase stand. Er öffnete es und sah mit gierig funkelnden Augen hinein, und im matten Lichte der verräucherten Blendlaterne glänzten Ringe, Uhren und silberne Löffel gleichsam die Antwort. Er schien ganz in die Herrlichkeiten des Kästchens versunken und erschrak, als sich's im Busche hinter ihm regte, dermaßen, daß die Schätze in seiner zuckenden Hand zusammenklirrten. Er drückte das Kästchen mit beiden Armen krampfhaft an die Brust, und sein ohnehin nicht reizendes Gesicht malte Schrecken und beängstigter Geiz zur Karikatur aus. Aber er zitterte nicht mehr, und die verzerrten Züge kehrten mählich zu ihrer alten Form zurück, als er die bekannte Stimme seiner würdigen Gefährtin, Mitmehrerin und Teilnehmerin an dem Schatze vernahm, die Stimme der jungfräulichen Haushälterin.

„Nun, Hausmeisterchen, Erdgeistchen, haben Sie gute Geschäfte gemacht heute?" fragte die lange dürre Mumiengestalt, indem sie sich auf der Seite der Falltüre ihm gegenüber niederkauerte.

Die beiden Gestalten glichen im ungewissen Scheine der Blendlaterne einem graulichen Spuk, wie sie die markierten Gesichter, in der Begier der Habsucht unheimlich zuckend, nachbarlich über dem Kästchen einigten, während der Neid, daß der Schatz dem andern mitgehöre, in grünem Schein aus den Katzenaugen sich anblitzte.

„Da sehet selbst, Mamsellchen," grinste der Hausmeister mit so viel Behaglichkeit, als mit Habsucht und Neid zusammenwohnen kann, ein prachtvoll mit edeln Steinen ausgelegtes Perspektiv mit den spitzigen zitternden Fingern aus dem Papiere wickelnd. „Und Sie, Mamsellchen? Können Sie ein gleiches Gewicht in Ihre Schale legen?"

„Sie sind ein Goldmännchen," flüsterte die Haushälterin, indem sie aus einer geheimen Tasche einige silberne Löffel und eine dergleichen Zuckerzange zum Vorscheine brachte. „Den sechsten, liebes Würmchen, den sechsten Löffel vom halben Dutzend habe ich in den Koffer des neu angezogenen Kindermädchens praktiziert. Das Silber fehlt. Als treue Dienerin macht man die Herrschaft aufmerksam. Es wird nachgesucht. Man findet den einen. Wo der ist, müssen seine Brüder auch gewesen sein. Das Mädchen wird eingesetzt oder fortgejagt, und keine Seele ahnt, wo die Löffel sind, die lieben Löffelchen, die schönen Löffelchen."

Während sie die Geliebtesten mit freudiger Gier noch einmal beäugelte, eh' sie sie in das Verlies zu ihren nunmehrigen Mitgefangenen gleiten ließ, fiel ein giftiger Blick aus dem Auge des Hausmeisters auf sie; aber seine Stimme klang im sanftesten Register: „Oh, Sie Lose!"

Die Haushälterin hatte den Streifblick wohl bemerkt, und ihr Eingeweide brannte vor Grimm, aber sie sagte in gleichem Tone: „Haben Sie auch das Aufgebot bestellt, süßes Zuckerwürmchen? Dieses keusche Herz fürchtet die gefährliche Nähe des Schmeichlers und sehnt sich, dem Teuern im geheiligten Bunde anzugehören, eh' ein schwacher Augenblick — ach, welches fühlende Mädchen hat nicht solche? — ihre jungfräuliche Würde und Ruhe unwiederbringlich untergräbt!"

Bei den letzten Worten war sie in ein sanftes Weinen verfallen. Aber der Hausmeister, aller Rührung unzugänglich, entgegnete hämisch: „Oh, sei'n Sie doch endlich ruhig mit Ihrer jungfräulichen Ruhe. Es wird keinem Christenmenschen einfallen, der Augen im Kopfe hat, sie zu untergraben. Mich, meine Gesundheit, mein Leben wollen Sie untergraben, Mamsell. Das wär' Ihnen schon recht, mich tot ärgern zu können, um das köstliche Schätzchen zu erben, zu dem Sie blutwenig beigetragen haben."

„Blutwenig?" fragte die Schöne mit plötzlich verändertem Tone und funkelnden Augen. „Blutwenig? Und was wär' denn das goldene Kreuz mit den Diamanten, um das die Frau Gräfin Schwieger-

mutter die Betty ins Zuchthaus schickte? Die Ohrringe mit den Perlen? Haben Sie kein Gedächtnis, Sie einfältiger Pinsel?"

„Es ist mir jetzt lieb, daß es einmal zur Sprache kommt," knurrte der Hausmeister wie ein grimmiger Hund, dem man einen Knochen nehmen will. „Wer hat den Versteck ausgemittelt, Sie erbärmliche mannstolle Weibsperson?"

Über das anmutige Antlitz der Gouvernante legte sich der Zorn wie ein blaues Tuch, und der Krampf der Wut gestaltete die knöchernen Hände zu Habichtskrallen. „Eine mannstolle Weibsperson?" preßte sie aus der zornverengten Luftröhre herauf. „Er Karikatur! Er gemeiner Mensch! Er — Ist Er denn ein Mann, nach dem man toll sein könnte? Er gedörrte Rübe! Er Pickling!"

Wie zwei kampffertige Katzen auf den Hinterbeinen aufgebäumt, die Krallen erhoben, die Zähne gebleckt und pustend, kauerten die beiden würdigen Bundesgenossen einander gegenüber, unfähig vor Zorn zu reden. Mit einer Hand das Kästchen gefaßt, die andere zum Kampfe erhoben, funkelten sie einander mit den Augen an. Da, mit einem gewaltigen Riß machte sich der Hausmeister des Kästchens Herr, aber eh' er sich erhoben hatte, mit der Beute zu entfliehen, fühlte er die spitzigen Finger der Gegnerin im Gesichte, und mit einem kühnen Anlaufe war er aus dem Gleichgewichte gebracht. Die Siegerin machte des Niedergeworfenen Leib zu ihrem Schemel, und schon war es ihr gelungen, ihm das Entrissene wieder zu entreißen, als die Gefahr, die man mit kräftigen Schritten nahen hörte, die Feindseligkeiten zu gemeinsamer Verteidigung des bedrohten Schatzes mahnend, die Versöhnung herstellte. Sie hatte im Schreck das Kästchen ins hohe Gras fallen lassen. Der Hausmeister ergriff das falsche, das ihm zuerst in die Augen fiel, und verbarg es schnell — denn zum Verschließen war nicht Zeit — in die nächste Mauerlücke des Gewölbes.

Und in eiliger Flucht rettete sich der eine nach dieser, die andere nach jener Seite, beide willens, sowie die Stelle wieder sicher, das Kästchen an den alten Verwahrungsort zu bringen.

5.

Andres kam schnaubend und schwitzend zurück und verwünschte die Kraft seines Sorgenbrechers, des süßen Mostes. Der Verfolgte war ihm, dem Wankenden, entgangen, und jetzt begannen Baum und Busch, Erde und Wolken einen Elfentanz um ihn her. Er sah sich nach dem zurückgelassenen Kästchen um; der Rasenplatz drehte sich aber so schnell vor seinen Augen, daß er, und wenn es die Größe eines Scheunentores gehabt hätte, das Ziel nicht hätte finden können. Da kam eine unendliche Wehmut über ihn. Er weinte bitterlich wie ein Kind. „Mir ist nichts beschert", schluchzte er, „auf dieser bösen Welt. Nichts als Leidenschaften! Nun ich mein Röschen hätte erwerben können, reitet mich der Gottseibeiuns, daß ich mir einen Rausch trinke. Es geschah freilich in der besten Absicht, aber fragt das Schicksal darnach? Das ist blind und fährt zwischen uns und unser schönstes Plaisir, just wenn wir denken, daß wir's bei allen vier Zipfeln fassen wollen, wie ein Fallgitter herunter. O du grimmiges vermaledeites Schicksal! Ich wollte, du wärest der Andres und ich du; da wollt' ich dir deine Bosheit eintränken. Dein Röschen bekämst du zeitlebens nicht. Wie? was? Verstehst du mich?"

Andres setzte sein Klagelied so lange fort, bis ihm die Stimme versagte. Es war ihm so weh, daß er dachte sterben zu müssen. Und das war ihm gerade erwünscht. Das Gesicht hatte er in die kühlen Zweige einer Spiräe gelehnt. Die Kühle wirkte ernüchternd auf den Erhitzten. Allmählich ließ seine Traurigkeit nach, wie der Tanz der Gegenstände um ihn an Schnelle und Verwirrtheit abnahm. Jetzt konnte er das Kästchen wohl finden. Er blickte auf, da schimmerte Röschens Kleid aus dem Busche. Kästchen und Füchse, Rausch und Schicksal waren vergessen. In drei Sprüngen war er im Busche und hielt der Aufschreienden schäkernd die Augen zu.

„Wie Sie nun wieder sind! Schämen Sie sich doch! Es schickt sich ja nicht. Wenn's jemand sähe! Der Ruf eines unschuldigen jungen Mädchens — ich vergehe vor Scham. Wollen Sie morgen auch das Aufgebot bestellen? Zum Pastor gehen, Sie Loser?

So flüsterte die Umfaßte, so leise, daß der Liebhaber so wenig von ihren Worten verstand, als die Dunkelheit ihm von ihrer Gestalt zu erkennen erlaubte. Andres sagte ebenso leise: „O du Schatzkind, du goldenes! Daß du endlich kommst! Das verdammte Kästchen hat mich schon halb toll gemacht."

„Haben Sie's auch versteckt?" fragte jene etwas lauter.

„Was du nur mit deinem ‚Sie' willst," sagte dieser. „Nun kann es uns nicht fehlen. In einem Vierteljährchen ist's Kreuz gemacht. Einen Kuß, Herzwürmchen!"

„Was machen Sie aus mir, Sie losester aller losen Hausmeister!" ächzte das Herzwürmchen, sich scheinbar sträubend, aber zerschmelzend wie Wachs an der Glut des vermeinten Hausmeisters. Aber Andres fuhr zurück, als säh' er eine aufgebäumte Otter vor sich. Er wußte nicht, wie ihm war, und die Bäume begannen wieder ihren Tanz.

„Sie böser Vergeßlicher," girrte die Gouvernante mit den Tönen einer verblasenen Flöte. „Und das Kästchen steht noch immer in der Mauerlücke?"

„Aha! Das Kästchen," dachte Andres und freute sich seiner Schlauheit, indem er flüsterte: „Wo denn?"

„Ich begreife Sie heute gar nicht," war die Antwort. „So hab' ich Sie in den dreißig Jahren unserer unwandelbaren Zärtlichkeit nicht gesehen. Wie entsetzlich haben Sie mich vorhin beleidigt! Verzeihe es Ihnen der goldene Mond da oben hinter den Wolken, dieses gebrochene Herz kann Ihnen nicht verzeihen. Und nun —"

„Lassen Sie den goldenen Mond hinter den Wolken! Das Kästchen aber? Wo denn?"

„Mit Ihnen ist's nicht richtig," entgegnete die Haushälterin. „Haben Sie's nicht selbst versteckt? Dort in die Mauerlücke? Männchen, kommen Sie doch zu sich aus Ihrem Liebesrausch! Wenn uns jemand so beisammen fände! Mein Ruf! Mein jungfräulich Kränzlein! Ach, du herzliebster Heiland! — Nunmehr wär' es in Sicherheit, wenn Sie bei sich gewesen wären, und es kommt schon wieder jemand!"

„Ohne Sorgen," sagte Andres, die Falsettstimme des Haus-

meisters nachahmend. „Lassen Sie mich nur machen! Gehen Sie; Sie verkälten sich."

„Sie Zärtlicher!" flötete die Haushälterin und schlich — aber nicht ins Schloß zurück, sondern nur tiefer in das Gebüsche. Denn in der arglosen Seele der bejahrten Jungfrau war ein Verdacht entstanden. Die Zärtlichkeit des Hausmeisters war zu plötzlich und auffallend, um die Erfahrene zu täuschen. Ob er sie nicht zu entfernen suchte, um des geliebten Schatzes allein Herr zu werden?

Während die Haushälterin beschloß, sich auf alles gefaßt zu machen, lachte Andres behaglich in sich hinein und sagte: „Das hätt' ich nicht hinter dir gesucht, du Schlaukopf. Na, sage nur noch einer: Der Andres hat das Pulver nicht erfunden. Ich hab' ein Fiducit auf meine Pfiffigkeit. Wenn doch nur geschwind was zu erfinden oder zu entdecken wäre. Aber es ist schon alles entdeckt und erfunden, das Pulver, der Dampf und Amerika. Das ist fatal. Nun hilft die ganze Geschwindigkeit nichts. — Nun allons, das Kästchen! In der Mauerlücke soll's stecken? Heraus damit, Bruder Schlaukopf!"

Indem er sich vor der Mauer auf die Erde kauerte, den Schatz zu heben, schlug's im Dorfe zehn Uhr. Da fiel ihm Röschens Bestellung ein. „Jetzt zeig' dich als ein starker Geist," sagte Andres zu sich selbst, indem er den Arm in die Lücke steckte. Er fühlte das Kästchen. „Jetzt zeig' dich als ein starker Geist. Nicht umgesehn! Horch, sie kommt. Das ist ihre Stimme. Nicht eher sie angesehen, bis alles in Ordnung ist, damit du nicht in deiner Faselei die ganze Sache verdirbst. Sie soll Respekt vor mir kriegen. Bis jetzt hat sie zu wenig Respekt vor mir gehabt. Jetzt wird sie mir gleich die Augen zudrücken. Nichts da! Ja verstecke dich nur, loses Ding! Erst gibt's andere Dinge zu tun. Du sollst sehen, daß dein Andres ein Mann ist, der die Haare auf dem rechten Flecke und den Kopf zwischen den Zähnen hat. Wie? was?"

Er erhob sich, konnte sich aber doch einen Blick nach dem Busche zu, in dem sie sich, ihn neckend, zu verstecken pflegte, nicht versagen. „Röschen," sagte er wichtig, „jetzt keinen Spaß! Ich weiß, wo du steckst. Paß acht, daß mir kein Spitzbube an das Kästchen kommt. Jetzt wird Reveille geschlagen."

Damit lief Andres mit Riesenschritten nach dem Schlosse zu, den Kopf voll Hochmut, das Herz voll Seligkeit.

Aus dem Busche aber huschte die Alraungestalt des Hausmeisters. Wie ein Habicht schoß er auf das Kästchen zu, das Andres der Obhut des vermeintlichen Röschens vertraut. Wie eine Mutter ihr verlorenes wiedergefundenes Kind schloß er es in seine Arme. Einen Augenblick stand er unschlüssig, ob er den lieben Gefangenen dem alten Aufbewahrungsorte zurückgeben sollte. „Daß ich ein Tor wäre," grinste er. „Mamsell, sehen Sie, wie Sie zu Ihrem Demantenkreuzchen und Dero lieben silbernen Löffelchen kommen. Das wäre mir, die alte Schachtel zu heuraten. Des Müllers Röschen, ei! das ist ein anderer Bissen. Bin ich nicht des Müllers alter Spezial? Spitzt nicht das Mädel, sooft sie mich sieht, das Mäulchen? Auslachen? Oh, man hat sich versucht, man war auch einmal jung und ist es gewissermaßen noch; man versteht die Sprache der Mägdlein: Nein — ja — unausstehlich — hehe — unwiderstehlich. Und die Mamsell soll mir noch mit ihren Nebenersparnissen herausrücken, wenn ich mich stelle, als glaube ich, sie habe das Kästchen wegpraktiziert, und ihr mit der Entdeckung drohe. Vivat die Pfiffigkeit und das nette Röschen!"

Damit drehte sich das ausgemergelte Lusthaus des Geizes mit jugendlicher Schnelle um sein Fundament. Aber die Lust ward im Augenblicke zur Angst. „Diebe! Diebe!" schrie's vom Schlosse her. Laternen schimmerten durch die Büsche. Das böse Gewissen brach ihm die Kniee; mit einem Wehmutsblicke verbarg er das Kästchen schnell wieder in die Büsche; die Angst machte das dürre Männchen zum Windspiel. Aber er entlief seinem Schicksale nicht, das in Gestalt eines rüstigen Gartenknechtes sich ihm an die Ferse heftete.

6.

Röschen stellte sich wirklich ein. Vergebens aber sah sie sich nach Andres um. Da erhob sich der Lärmen durch den ganzen Park. Schnelle Schritte kamen auf sie zu. Wie ein Reh vor verfolgenden Hunden schrak das Mädchen zusammen. Eh' sie noch den Entschluß

zu fliehen gefaßt, lag sie in Andres' Armen und sah zwischen Verwunderung und Neugierde dem Liebling in das fröhliche Gesicht.

„Nun ist alles gut!" jubelte er und schwatzte im Taumel seiner Seligkeit von der Gräfin, der Haushälterin, von den goldenen Füchsen und von der Hochzeit so verwirrt, daß das Mädchen trotz des kaum verwundenen Schrecks über ihn lachen mußte. Es war vergebens, daß sie ihn fragte, warum er so jubele. Statt aller Antwort verlangte er nach dem Kästchen.

„Was fällt dir denn ein?" lachte das Mädchen. „Erst jubelst du und antwortest mir auf keine Frage, und nun verlangst du ein Kästchen von mir!"

„Herzensschatz, spaße nicht," sagte Andres dringend. „Gib's her!"

„Ich bitte dich, Andres, sei gescheit! Du spaßest."

„Ich wahrlich nicht. Allerliebster Zuckerengel, gib mir's, sie kommen schon. — Du hast dir's doch nicht stehlen lassen?" stammelte er. „Um Gotteswillen, so sprich doch! Wie? was? Verstehst du mich?"

Das Mädchen hörte an dem ängstlichen Tone, daß es ihm Ernst war. „Ich weiß ja gar nichts von einem Kästchen. Sei doch nur klug!"

„Ich habe dir kein Kästchen gegeben?" fragte Andres, an ihr und an sich irre. „Vorhin, eh' ich Lärmen machte?"

„Was du für seltsames Zeug plauderst," entgegnete das Mädchen; „ich komme nur eben, und du willst schon bei mir gewesen sein — mir ein Kästchen gegeben haben?"

Da war dem Andres, als wenn der Himmel herunter und auf ihn fiele. „Nun ist's vorbei mit mir! Die Gräfin — die Haushälterin — der Kammerdiener — das Schicksal — die Füchse — die Hochzeit — gute Nacht, Welt! Hast du mich noch lieb, Röschen, so gib mir um Gotteswillen einen Strick; ich erschieße mich!"

Dabei warf er sich ins Gras und weinte bitterlich. Das gute Röschen kniete neben ihm und weinte in ihrem Mitleid noch heftiger als Andres.

„Ach du herzlieber Andres, denke doch nicht an so schreckliche Dinge," schluchzte sie. „Denke doch an den lieben Herrgott im Himmel. Und ich, dein Röschen, soll dir den Strick geben, daß du dich erschießen kannst! O du böser armer Andres!"

Des Weges von der Mühle daher kam aber ein altes Männchen gewankt. Es war fast anzusehen wie ein Schlittschuhläufer oder ein Seiltänzer. Jeder seiner Schritte geschah in veränderter Richtung. In den Händen hielt er eine Schachtel, die ihm als Balancierstange diente. „Nun," sagte er mit lallender Stimme vor sich hin, „der Herr Hausmeister wird sich wundern, daß ich so spät komme. Der wird mich ausfenstern! Was wird's helfen, wenn ich ihm sage, daß ich nüchtern bin! Der Herr hat gar besondere Einfälle, zumal wenn er ein bißchen zu tief ins Gläschen geguckt hat. Ist Er ein Bote, wird er sagen, oder ist Er ein besoffener Schlingel? Da werd' ich sagen: Mit Vergunst, Herr Hausmeister, werd' ich sagen, der Bote bin ich, aber der versoffene Schlingel, sag' ich, das ist Er. Und wer weiß, was darnach mehr zur Sprache kommt. Wir sind allzumal sterblich. Ein Trinker bin ich nun nicht; denn ich hab' alle Tage was im Kopfe; das kann jedem Christenmenschen passieren; aber die echten, die erkennt man eben daran, daß sie garnicht betrunken werden." –

Andres aber stieß einen Freudenschrei aus, den man durch den ganzen Park hören konnte, wie er das Männlein daherkommen sah. Alles Leid war verschwunden. Im Nu hatte er sich aufgerafft und das Männlein am Kragen.

„Er betrunkener Schlingel," lallte das Männlein, „denkt Er, ich bin betrunken? Ich bin schon lange betrunken gewesen, wie Er noch nüchtern war." Aber Andres ließ ihn nicht los, nahm ihm die Schachtel ab und sprach weinend, aber jetzt vor Freude, zu seinem verwunderten Röschen: „Wenn die Not am größten, ist die Hülfe am nächsten. Morgen heißt's: Da seht her, Meister Müller! Ist Er nun zufrieden? Und der sagt: Nun, so nehmt Euch einander in Gottes Namen! Über drei Wochen ist die Hochzeit! Diebe! Diebe! Das soll ein Jubel sein! Mordio! Hierher! Hierher! Hier ist der Spitzbube! Hierher! Und nun heraus mit den goldenen Füchsen. Das ganze Dorf wird traktiert mit Kuchen, Rosine an Rosine und Zucker darauf wie Sand am Meer. Mordio! Freu' dich doch, Röschen! Hierher! Hier ist der Dieb!"

Und ein verwirrtes Getöse kam näher und näher. Fackeln und Laternen. Heugabeln und Dreschflegel, Rechen und Sensen, als gält' es eine Ernte.

Röschen war ganz verdutzt und wußte nicht, was aus dem allen werden sollte. Aber Andres schrie immer lauter.

Und die Frau Gräfin brachte den Herrn Gemahl an der Hand geführt, als wäre der Park ein Tanzsaal. Der Graf erblich, als er die Schachtel in Andres' Händen erblickte; die Gräfin triumphierte.

„Nun, Herr Graf," sagte sie mit höhnischem Lächeln, „so bleich und verstört? Sind Sie nicht ein Braver? Und müssen nicht alle Braven sich freuen, wenn ein Heuchler entlarvt wird?"

Dem Grafen aber war alle Fassung ausgegangen. Er stammelte einen Gemeinplatz um den andern. Da erhob sich ein neues Geschrei: „Da bringen wir den Dieb!"

Zwei rüstige Gartenknechte brachten den bebenden Kammerdiener geschleppt, dessen Kinnladen zu ihrem Siegesgeschrei den Wirbel schlugen.

Da war es ganz um den Grafen geschehen. „Verzeihen Sie," sagte er zu der Gräfin, „daß ich mich entferne. Der Lärmen — die Nachtluft — meine Nerven — Sie wissen —"

„Daß die Unschuld im fünften Akte über ihre Unterdrücker triumphiert," ergänzte die Gräfin mit kaum verhehlter Schadenfreude. „Fürchten Sie, der Heuchler werde nicht entlarvt werden? Allons donc, süße unterdrückte Unschuld! Vollkommene Satisfaktion sollen Sie haben!"

Und wieder erhob sich ein Jubelgeschrei. Zwei andere Knechte brachten den Hausmeister, über dessen Armensündergesicht die Angst hing wie ein weißes Tuch.

Die Gräfin aber lächelte dem glücklichen Andres gnädig zu. „Ich sehe," sagte sie, „Er ist der einzige Brave unter allen diesen Angstmenschen, die ihr Gewissen mit Fäusten schlägt. Öffne Er doch die Schachtel; der Herr Graf möchten sonst zu lange der schädlichen Einwirkung der Nachtluft ausgesetzt sein. Welch ein Unglück, wenn die poetische Gerechtigkeit der Posse sich den Schnupfen holte!" Andres

machte sich ans Werk, aber es währte lange, bis seine freudezitternden Hände damit zustande kamen.

„Gräfin," sagte der Gemahl mit einem flehenden Blicke, dergleichen sie lange nicht von ihm gesehen, „ich bitte, keine Szene!"

„Herr Graf," entgegnete sie, „was verlangen Sie? Ein Lustspiel ohne Nutzanwendung? Bedenken Sie doch, welch ein Stoff für Ihre Beredsamkeit! Die Spannung des Publikums! Nein, ich kann einer Begebenheit nicht Vorschub leisten, die sich selbst um solch eklatanten Triumph bringen will."

Jetzt machte der Deckel einen Ruck. Andres nahm die Schachtel zwischen die Kniee und spuckte nach Handlöhners Art erst noch einmal in die Hände. Dann nahm er einen neuen Anlauf.

Des Kammerdieners Wangen zeigten alle Nüancen des Erblassens. Sein Unglück war gewiß, sobald der Graf den Brief erblickte, den er anstatt des gräflichen untergeschoben, den Brief, in dem er, der gräflichen Liebe zu Röschen spottend, einen kleinen Katalog zu dessen Liebschaften niedergelegt.

Die Angst des Hausmeisters und der Haushälterin war weder weniger gegründet noch kleiner. Und als nun der letzte Ruck geschehen und der Deckel glücklich abgehoben, da zitterten acht Kniee vor dem Donnerschlage, der nun vernichtend auf sie herabschmettern mußte. Zwei Augen aber beseelte eine glückliche Zukunft, zwei Augen blitzten vor Racheluſt und Schadenfreude.

„Nun seh' Er doch, was darinnen ist, Andres. Der Herr Graf sind so gespannt. Wir möchten um die Nutzanwendung kommen!"

Andres nahm das Papier, das den Inhalt der Schachtel verbarg, hinweg, faßte kräftig hinein — der Kammerdiener verdrehte die Augen, der Hausmeister brach in die Kniee, die Haushälterin stieß einen Schrei aus, der Graf wankte vor verbissener Wut — Andres aber schwang über seinem Haupte — eine schneeweißgepuderte Perücke, ein Prachtexemplar.

Ein Augenblick des atemlosen Staunens. Ihm folgte ein unauslöschliches Gelächter.

Andres wandte sich mit dem ganzen Bewußtsein seiner Wichtig-

keit an die Gräfin, und sein freudeschimmerndes Auge mahnte an die Erfüllung ihres Versprechens. Die Gräfin aber, wütend über den Betrug, den sie sich vorsätzlich von dem Ehrlichkeitsheuchler gespielt glaubte, machte seine gebräunte Wange zum Zählbrett, daß ihm über der klingenden Münze Hören und Sehen verging.

Der Graf hatte sich wieder erholt und begann nun mit dem Tone des Wohlmeinens, dem aber genug Schärfe beigemischt war, um empfindlich zu treffen: „Und was ist nun, wenn ich fragen darf, das Resultat Ihres seltsamen Beginnens? Mußten Sie die Dienstboten mit Laternen und Fackeln, Dreschflegeln und Sensen zum Zeugen haben, wie Sie einen unter ihnen, der Ihrer Laune nicht unbedingt gehorcht haben mag, oder, weiß ich's, was sonst, auf eine fürwahr Ihrem Stande und Ihrem Geschlechte gleich ehrenvolle Weise zu züchtigen wissen? Wie oft — ich frage es aus der Tiefe eines Gemüts, das Liebe für Sie so ganz durchdringt und schmerzlicher fühlt, was Sie sich vergeben, als Sie selbst es zu fühlen scheinen — wie oft noch werden Sie in der unglücklichen Verirrung einer Schwäche sich Szenen bereiten, die mich mit Ihnen in der Achtung sogar der Dienstboten herabsetzen müssen? O möchten Sie doch nun endlich eingesehen haben, wohin es führt, wenn man, den treuen Führer Vernunft von sich stoßend, die geheiligten Anforderungen seines Standes abweisend, sich selbst der Leidenschaft verrät und ihren unseligen Folgen. Möchten Sie sich die Beschämung, die Sie heute wieder erfahren mußten, zur Lehre dienen lassen, Teuerste! Wenn es Ihnen auch zum Vergnügen gereichen mag, mich zu verletzen, meine Treue, von der Sie nunmehr überzeugt sein dürften, geflissentlich zu verkennen und sich und andere zu verdächtigen, oh, so schonen Sie doch, was mir das Teuerste ist, sich selbst und die Achtung, von der ich wünsche, daß man sie Ihnen unverkümmert zolle. Wollen Sie vergessen, was Sie mir, oh, so vergessen Sie nicht, was Sie sich selbst schuldig sind."

Also sprach der Graf voll Salbung; die Gräfin weinte vor Wut und gab ihren Blicken die Sprache, die der zuckende Mund nicht finden konnte. Andres stand in stiller Resignation. Noch immer hielt er die verhängnisvolle Perücke wie eine Trophäe vor sich hin. Er

mühte sich vergebens, die verscheuchten Gedanken in eine Einsicht in seinen gottverlassenen Zustand zu sammeln, einen Zusammenhang in die wirren Begebnisse dieses Abends zu bringen. Wie seine süßesten Hoffnungen sich als Träume ausgewiesen hatten, schien ihm alles Erlebte nur ein Traum gewesen zu sein.

Der Graf reichte der Gräfin mit kalter Artigkeit den Arm. Auf seinem Gesichte war der Schmerz verkannter Treue zu lesen; im Herzen pries er sein gutes Glück.

7.

Für Andres hob nun das Unglück erst recht an. Kammerdiener, Hausmeister und Haushälterin hatten ihre Todesangst an ihm zu rächen. Das gute Röschen nahm sich des Gequälten mit allem Eifer der Liebe an, und ihr guter Wille hatte wenigstens den Erfolg, daß sich das Gewitter, das Andres allein bedroht, teilte und die Hälfte über ihr zu wettern begann. Aber wie nun Andres, der das eigene Leid mit der Gottgelassenheit eines Märtyrers ertragen, sah, daß es über sein Röschen herging, da verließ ihn die Geduld.

„Nun mag daraus werden, was da will," schrie er. „Und wenn sie mich morgen hängen. Einmal bin ich ein geschlagener Mensch. Muß ich fort von meinen Blumen und meinem Röschen, so soll's auch Mord und Totschlag geben!" Dabei hieb er mit den nervigen Fäusten auf seine Anfechter los, bis sie wimmernd und fluchend dem Gereizten das Feld ließen. Die Drohungen, die die Fernschützen auf ihn abschnellten, überhörte er im Schmerze, mit dessen Macht und im Vorgefühl ewigen Scheidens er sein Röschen noch einmal an sein Herz drückte. Ein Bedienter rief ihn zum Grafen, sein Unglück war gewiß.

„Wenn sie draußen im Walde einen finden und bringen ihn getragen, so denke nur, daß es Andres ist," schluchzte er dem weinenden Röschen zu, wandte sich, dem Befehle zu folgen, und — fiel, so lang er war, in das Gras und die Büsche. Röschen mußte unter ihren Tränen lachen, wie Andres in die Höhe fuhr, das verletzte

Bein in den Händen haltend, auf dem andern herumsprang und in bunten Ausrufungen bald dem geistigen, bald dem körperlichen Schmerze Luft machte.

„Höre doch, Andres, weißt du denn, worüber du gefallen bist?“ rief Röschen. „Sieh doch nur her! Zwei Schachteln! Das müssen der Perückenschachtel Brüder sein. Ob wohl auch Perücken darinnen sind? Die eine ist aufgesprungen. Laß doch sehen! Ei, wie das glänzt! Sieh doch nur, Andres, trauter Andres!“

Andres kauerte sich hinter ihr in das Gras und sah mit offenem Munde über ihre Schulter in die Pracht hinein. „Wer das hätte!“ sagte er. „Ich bin einmal zum Unglück und zu den Leidenschaften bestimmt. Mir ist nichts beschert. Was helfen mir alle die Herrlichkeiten? Mach' zu, Röschen, damit nicht ein böser Geist über mich kommt. Ich muß fort von allen meinen Bäumen und Blumen, das weiß ich. Einen Dienst bekomm' ich wieder, Bäume und Blumen kann ich mir wieder ziehen, aber ein Röschen? — In meinem ganzen Leben krieg' ich kein Röschen wieder. Mein Röschen heuratet einen andern, und der Andres stirbt draußen in der Fremde vor Jammer und Herzweh. Wenn jetzt einer daherträte und sagte: ‚Andres, das alles soll dein sein. Nun nimm dein Röschen‘, ich würde wahnsinnig vor Plaisir. Mach' zu, Röschen!“

„Wie du bist, Andres! Die Mädchen sind neugierig. Laß mich's doch betrachten!“

„Röschen,“ sagte Andres, „wir beten: Und führ' uns nicht in Versuchung! Darum sollen wir uns nicht selbst in Versuchung führen. Das glänzende Zeug darin könnte uns helfen — Aber nein!“

„Nein!“ rief auch Röschen und schob schnell den Deckel über die Schachtel, als wär' eine Schlange darin, die herausfahren wollte. „Wir wollen's nicht mehr ansehen und nicht mehr daran denken. Mir ist schon, als hätt' ich eine Sünde getan.“

Andres nahm die beiden Schachteln unter die Arme und ging mit schwerem Herzen den Weg zum Grafen. Röschen aber setzte sich harrend auf die Bank unter den Jelängerjelieber, und je schöner die

beiden Nachtigallen in den Akazien schlugen, desto weher wurde ihr ums Herz, und desto heftiger quoll's aus ihren treuen Augen.

Wie ein armer Sünder trat Andres vor den finster blickenden Grafen, der allein in seinem Kabinette saß. Er stellte, in sein Unglück ergeben, den Reichtum vor jenen auf den Tisch. Der Graf öffnete die eine Schachtel und sah hinein. Da wurde er noch finsterer, und zornige Glut stieg ihm bis in die Stirne. Andres war auf das Schlimmste gefaßt. „Wenn die andere Schachtel dieselbe Wirkung tut," dachte er, „dann adje, Röschen, auf immer. Und wer weiß, wie's deinem Andres geht!"

Jetzt öffnete der Graf die andere Schachtel, nahm ein Briefchen heraus, entfaltete es, überflog's und sprang auf in der höchsten Bewegung.

Andres stand stumm wie ein Fisch und sah voll Sehnsucht nach der Türe. Der Graf ging mit heftigen Schritten wohl fünfzigmal an Andres vorüber, als bemerke er ihn gar nicht, dann drehte er sich plötzlich zu dem Erschrockenen, der beinahe in die Kniee gesunken wäre.

Aber der Graf lächelte gar freundlich und klopfte dem Andres die braune Wange, die noch von der Gräfin Hand die roten Spuren trug, und sagte: „Andres, ich habe dich verkannt; der Hausmeister, die Haushälterin und der Kammerdiener, dieses Schurkenkleeblatt hatte dich bei mir verleumdet. Du aber bist die einzige treue Seele unter allen, die um mich sind. Und dazu ein so kluger Bursche, als ich dir nimmermehr zugetraut. Den Dienst will ich dir nicht vergessen, den du mir heute geleistet hast. Sei fort so treu, und brauche deine Klugheit zu meinem Besten wie heute."

Der Graf ging an seinen Sekretär, den er aufschloß. Andres griff an seinen Kopf. Denn er begriff ebensowenig, was er denn eigentlich für einen klugen Streich gemacht, wie vorher, daß er einen dummen gemacht haben sollte. Noch weniger ahnete er, daß er in seiner Einfalt und Gewissenhaftigkeit ohne Vorsatz die Schlechtigkeit seiner Feinde entlarvt hatte und der Graf glaube, daß er die Perückenschachtel mit Wissen untergeschoben, um ihn aus peinlicher Verlegenheit zu befreien.

Da fuhr der Graf, vor seinem Pulte in einem Fache kramend, freundlich fort: „Wie ist's denn mit Müllers Röschen, Andres? Wie wär's denn, wenn ich bei dem Alten ein gut Wort einlegte für den neuen Herrn Hofgärtner?"

Da fiel Andres, vor Freude weinend, auf seine Kniee. Der Graf aber legte ihm eine schwere Rolle in die gefalteten Hände und sagte zu dem Dankstammelnden: „Und nun sieh, ob die künftige Frau Hofgärtnerin noch munter ist. Es ist schon spät. Gute Nacht." Und ging nach seinem Schlafkabinett. Andres aber lag plötzlich, er wußte selbst nicht, wie er aus dem Schlosse und durch den Park gekommen war, in seines Röschens Armen; aus der gelüfteten Rolle glänzte eine Menge goldener Füchse.

Mit dem ersten Morgenscheine aber schritt ein fröhlicher Freiersmann von der Gärtnerswohnung auf die Mühle zu, während der Kammerdiener mit leichtem Bündel und schwerem Herzen aus dem einen Tore des gräflichen Schlosses schlich und eine bewaffnete Eskorte den Hausmeister und die Haushälterin aus dem andern führte, einem Schicksale entgegen, das sie kein unverdientes nennen konnten.

Die Emanzipation der Domestiken

Novelle

1841

[Gedruckt 1843]

„Es kann dir nicht fehlen. Aus zuverlässigen Quellen weiß ich, daß die Stelle dir nicht entgehen wird. Ich sehe aber auch, was kommen muß. Das Einerlei des Geschäftsgangs wird deinen regen Geist allmählich in die Zwangsjacke des Philisteriums einschnüren. Aus den Meldungen deiner Offizianten wirst du dir ein gar anderes Bild von der Menschheit zusammensetzen, das göttliche Vertrauen zu den Menschen durch die Bekanntschaft nur der schlimmsten aus deiner Brust löschen. Und um der ganzen Metamorphose die Krone aufzusetzen, sieht der Herr Polizeidirektor sich nach einer jungen Frau Polizeidirektorin um, und mit ihr zieht der Talisman einer unentfliehbaren Alltäglichkeit, die aktenstaubgepuderte wiegenschaukelnde Prosa in seinem Herzen ein als Königin für die Heide eines ganzen langweiligen Daseins. Oh, daß du so schön angefangen, um so — ich will nicht sagen, wie — zu enden."

„Das Leben," sagte der andere, „ist einem schönen Gedichte nur zu unähnlich. Je eher einer aus der Illusion kommt, desto besser für ihn; immer kann sie doch nicht dauern, und das Schrecklichste, was es für den Menschen geben kann, ist der Rückblick auf ein verfehltes Leben. Wie in einem Gedichte, im Anfange nur angedeutet, in immer bestimmtern Umrissen die Charaktere hervortreten, die Verknüpfung immer reicher, die Erwartung immer gespannter wird, so zerfließen im wirklichen Leben die kühnen Umrisse, das geniale Streben nach Eigenheit in Stoff und Form immer mehr in die allgemeine Ähnlichkeit. Und wenn die Kräfte, in ihrer Mannigfaltigkeit tausendfach gehemmt, in Unmut zusammenbrechen, dann ist das Erstrebte fürs Erstreben, der Besitz für das schöne Vollgefühl des Ringens ein weit befriedigenderer Ersatz, als man früher dachte. Wer kann sein eigener Gesetzgeber sein? Wer will in diesem Zeitalter des Eigennutzes seine innere Ganz-

heit retten? Unzerschnitten aus den Armen dieser eisernen Jungfrau sein Ideal herausholen? Keiner noch, der der Welt den Krieg ankündigte, hat sie besiegt. Besser, in ein Bündnis mit ihr eingehn, ihr einen kleinen Tribut entrichten, um nicht alles zu verlieren."

„Das ist es aber eben," entgegnete der Baron. „Laß die Maschine nur deinen kleinen Finger erhaschen, und sie zieht und häkelt und rafft deinen ganzen Körper nach und wirft dich in die zermalmenden Walzen, aus denen kein Entfliehen mehr ist. Diene ihr nur im kleinsten, und du bist in gar nichts mehr dein Herr."

„Darauf will ich's ankommen lassen," erwiderte der Polizeidirektor in Hoffnung. „Wir wollen sehn, wem sie am schlimmsten mitspielt, dem Bundesgenossen oder dem Feinde. Schön ist's, das Paradiesvogelsleben in höhern Regionen, aber es kommt die Zeit, wo er die ganze Pracht seiner Schwingen für ein Paar solide Beine gäbe, darauf ruhen zu können. Nimm beizeit Ballast ein, Freundchen; schließ' deinen Spiritus in ein Glas, eh' er verfliegt. Laß nicht auf einmal deine Lebenslust und Kraft im glänzenden Feuerwerk aufgehen, spare für die dunkeln Nächte, die noch kommen werden. Und ritteſt du den Pegasus zu schanden, die Prosa holt dich noch ein. Du wirst nur ein Gesellschaftskavalier des Lebens sein; das Glück hat dich so bedacht, daß du nie sein Knecht wirst sein müssen. Du sprachst vom Umsehen nach einer Frau Polizeidirektorin, sieh dich nach einer hübschen Baronin um. Die Ehe ist noch immer unter allen bürgerlichen Anstalten diejenige Mischung, in welcher am meisten Silber der Poesie zu finden."

„Die Ehe," sagte der andere mit wegwerfendem Lächeln, „die Mause- oder Fliegenfalle der Liebe, die, wie jenes Vögelchen, die Freiheit nicht überlebt. Was ich irgend an den Einrichtungen unserer Staaten zu tadeln fände — keine ist unzweckmäßiger, ja zweckwidriger als die Ehe. Die Fäden der Neigung, die doch nur allein das Gesetz jener Verbindung sein kann, wenn sie ihr Ziel erreichen soll, sind so fein, so zart, daß sie die täppische Hand der bürgerlichen Ordnung unmöglich aushalten. Im natürlichen Zustande war die Liebe ein Kampfpreis, die Kräfte übend, den Menschen erweiternd; jetzt ist sie ein

Besitz, in dessen Sicherheit der höhere Mensch in uns erschlafft, der niedere, nach künstlichem Reiz suchend, ihre natürliche Keuschheit entweiht. Mit dem Besitz hört das Streben auf, und nur das Streben entwickelt uns; was wir unbestritten besitzen, welkt uns wie die gebrochene Blume in der warmen Hand, und wir welken mit."

Sich in die Hitze hineinsprechend, wie es lebhaften Menschen auch bei Dingen zu gehen pflegt, die sie an und für sich nicht sehr interessieren, bemerkte er einen satirischen Zug im Gesichte des Freundes, und, sich unterbrechend, sagte er nicht ohne den Unwillen, den die Bemerkung fremder Kälte dem Enthusiasmus abnötigt: „Du lächelst? Ich glaube, sehr am unrechten Orte; was du fühlen würdest, wenn du nicht schon halb versunken wärst in den Pfuhl der Philisterei, worin der kräftige Strom der Menschenempfindung zur Lache wird."

„Sei nicht böse, Freund," antwortete der andere, unbemüht, sein Lächeln zu unterdrücken. „Ich dachte an die Revision, die einst der Ehemann mit der Junggesellenphilosophie vornehmen wird oder nach deinem Ausdruck das stehende Wasser mit der Philosophie des Stromes. Und so gewiß ich hier stehe, ich erleb' es, daß du einmal von zwei blauen oder schwarzen Augen wieder in die künstliche Welt zurückgeführt wirst, die wahrlich nicht so verkünstelt ist, wie du sie jetzt siehst."

Der Baron schien seine Empfindlichkeit vergessen zu haben, denn er geriet wieder in seinen Eifer. „Freundchen, deine schwarzen oder blauen Augen bringen mich eben auf das rechte Kapitel. — Die Hochzeit, nicht die Liebe, nicht die Sache selbst und ihre Pflichten, nur der Egoismus eines eigenen Herdes und die Berechtigung in der bürgerlichen Gesellschaft ist's, wonach sie streben. Sie zu erreichen, bieten sie alle Mittel auf; sind sie oben, wird das Klettergerüst eingeworfen. Oft ist es das letzte Ja, welches die Braut am Altare ausspricht; dann beginnt das Neue Testament, das Reich des Nein in seinen tausend Abstufungen, deren letzte fast mit dem Ja zusammenzufallen scheinen, aber nur ein maskiertes Nein sind. Jetzt gilt's, sich zu entschädigen für den langen Zwang. Der Mann ist nun eingefangen; was soll sie sich weiter um ihn bemühn? Sonst putzte sie sich für ihn, jetzt für

andere. Sie wollen nicht beſſer werden, als ſie ſind, denn unter die Haube zu kommen, genügt ein bißchen Schein. Nachher iſt Sein und Schein nicht mehr nötig."

„Hör' auf," lachte der Freund; „die Wahrheit iſt ein mathematiſcher Punkt; ſowie ſie ins Geſicht fallen will, iſt ſie's nicht mehr. Du meinſt Frauen, aber nicht die Frauen. Daß dein Wort einige, vielleicht viele trifft, leugn' ich nicht. Ich weiß, daß alles, was du ſprachſt, dein rechter innerer Ernſt nicht iſt. Du biſt ein kleiner Rechthaber, und kommt ein ſolcher in den Eifer, ſo überbieten ſich Eifer und Übertreibung in unendlicher Wechſelſteigerung. Daß dich deine Eltern einem Mädchen beſtimmt, das du nie geſehen, hat, und vielleicht nicht mit Unrecht, deinen Trotz geweckt, und den möchteſt du Spitzfindiger nun gar zu gern zur Tugend machen. Freundchen, gewinn' es doch nur über dich, ſie einmal zu ſehn. Wie ſie mir beſchrieben worden iſt, iſt ſie gerade ſolch ein kleiner Trotzkopf als ihr Bräutigam wider Willen. Namentlich ſoll ſie die Eigenſchaften, gegen die du mit Schwert und Stangen wüteſt und die doch den Frauen häufig ſo gut ſtehen, nicht oder nur in ſehr kleinem Maße beſitzen, Verſtellung und Eitelkeit."

Mit ſo guter Meinung der Freund geſprochen, ſchien ſeine Rede den Baron nicht ſonderlich zu erbauen. „Nicht eitel ſcheinen," ſagt' er, „iſt bei den Frauen die größte Eitelkeit. Sag' mir aber nur niemand heutzutage etwas von Frauenliebe, dieſer Einbildung einer Einbildung, dieſem Schatten eines Schattens. Tritt vor ſie hin, die dich liebt, die dir den Sirenenſang vorſingt von ewiger Liebe, und ſag' ihr: ‚An dieſer Hand klebt Blut' oder: ‚Du reichſt auf ewig der Verachtung der Welt die Hand, wenn du ſie mir gibſt' oder nur: ‚Süßes Fräulein, ich habe Schulden wie Sand am Meer' und höre, was ſie ſagt, wie viele Stunden ihre Ewigkeit lang iſt."

„Das wäre doch auch hyperromantiſch, Freund; eine ſolche wirſt du nicht finden und, hoff' ich, auch nicht ſuchen."

„Drum eben will ich gar nicht heuraten. Es wäre mein Tod, mein ewiger, käm' ich an eine Mäklerin, die mir Liebe nach Pfund und Loten zuwöge. Eine Liebe, die man zurücknehmen kann, iſt keine Liebe. Die Liebe gibt entweder alles oder ſie gibt gar nichts. Die wahre

Liebe fragt nicht nach der Meinung der Welt, für sie existiert nichts außer ihr. Du wirst mir übrigens wohl glauben, daß ich den Leichtsinn bloß sinnlicher Wesen nicht meine. Doch wozu die Possen, ich heurate nicht und jene am wenigsten. Und nun laß uns von etwas anderm sprechen."

Gern hätte der gute Freund noch eines erwähnt, was ihm sehr am Herzen lag. Des Barons Vater und der seiner Bestimmten hatten vor ihrem Tode festgesetzt, daß der Teil, der sich weigere, dem Wunsche der Eltern nachzukommen, sich in ihren Kindern vereinigt zu wissen, den bedeutendsten Teil seines Erbes dem andern abtreten solle. Aber er kannte des Freundes Ansichten über diesen Punkt und wollte den Verstimmten in den letzten Stunden, die sie vielleicht auf lange miteinander zubrachten, sich nicht entfremden. Er begann daher von der Reise zu sprechen, zu der der Freund schon gerüstet vor ihm stand.

Der Baron liebte es, in der schönen Jahreszeit als ein rüstiger Fußwanderer Berge und Täler seines Vaterlandes zu durchstreifen. Der Winter hatte ihm Jahre zu währen geschienen, und nur des Freundes Gegenwart, der ihn aber, von Geschäften überhäuft, bei weitem nicht so oft und lang sehen konnte, als er wünschte, hatte ihm das Entbehren der geliebten Streifluft in etwas ersetzt. Nun der Lenz begann, die schlummernden Knospen zu wecken, die Kehlen seiner kleinen Apostel, der Wald- und Feldsänger in Schwingung zu setzen, und Blume nach Blume das Köpfchen neugierig lauschend aus dem Grase streckte, ob es Zeit sei, in die liebe kosende Luft hinein zu wachsen, da litt es ihn nicht länger in der dumpfen Stadt. Der Freund hatte den lieben Flüchtling eine Strecke geleitet; jetzt reichten sie sich die Hände, und der eine schritt dem Wohnplatze seines ihm liebgewordenen Geschäftes, der andere den heitern Ahnungen, die der Frühling in der jungen Brust eines sorgenlosen Reisenden weckt, entgegen.

Am Wege, der sich an Felsen vorbei durch den Wald schlang, stand ein Meilenzeiger, und es war nur eben noch hell genug, seine Inschrift mit etwas Anstrengung entziffern zu können. „Waldstattheim", sagte der Baron vor sich hin, „ist ja der Ort seiner neuen Anstellung, und nunmehr kann er dort sein. Ist's doch schon über einen Monat, daß wir in der Residenz von einander schieden." War es nun der kühle Abend und der schneidende Zugwind, der aus den Schluchten unter dem Wege, der eben nur dem Felsen abgestohlen war, heraufschnitt, oder der Hunger und die Ermüdung, daß des Barons Seele eine ungewohnte Sehnsucht nach enger Häuslichkeit ergriff? Immer schönere und lockendere Bilder knüpften sich an das Andenken des Freundes, der, wie er wußte, in der Provinzstadt, der er sich näherte, den Göttern stiller Häuslichkeit einen Altar zu errichten gesonnen war. Zum ersten Male und mit desto größerem Reize malte er sich das behagliche Leben im Kreise eines beschränkten Geschäftes, das in seiner Beschränktheit eben einen festen freundlichen Anhaltspunkt gewährt, an der Seite eines freundlichen Weibes aus, und eine Stufenleiter harmlos spielender Spiegelbilder des Paares vergaß er dabei nicht. Es war ihm, als erkenne er nun erst, was dem Menschen dienlich sei, und seine Pläne eines kosmopolitischen Lebens, heraufgehoben aus den Grenzen und Einfriedigungen des bürgerlichen, sah er fern außer sich liegen, und was er lange mit dem innersten Ernst und Herzblut seiner Empfindung genährt, lag so abenteuerlich vor ihm wie ein Kapitel aus dem „Don Quijote". „Ja," sagte er vor sich hin, indem er sich vor der immer schneidender wehenden Zugluft in seinen Oberrock einknöpfte, „Beschränktheit, Mensch, ist dein Element. Du mußt deine Arme um dich selber schlagen, und deinen Besitz in dich zusammendrängen, wenn du glücklich sein willst." — Es war gerade zu rechter Zeit, daß er aus seiner Träumerei erwachte, denn er sah, daß der nächste Schritt ihn hätte in eine Schlucht stürzen lassen, tief genug, den Sturz tödlich zu machen.

Er wandte sich, um wieder auf den Fahrweg zu gelangen, den er, wie er glaubte, nur kaum verlassen haben konnte. Aber nachdem

er eine geraume Zeit geschritten, fand er nur einen schmalen Fußweg, von dem er, anstatt, wie er glaubte, auf die Fahrstraße zu kommen, eine ungewisse Wahl nach mehren Richtungen hin führender schmaler Steige vor sich sah. Dazu legte sich jetzt ein so dichter Nebel in die Dämmerung wie ein Schleier über den Schleier, daß er die Richtung der Wege kaum bis zu Manneslänge unterscheiden konnte. „Was hilft es, lange zaudern, die lange Wahl ist oft die schlimmste," sagte er vor sich hin und schritt rüstig des nächsten Weges weiter. Es wurde immer dunkler, und nur dem Gefühle nach konnte er unterscheiden, daß der gewählte Weg allmählich abwärts führte und keiner der frequentesten sein mochte, denn oft brauchte er die ganze Gewandtheit seiner geübten Kraft, über Baumwurzeln strauchelnd, den Fall zu verhüten. Plötzlich stand er still und hielt den Atem an; er meinte, Töne vernommen zu haben, die ihn zu menschlichen Wohnungen zu führen vermöchten. Und wirklich vernahm er, nach einer Strecke Weges wieder anhaltend, ein fernes Hundegebell aus der Tiefe herausklingend, und bald auch ein fernes Brausen wie von einem Mühlwehr. Es hat einen ganz eigenen Reiz, in gänzlich fremder Gegend verirrt, auf Töne des Lebens zu lauschen. Der ganze Zauber der Märchenwelt, den eine wundergläubige Amme oder ein alter Bedienter in die abenteuerdurstige Knabenphantasie gesät, wacht auf, und man ist in einer ganz neuen Welt, in der das Natürliche das einzige Wunder erscheint, vorbereitet auf das Seltsamste, ja es ersehnend. Jeder Klang weckt ein entsprechendes Märchenbild, und während der Körper unter den Einflüssen der Nachtluft und Feuchtigkeit erstarrt, siedelt sich in der Brust eine heimliche Wärme ein, die Müdigkeit, Hunger und die Beschwerden des Weges bis zum Traumhaften uns verschleiert. Das Rauschen des Wehrs klang immer näher wie eine zauberische Musik, zu der das Klappern einer Mühle den Rhythmus lieh und Hundegebell in ungewissen Pausen einstimmte.

Jetzt wurde es plötzlich heller, und unser Wanderer sah seitwärts ein Dörfchen liegen, dessen erleuchtete Fenster gastlich zu ihm herüberwinkten. Er war unschlüssig, ob er nach dem Dörfchen sich hinwenden sollte oder seinen Weg nach der Mühle hin verfolgen. Das

Dörfchen lag ihm näher, und er vermochte schon dunkle Gestalten an den nächsten Häusern hinwandelnd zu erkennen. Aber seiner Phantasie war das abenteuerliche Wandern durch die neblige Nacht hin so lieb geworden und das Bild des nächtlichen Aufenthalts der einsamen Mühle so reizend, daß er beschloß, dem Dörfchen vorbeizugehen. Er unterdrückte sogar die Frage nach dem Namen des Dörfchens und ließ die Gestalten, die ihm vorbei nach jenem hinschritten, unangeredet vorüber, um nicht aus seinem Märchentraume geweckt zu werden. Schon hatte er das Dörfchen weit hinter sich, und das Mühlengeklapper und Hundegebell tönte noch ebenso fern als vorhin, vielleicht weil der Wind, der ihm die Töne täuschend näher gerückt hatte, sich zu legen begann, und er bereute schon, vor dem gastlichen Anblicke des Dörfchens vorübergegangen zu sein, als er vor sich in der Tiefe ein ungewisses Licht gewahrte, das von einem Kienspane, der gewöhnlichen Beleuchtung armer Waldbewohner, herzurühren schien. Er förderte seine Schritte, denn der Hunger, dessen Mahnung die aufgeregte Phantasie ihn eine Zeitlang vergessen lassen, regte sich nun mit desto stärkerem Ungestüm. Jetzt lag das Häuschen, aus dem das Licht glänzte, dicht vor ihm. Er suchte den Eingang, den er nach langem Mühen endlich fand, und trat gebückt durch einen kurzen niedrigen Hausplatz, von dem Licht geleitet, das durch die Ritzen der altersschwachen Türe sich stahl, diese öffnend, in die niedrige schwarzgeräucherte Stube. Eine Figur, die auf einem Schemel hockte, raffte sich auf, ergriff den Kienspan, und eine hagere Weibsgestalt von ungewöhnlicher Länge trat ihm eilig entgegen wie einem, den man sehnlich erwartet hat.

„Nun ist's gut," sagte die Gestalt mit fast männlich klingender heiscrer Stimme; „ihr Gesindel macht einem nichts als Angst um eure lumpigen paar Goldpfennige, die so keinen Segen bringen — Wer seid Ihr? Was wollt Ihr?" unterbrach sie sich selbst, da sie, dem Ankömmling ins Gesicht leuchtend, ihren Irrtum gewahrte.

Sie war schwerlich überraschter als unser Freund, dem die grelle Beleuchtung ein knochiges, markiertes, gelbhäutiges Gesicht mit einem

kleinen Zwickelbarte, wie er an Mannweibern öfter zu finden, noch pittoresker erſcheinen ließ.

„Wir wohnen in einem Wald voller Diebsgeſindel," ſetzte ſie hinzu; „da iſt es einer armen Wirtin nicht zu verdenken, wenn ſie ihre Gäſte genau anſieht. Ihr tätet wohl, weiter zu gehen." Damit ſank die lange Geſtalt wieder auf den Schemel zuſammen, ſo daß ſie in der ungewiſſen Beleuchtung der Kienfackel und dem mit ihr verbundenen Rauch wie ein formloſer Knäuel erſchien.

Unſer Freund, einen kleinen Schauer abweiſend, ſetzte ſich auf einen Stuhl zu dem Tiſche, der, einſt viereckig geweſen, nur noch eine ſchwache Ahnung ſeiner urſprünglichen Geſtalt darbot, und gab der ſtummen Sprache ſeines Magens Worte.

„Nichts mehr da," brummte die Geſtalt, ſich enger in ſich kauernd.

Unſer Freund zog ſeine Börſe, um ſeinem Verlangen einen klingenden Nachdruck zu geben. Und damit ſchien er das Rechte getroffen zu haben. Einen gierigen Blick nach der Börſe des Fremden, aus der der einladende Glanz des Gottes der Erde blinkte, werfend, erhob ſie ſich, und wiederkehrend ſetzte ſie ſchweigend wie vorhin einen Teller, deſſen neuſte Geſchichte in den noch unverlöſchten Spuren der verſchiedenen Speiſen, die er beherbergt hatte, zu leſen war, mit grobem Brot und einem Käſe, deſſen Anſehen nur einen Wolfshunger, wie ihn unſer Freund beſaß, nicht abzuſchrecken vermochte, vor ihm hin. Unſer Freund konnte ſich das unheimliche Gefühl, das ihn durchdrang, nicht verhehlen und ſuchte es durch einen Zwieſprach mit der Wirtin abzuweiſen, die aber, kaum antwortend, es noch mehr erhöhte.

„Sagt mir doch, gute Frau, wie das Dorf heißt, vielleicht einen Büchſenſchuß von Euerm Wirtshauſe?" begann er einen neuen Anlauf, und er mußte die rechte Materie getroffen haben, denn die Wirtin erhob ſich von ihrem Schemel und bot, ſich ihm gegenüber an den Tiſch ſetzend, ihm williger den Anblick ihrer Reize als vorher; aber ihre Züge gewannen nicht durch den Ausdruck von ängſtlicher Neugier, der in ihnen ſichtbar ward.

„Das Dorf?" ſagte ſie leiſe nach einem ſcheuen Blick in der engen Stube umher. „Habt Ihr denn eins geſehen? Auf eine Meile in der

Umgegend ist kein Haus als meine arme Schenke, die den Namen nicht einmal verdient."

„Sah ich's doch ganz deutlich, begegneten mir doch Leute, die aus dem Dorfe kamen."

„Habt Ihr sie denn angeredet?"

„Nein, und die Mühle kann doch unmöglich eine Meile von hier entfernt sein."

„Die Mühle?" flüsterte, den Kopf wiegend, die Wirtin.

„Ihr werdet doch nicht glauben, daß ich bei wachen Augen träumte," sagte der Gast lebhaft, indem es ihm nicht unmöglich schien, geträumt zu haben und noch zu träumen, wie wir ja oft im Traume uns fragen, ob wir träumen. Die Wirtin schwieg noch, und es war so stille, daß in dem Spinnen eines alten Katers in der Ecke der aufgeregten Phantasie unsers Freundes wieder Mühle, Wehr und Hundegebell erschien. Endlich erhob die Wirtin ihr Gesicht von dem pergamentenen Lager der knochigen Hände und sagte: „Da habt Ihr das verwünschte Dorf gesehen, das schon vor meines Großvaters Gedenken dort versunken ist. Man sagt," setzte sie leiser hinzu, „die Bauern des Dorfes seien lauter Räuber gewesen und der Müller ihr Hauptmann, und zur Strafe muß nun Dorf und Mühle umgehen. Ja, es ist ein böses Handwerk, aber was bleibt denn armen ruinierten Leuten in der bösen Zeit mehr übrig, und doch sollte man lieber verhungern, als —" Sie erschrak über ihre eigenen Worte und sah den Gast mißtrauisch an. Die Börse, die unser Freund noch vor sich liegen hatte, schien einen Kampf in ihr zu erregen. Sie kniff die Lippen ein und bewegte die Hände bald wie raffend danach, bald wie abwehrend. Endlich schrie sie auf: „Nein, ich will's nicht! Ich will's nicht!" Unser Freund wußte kaum, wie ihm geschehen war, als die Wirtin in krampfhafter Angst ihm die Börse in die Mütze geworfen und ihn aufgezogen und nach der Tür hingedrängt hatte. „Fort! fort!" ächzte sie durch die klappernden Zähne, „die Häuser gehen um, die Seelen haben keine Ruhe. Sie mögen mich totschlagen, besser ruhig liegen im Grabe als herumächzen in der finstern Nacht."

Ein leises Klopfen am Fenster machte sie erst zusammenschaudern,

dann drängte sie unsern Freund, der im Fieber zu liegen glaubte, durch eine Türe in einen finstern Raum. Der Klang einer tiefen rauhen Stimme brachte ihn wieder zu sich. „Heute nacht ist ein Fang zu machen," hörte er sie sprechen. „Die wilde Gräfin; wer sie kapert, der kriegt einen Stein im Brett beim Fritz. Wir haben's erst erfahren, doch ist's vielleicht nicht zu spät. Haltet Euch wach und sagt den andern, wenn sie kommen, daß sie uns folgen."

Das Fenster ward zugeschlagen; gleich darauf öffnete sich die Türe des Verschlags, und er stand außen im Freien. Die Wirtin hieß ihn warten und kam gleich wieder heraus. „Ich will nichts mehr zu tun haben mit fremdem Gut; es wiegt schwer auf der Seele und läßt sie nicht ruhen. Schon hundertmal wollt' ich umkehren, aber sie ließen's nicht. Da nehmt die Brieftasche, vielleicht findet Ihr, wem sie gehört, wenn ihn nicht die Unmenschen kalt gemacht haben. Fremd Gut brennt und läßt nicht ruhen. Da nehmt den Stock, daß Ihr Euch wehren könnt, wenn die Ungeheuer über Euch kommen. Fort, eh' wieder welche kommen." Damit schob sie ihn fort, und noch im Sinnen, was er tun solle, hört' er sie die Türe zuschlagen und wimmern: „Die Häuser gehen um, die Seelen haben keine Ruhe. Gott sei mir gnädig!" — Die kalte Abendluft machte unsern Freund wieder zu sich selbst; er sah eine Gestalt im Walde verschwinden; es mußte der Räuber sein, den er vorhin sprechen gehört. Er fühlte, daß er das Seine tun müsse, ein Verbrechen zu hindern, und seiner ungewöhnlichen Kraft vertrauend, machte er sich auf den Weg, dem Verschwundenen nachzueilen.

Zwei Dinge nahmen vor allem andern die Denkkraft und in deren Ermangelung die Redewerkzeuge der Domestiken der Gräfin Erlenbach in Anspruch. Das eine war das Gerücht von den listigen Gaunerstreichen und frechen Gewalttaten des schwarzen Fritz und seiner Bande, die sich in den Spelunken des Bergwaldes aufhalten sollte, an deren Fuße das alte einsame Schlößchen stand, das ihre Herrschaft mit ihren zwei Töchtern seit Beginnen des Frühlings zum

Wohnsitz erkoren hatte. Der Einsamkeit war gelungen, was die Herrschaft und der sorgsame Haushofmeister in der lebhaften Provinzialhauptstadt stets nur vergebens gesucht, Einigkeit unter sie zu bringen. Die Langeweile hatte sie mählich zusammengeführt, die Gewohnheit den Vereinigten den Umgang unter sich unentbehrlich gemacht und die gemeinsame Verehrung aller für die Gräfin und ihre Töchter den Zauber vollendet, der die sonst sich feindlich Abstoßenden als eine Familie darstellte. Und so war nun dieses Gerücht und die Sorge für das Wohl und die Sicherheit der Herrschaft, wie sich denken läßt, ein nicht unbedeutender Teil der Verhandlungen in der Dienstbotenstube. Was die Glieder dieses Wohlfahrtsausschusses fast ebenso angelegentlich beschäftigte, war eine Veränderung, die mit dem Benehmen ihres Chefs, des Haushofmeisters, vorgegangen, und diese Frage gab jedem einzelnen Gelegenheit, seinen Scharfsinn zu zeigen. Der Haushofmeister Xaver Lindenblatt war ein Mann von durchaus rechtlicher Denkungsart, musterhafter Ordnungsliebe, seit vielen Jahren der geschätzte wertgehaltene Diener der gräflichen Familie, die ihm unbedingtes Vertrauen zu schenken gewohnt war. Der Dienerschaft gegenüber streng, wo es sein mußte, außerdem immer bereit zu Rat und Hülfe, ohne durch Vertraulichkeiten seiner Achtung etwas zu vergeben, freundlich und mit einer Art Vaterliebe alles umfassend, was unter seine Aufsicht gestellt war, mußte er ein Gegenstand ihres Vertrauens und ihrer Achtung werden. Der Herrschaft ein Berater, dessen bescheidener Ausspruch nie unbeachtet beiseite geschoben, war er der Dienerschaft Orakel. Und als ein Mann, auf den alles sah, mußte er durch die plötzliche Veränderung seines Benehmens um so mehr allen auffallen, als man eine gewisse, in der Dauer vieler Jahre und dem Drange gewichtiger Umstände stets gleich gebliebene Gemessenheit in Wort und Tat, Miene und Bewegung als unzertrennlich mit seinem Wesen zu halten sich gewöhnt hatte. Der Mann, der nichts aus der ersten Hand gab, selbst den gewaltsamen Wirkungen der Natur, die auch den Stärkern auf Augenblicke zum willenlosen Werkzeuge machen, ihre Äußerung zuzuwiegen schien, ging jetzt wie in träumerischer Selbstvergessenheit ganze Tage lang, ohne ein Wort

zu sagen, umher; dann saß er lange still, bis er, mit dem Finger schnippend wie einer, der eine schwere Aufgabe gelöst, aufsprang und mit triumphierendem Ausdruck des wohlgenährten männlichen Gesichtes seine Wanderung von neuem begann. Was ihn sonst erfreut, was die Gewohnheit langer Jahre ihm unentbehrlich gemacht zu haben schien, war vergessen, selbst die Mundt'schen, Gutzkow'schen, George Sand'schen Schriften, die er sonst dem Zirkel seiner Untergebenen mit Begeisterung vorzutragen pflegte, wanderten jetzt ungelesen in die Leihbibliothek der Provinzialhauptstadt zurück.

Es konnte nicht an Hypothesen fehlen; so viele Köpfe, so viel besondere Vermutungen, doch hatte noch keine Äußerung des Gegenstandes der allgemeinen Aufmerksamkeit ein Gewicht in die Schale irgendeiner derselben gelegt. Der Jäger verschwor sich mit schrecklichen Flüchen, deren jedem er ein: „Aber ich will nicht fluchen" an die Ferse heftete, der Haushofmeister habe nichts anders im Kopfe als eine Verbesserung der Perkussionsgewehre, worüber der Kutscher nur lachte. Etwas so Unbedeutendes konnte den Mann nicht so „deranschieren"; etwas Wichtigeres mußte es sein, doch lag er selbst noch mit sich im Streit, ob der Haushofmeister über der Erfindung eines Wagens, der nicht umfallen könne, oder einer Veränderung des gräflichen Marstalls grüble. Jeder legte dem Haushofmeister unter, was ihn selbst beschäftigte; der Kammerdiener, der nie eine eigne Meinung zu haben pflegte, vielleicht weil er es für beschwerlich hielt, gab im Herzen dem recht, der zuletzt gesprochen. Nur die Frauenzimmer waren einig, wiewohl sie nur durch Andeutungen zu verstehen gaben, daß die Liebe die Gottheit sei, die das Unglaubliche vollbringe; und es ist wohl kein Zweifel zu hegen, daß jede sich selbst für den Gegenstand derselben in ihrem Herzen erklärte und über die andere, die sich in die Karte sehen ließ, sich heimlich lustig machte. So standen die Sachen, als der Haushofmeister mit der Miene eines Mannes, der den Riesen der Ungewißheit in seinem Innern niedergerungen, in die Versammlung der Dienstboten trat und mit dem würdevollen Schweigen, das eine wichtige Mitteilung beredt bevorwortet, sich auf dem Ehrenplatz am Tische niederließ. Die Zeit, die er brauchte, eine Prise zu nehmen,

reichte hin, die Domestiken schweigend um die Tafel zu reihen. „Ich bin nur kurios," flüsterte der Kutscher dem Jäger zu, „ob der Wagen vier oder sechs Räder haben wird"; der Jäger flüsterte dem Koch ins Ohr: „Ich will nicht fluchen, aber der Teufel soll mich holen, wenn meine Flinte in acht Tagen nicht ein anderes Gesicht hat." Der Koch aber wandte sich zur Mamsell und sagte mit zuversichtlichem Lächeln: „Das schöne Geld für den neusten Ofen ist ganz vergeblich ausgegeben; passen Sie acht; wenn's nicht wahr ist, will ich mich spicken lassen." Die Mamsell lächelte, wir wissen nicht, ob über des Kochs Irrtum. Die Haushälterin aber hielt schon das Taschentuch in Bereitschaft und machte alle Anstalten zu einem schamhaften Erröten, obgleich es ihr wunderlich vorkam, eine Liebeserklärung vor soviel Zeugen anhören zu sollen; die Bedienten dachten gar nichts; der Kammerdiener lächelte jedem freundlich zu, als gebe er ihm im voraus recht; der Küchenjunge endlich dachte mit Gewissensangst des Bratens, den sein Ungeschick neulich ins Feuer geworfen.

Jetzt räusperte sich der Haushofmeister. Die Spannung unterdrückte den Atem. „Freunde," begann der Haushofmeister mit einem Tone, der seine Rührung nicht verhehlen zu wollen schien, „ich muß ein Wort zu euch reden, ein vorbereitendes, wegbahnendes, euch in den rechten Gesichtspunkt setzendes, eure Seele, die, mit dem Zwang der Ketten alter Satzung versöhnt, sich verschlossen hat vor dem Eindringen neuer zeitgemäßer Ideen, öffnendes, für eine Saat der Freiheit des Allgemeinen, dessen Heil nur aus der Freiheit des Individuums entsprießt, empfänglich machendes, euch zum Sprengen eines tausendjährigen Vorurteils kräftigendes, würdig und fähig machendes Wort. Noch ist der große Augenblick nicht gekommen, das ungeheure Werk in seiner ganzen Anlage, Bedeutendheit und segensreichen Größe vor euern Augen zu entrollen. Es ist nicht das Werk des Augenblicks, der seine Geburten wiederum zerstört, es ist das Werk, das in mächtiger Berührung des Weltgeistes erzeugte, liebevoll zur Reife aufgepflegte Werk eines Lebens voller Erfahrung, für das ich euch zu gewinnen hoffe, und ihr, Lieben, sollt mir es ausführen helfen, sollt die gesegneten, beglückenden und beglückten, beneideten enkel-

bewunderten, nachweltangestaunten Mitarbeiter sein am Heile der Menschheit." Seine Stimme schien ihm vor Rührung zu versagen, aber es war die Rührung eines großen Geistes, der an seiner eigenen Größe mit Wonnegefühlen hinanstaunt.

Eine heilige Stille trat ein; jeder suchte das Gehörte dem anzupassen, was er in seinem Innern für den noch unausgesprochenen Zweck hielt, und jeder wurde in seiner Meinung bestärkt, der Koch, Kutscher und Jäger, weil der allgemeine Eingang zu allem zu passen schien, die Frauenzimmer, weil sie einmal glaubten und alles, was nicht augenfällig ihren Kreis berührte, für Redensarten zu halten geneigt waren. Mit doppelter Aufmerksamkeit hing jedes Ohr am Munde des Haushofmeisters, der wieder anhub:

„Freunde, es hat, alle Kräfte anstrengend, das innere Wesen des Menschen, das Denkende und sich des Denkens Bewußte, das System aller Erkenntnisse in und außer uns, aller Beziehungen unserer Freiheit nach außen hin – was soll ich weiter Worte machen? – mit einem Worte: Das, was Philosophen und andere Leute die Seele nennen, in allen seinen geheimsten Schleifwegen zu ertappen, glänzende Erfolge errungen. Die Hauptentdeckung aber behielt das lenkende Schicksal für meine Beobachtung zurück. Diese Hauptentdeckung in kurzen Worten ist –"

Er hielt einen Augenblick inne, um das nun zu Sagende um so würdiger und überraschender auftreten zu lassen; diesen benutzten seine Zuhörer, um ihm und den andern zu zeigen, daß sie das Problem gelöst, und fast zugleich hörte man: „Ein Perkussionsgewehr" – „ein Wagen" – „ein neuer Ofen."

„Diese Hauptentdeckung," fuhr der Redner fort nach einer Pause der Verwunderung über die Nennung dieser unter sich und mit seiner Idee heterogenen Dinge, „diese Hauptentdeckung ist – Freunde, man hat bis jetzt geglaubt und gewußt, daß der Mensch einen Verstand hat, aber er hat zwei."

Der Haushofmeister schwieg und beobachtete die Wirkung seiner Eröffnung. Aber er las auf allen Gesichtern nichts als ein gedankenloses Staunen. Seine Zuhörer waren wie aus dem Himmel gefallen.

Der Jäger drehte die Augen heraus und hätte gern geflucht, wenn er in diesem Augenblick kapabel gewesen wäre, sich auf einen Fluch zu besinnen. Der Kutscher mühte sich, hartnäckig seine Meinung festhaltend, zwischen ihr und des Haushofmeisters Worten eine Beziehung zu finden, aber die Gedanken verwirrten sich, und die Stube ging mit ihm im Kreise. Wie ein Schiffbrüchiger sah der Kammerdiener bald zu dem einen, bald zu dem andern, ob er nicht einen Gedanken finde, an den er sich klammere. Die Frauenzimmer waren froh, sich nicht in die Karte haben sehn zu lassen, der Küchenjunge aber weinte laut und war durch keinen Trost zu besänftigen.

Der Haushofmeister schaute mit dem Lächeln eines Mannes, der gewiß ist zu überzeugen, vor sich hin und schien sich an der Wirkung seiner Rede zu ergötzen. Endlich fand der Jäger Worte.

„Da soll ja gleich ein Kreuzbataillonhagelschrotunddonner —! Aber ich will nicht fluchen, denn es schickt sich nicht für einen Christenmenschen und der ein gräflicher Jäger ist, aber ich wollte, Er hätte was anders gesagt als solche konfuse Dinge."

„Red't Er das mit Verstand, Jäger?"

„Das will ich doch meinen."

„Sieht Er, Jäger, das hat Er mit Verstand gesprochen. Aber mit welchem? Mit dem linken."

Der Jäger griff sich an den Kopf, als wolle er's mit Händen greifen, dann stöhnte er: „Mit dem linken!" und sank in stillem Grimm in sich zusammen. Der Kutscher sagte mit ungewisser Stimme: „Das ist bildlich gered't, also zwei Räder —"

„Ich weiß nicht, was Er mit Seinen albernen Rädern will und Seinem bildlich. Buchstäblich nehm' Er's, Kutscher. Ich will's Ihm nur in die Hände geben. Pass' Er acht. Wenn, um populär und doch verständlich zu reden, Ihm etwas begegnet, daß Er auf Rat und Hülfe sinnen muß, da wird Ihm gleich etwas einfallen, und zwar das Nächste und Richtigste. Sieht Er, das ist der rechte Verstand. Anstatt nun aber zu tun, was der rät, fangt ihr an zu grübeln, und zuletzt denkt ihr's zu haben und ist just verkehrt; das ist der linke, der nasenweise, altkluge, sich breitmachende, prahlende, unverständige Verstand."

„Was das nun ist! Der unverständige Verstand! Der rechte Verstand und der linke Verstand," ächzte der Jäger, „darüber könnte man den Verstand verlieren, und wenn er dreifach wäre. Aber ich versteh' Ihn nach und nach. Der rechte und der linke, das ist wie bei einer Doppelbüchse."

„Sieht Er, Jäger. Von Kind auf wird der rechte, ordentliche Verstand vernachlässigt; ganz unterdrücken läßt er sich nicht; aber der Mensch schämt sich seiner und versteckt ihn so sorgfältig wie Kontrebande. Hingegen wird der andere gefläumelt, geflockt, gefüttert, gepflegt, und jedermann tut groß mit ihm und putzt ihn mit Redensarten, so gut er kann. Je mehr nun der linke ausgebildet wird, desto mehr tritt der rechte in den Hintergrund. Und ist nun einer so weit gebracht, daß er das Nächste nicht mehr sieht und das, was vor ihm liegt, in Indien und China sucht und aller Wahrheit mißtraut, weil sie ihm zu schlicht ist, dann nennt man ihn einen Gebildeten. Reden zu halten und sich bis in den siebenten Himmel zu entzücken, dazu ist der linke Verstand wie gemacht; wenn's aber ans Tun geht, da hapert's, und da wird denn der rechte Verstand vorgesucht; der setzt nun aber auch seinen Kopf auf, weil er nur gut sein soll, wenn man den andern nicht mehr brauchen kann, und so kommt's nun, Leute, daß die Gelehrtesten und Gebildetsten gerade die dümmsten Streiche machen, denen der schlichte gemeine Mann, der seinen rechten Verstand nicht verachtet, sondern honett gehalten, entgeht."

Abermals schaute der Redner sich im Kreise um, um zu erfahren, ob seine Zuhörer seinem Ideengange gehörig gefolgt.

Der Kutscher hatte sich endlich losgemacht von seiner vorgefaßten Meinung; er hob den Finger und sagte wichtig: „Herr Haushofmeister, Er hat da einen wahren Pferdegedanken losgelassen, einen verstaunungswürdigen Gedanken. Wenn nur nicht hinter der ganzen Geschichte der linke Verstand steckt."

Der Jäger aber schrie außer sich: „Ich bitt' euch um Gotteswillen, Leute, denkt euch doch nur, was das für 'ne kuriose Wirtschaft ist, zwei Verstände in einem Kopfe. Ist das nicht wie ein Hase mit acht Beinen, der erst auf den einen Vieren läuft, hernach sich herum-

schlägt und auf den andern Vieren fortmacht. Da soll ja — aber ich will nicht fluchen."

„Jawohl," bestätigte der Kammerdiener, „das ist ja abergläubisch. Ich habe mich etwas umgesehen in der Welt und bin bis Stargard gekommen und überall Hasen und Menschen gesehen, aber keinen Hasen mit acht Beinen und keinen Menschen mit zwei Verständen."

„Nehm' Er mir's nicht übel, das kann man einem Menschen nicht so an der Viehsasche ansehen," sagte der Kutscher, „so wenig, wie man einem Stalle ansieht, wieviel Pferde drinne stehn. Ich sehe nicht ein, warum's partuhtemang unmöglich sein soll. So gut man zwei Pferde an einen Wagen spannt, können zwei Verstände in einem Hirnschädel sein."

„Und wenn man bedenkt," fuhr der Kammerdiener, das Echo der letztgehörten Meinung, fort, „was der Mensch schon alles erdacht hat, Eisenbahnen, Kunstausstellungen, Reibfeuerzeuge, Hagelassekuranzen, Theologie, Philosophie, Punscheſſenz, Konstitutionen, Landstände und Eau de Cologne, so kann man kaum glauben, daß das alles mit einem einzigen Verstand wäre zu erfinden gewesen. Darin muß ich schon beistimmen."

„Seht ihr, Leute," fuhr der Haushofmeister fort, „des rechtschaffenen Dienstboten Pflicht ist, der Herrschaft zu gehorchen, soweit es sich mit der Religion — merkt ihr nun, wo ich hin will? — und der Rechtschaffenheit verträgt. Nun ist — merkt ihr's?"

„Richt' Er nur die Deichsel," sagte der Kutscher, „hernach werden wir's schon sehen."

„Nun gehören die Herrschaften durchwege zum sogenannten gebildeten Stand, das heißt zu dem, der dem rechten Verstand den Abschied gegeben hat. Ihre Befehle kommen aus der Überlegung, aber nicht aus der rechten, sondern aus der linken. Ist es nun des Dienstboten Pflicht, die Befehle der Herrschaft zu befolgen, soweit es sich mit der Religion und der Rechtschaffenheit verträgt, so frag' ich, was verträgt sich mit der Rechtschaffenheit? Ich will euch zum Exempel ein Beispiel geben. Seine Herrschaft, Kutscher, ist in ein Mädchen

verliebt, die ihn nicht mag. Wenn es Ihm selber passierte, würde Ihm der rechte Verstand sagen: Laß sie laufen, es gibt Mädchen genug. Und Er tät's, und es wär' ein gescheiter Streich. Seine Herrschaft aber schämt sich des rechten Verstandes und wendet sich an den linken. Der sagt: Du bist der miserabelste erbarmungswürdigste Mensch auf der Welt; ohne das Mädchen zu leben, ist dir schon gar nicht möglich; du mußt sterben, und weil die Natur nichts nach guten Worten fragt, mußt du ihr unter die Arme greifen. Und nun wird Er in die Apotheke geschickt, Kutscher, um Gift zu kaufen. Er sieht, daß sein Herr, wenn die erste Hitze vorüber ist, einen andern Gedanken fassen und es hernach bereuen wird, daß er sich umgebracht hat; wird Er nun Gift holen?"

„Das werd' ich bleiben lassen," antwortete der Kutscher.

„Dann befolgt Er aber den Befehl seines Herrn nicht und ist kein rechtschaffener Dienstbote? Au contraire und im Gegenteil. Denn Er soll seinem Herrn nur insoweit gehorchen, als sich mit der Religion und der Rechtschaffenheit verträgt. Und zu einem Selbstmorde helfen, das verträgt sich weder mit der Religion noch mit der Rechtschaffenheit. Frage: Warum? Weil die Religion — die Religion ist und die Rechtschaffenheit die Rechtschaffenheit. Hab' ich mich nun populär genug ausgedrückt?"

„Haushofmeister," sagte der Jäger, „jetzt brennt's zusammen. Soll mich — aber ich will nicht fluchen. Was Er da sagt, mir ist wie aus der Seele gered't."

„Ja, Jäger," entgegnete der Philosoph, „wenn's nicht jeder wüßte, wär' es auch nicht wahr. Die Wahrheit hat jeder in sich, er achtet ihrer aber nicht, weil er nicht weiß, was er damit machen soll. Aber sowie jemand das Ding herausbringt und herweist, daß es ein Goldstück ist, da greift jeder in den Sack nach dem bisher nichts geachteten Dinge und erkennt mit Lust seinen Wert. Ist nun aber des rechtschaffenen Dienstboten Pflicht, mehr den Nutzen der Herrschaft vor Augen zu haben als ihren Befehl, so folgt daraus, daß derselbe, wenn der Befehl nicht zum Nutzen abzweckt, nicht allein ihm nicht gehorchen darf, sondern sogar das Gegenteil tun muß. Nun ist's

aber gewiß, daß die Herrschaft den Dienstboten, der offen gegen den Befehl handelt, fortschicken und dadurch außerstand setzen wird, für ihren Nutzen zu wirken. Sehen wir's auf der einen Seite als Pflicht an, für ihren Nutzen zu wirken, so folgt auf der andern Seite daraus, daß wir die Hindernisse vermeiden müssen, also dem Befehl so zuwiderhandeln, daß die Herrschaft es nicht bemerkt und — wohl verstanden das nur, wenn der rechte Verstand in uns laut wird, daß der Befehl vom linken herrührt."

Eine Stille allgemeiner Bewunderung trat ein. Der Kutscher erhob sich und sagte mit feierlicher Stimme: „Haushofmeister, Er ist ein großer Mann. Er sieht, wo die Welt der Schuh drückt und weiß ihn über den rechten Leisten zu schlagen."

„Er überschätzt meinen Wert," sagte der Haushofmeister behaglich lächelnd. „Ich weiß gewiß, daß ich nicht der einzige bin in diesem Kreise von Menschenfreunden, die die leidende Welt an die treue warme Brust nehmen möchten mit dem heiligen Schwur, das Mögliche zu tun, ihre Schmerzen zu lindern, die Krankheit des Lebens mit der Wurzel zu vertilgen."

„Nein," sagte der Jäger, „Er ist nicht der einzige, der das Große zu tun glüht, aber Er ist der einzige, der die Sache auf das Blatt geschossen hat. Ich staune Ihn an, Haushofmeister."

„So ist denn," begann dieser, sich erhebend, mit feierlichem Tone, „so ist denn der große Augenblick gekommen, nach dem mein Herz gelechzt hat. Ich habe euch nicht verkannt; ihr seid, für was ich euch hielt. Unsere Zeit ist eine große, und das Größte wird bald nicht mehr Fabel sein. Keine Kriege rütteln an den Pfosten der politischen Welt, kein Heldenmeteor zieht über Graus und Verwüstung die blutige Bahn, aber wie der junge Frühlingssaft in Erde und Geschöpfen, so regt sich der Geist der Humanität belebend und knospentreibend. Man arbeitet an der Emanzipation der Irländer, die Emanzipation der Juden ist vorbereitet. England hat die Feste des Sklavenhandels zerstört, der großherzige Franzose erkämpft dem schönen Geschlechte seine Rechte, der Natur wird wieder zu existieren vergönnt; wir sind's, die in des Weltgangs Räder greifen, die gesunkene wieder

zu erheben; wir haben das Beglückend-Entscheidende vorbereitet, es ist — die Emanzipation der Domestiken! Wir haben den Talisman der wahren Gleichheit erfunden, für dessen Wahnbild die Franzosen einen König mordeten. Der Domestike wird der Herrschaft gleich stehen, weil er nicht mehr blind gehorchen wird, die Herrschaft wird ein wahres Glück genießen, weil sie nicht mehr die Mittel findet, es selbst, dem Drange der Leidenschaft oder den Zuflüsterungen des linken Verstandes gehorchend, unglückselig irrend zu zerstören. Und nun ihr alle, denen die Humanität, die wahre Bürgertugend durch meinen unwürdigen Mund ihre Götterspräche an das Herz legt, wollt ihr die Mitarbeiter sein am großen Werke, die Träger unsterblichen Ruhmes, die in Werken der Nachwelt Gepriesenen, die in Kupfer, Stein und Stahl Gestochenen, von der Maler- und Bildhauerkunst in unsterblichen Monumenten Verewigten? die mit einem Gutzkow, Mundt und andern Herrlichen zu gleich Genannten? So schlaget ein in diese meine dargebotene Hand; es ist die Menschheit selbst, die leidende hülfeverlangende, die euch die Hand reicht, eure Treue lohnen, eure Trägheit und Untreue aber verklagen wird bei allen Geschlechtern der Nachwelt."

Der Jäger rannte in wilder Begeisterung umher, einen nach dem andern in seine Arme pressend und mit dem Bundeskusse begrüßend.

Der Kutscher schwur, wer sich ausschließe, solle für sein ganzes Leben Hafer kauen müssen; der Koch stimmte in das Weinen seines Gehülfen ein und versicherte, in der Wehmut des großen Augenblicks zerfließe seine Seele wie Eis auf der Zunge. Die Frauenzimmer glühten von großen Ideen, der Kammerdiener fluchte mit dem Jäger, perorierte mit dem Kutscher, weinte mit dem Koch und deklamierte mit dem Frauenzimmer. Aber in schweigender Majestät schwebte der Haushofmeister über allen wie die inkarnierte Idee der Emanzipation der Domestiken.

Im Gesellschaftszimmer der Gräfin war eine Pause eingetreten. Sie selbst schien, in Gedanken versunken, den Stillstand des Gespräches nicht zu bemerken. Die Pflegetochter war eben wieder an das Fenster

getreten, um zu sehen, ob die Schwester, die man vom Besuche bei einer unweit wohnenden Freundin zurück erwartete, noch immer nicht komme. Es war nahe an Mitternacht. Jetzt schlug die Schloßuhr. Die Gräfin fuhr erschreckend aus ihren Gedanken auf und sagte dann: „Es ist vielleicht Torheit, daß ich mich ängstige. Nicht das erste Mal ist's, daß Florentine länger bei ihrer Freundin weilt, als sie sich vorgenommen; ich glaube, nicht sowohl aufgehalten durch die Bitten jener, als ihrer eigenen abenteuerlichen Neigung nachgebend, die sie das Unbehagliche, Angstende so angelegentlich aufsuchen heißt, wie andere dem Behaglichen, Sichern sich zuwenden. Und die Räubergeschichten, von denen wir seit kurzem so vielfältig haben erzählen hören müssen, sind es auch nicht, die mich ängstigen, da sie, die so deutlich erkennbaren Zutaten der erregbaren barocken Phantasie der Waldbewohner hinweggenommen, sich etwa auf einen einzigen nächtlichen Einbruch reduzieren lassen, der, im Hochwalde ohne besondere Gefahr des Entdecktwerdens ausgeführt, in unserer belebteren Gegend gewiß nicht zu erwarten ist. Jene Richtung Florentinens ist's, — Ihnen als lang bewährtem Freund unsers Hauses will ich's nicht verschweigen — die, schon am Kinde bemerkbar, durch meine unzeitige Nachgiebigkeit gegen ihre Launen leider genährt, wenigstens nicht geschwächt, immer stärker zu werden droht und am Ende — ich seh' es voraus — bis zur unweiblichen Vermessenheit sich steigern wird."

„Teure gnädigste Frau," entgegnete der Geistliche des benachbarten Dorfes, den die Gräfin wegen seiner anspruchslosen, milden, echt frommen Denkungsart liebgewonnen, ein Mann, der unter dem Schnee des Alters noch den ganzen unzerpflückten Blütenzweig warmer Jugend bewahrte, „vertrauen Sie dem Genius im Herzen der Komtesse. Sie ist durch und durch Weib im edelsten Sinne des Wortes, wenn sie uns auch zuweilen als ein anmutig-wildes Rätsel erscheint. Und gerade durch ihre wunderlichsten Launen blickt wie durch eine Maske der reinste mildeste weibliche Geist mit sanftem Auge."

„Mit Mutterwonne", sagte die Gräfin, „hab' ich die Blüte des zartesten tiefsten Gemütes seit ihren ersten bewußten Jahren in ihr wahrgenommen und zu hegen gesucht. Aber mit um so größerem

Schmerz fühl' ich es, daß ich an dem Aufschossen des Unkrauts neben jener Blüte die größte Schuld trage. Ich habe ihren Launen zu viel nachgesehen. Ich habe sie zu sehr gehen lassen."

„Ich weiß nicht," nahm der Arzt des Hauses das Wort, „ob Sie sich hierüber einen Vorwurf machen dürfen. Das ist das Schlimme unserer Zeit, daß man mehr Erziehung als wirkliches eigenes Sein findet. Man gönnt dem Stoff nicht mehr, sich selbst die Form zu schaffen; darum sind die Menschen sich jetzt so ähnlich wie Münzen. Das Individuum geht in der Gattung unter; wir haben nicht Menschen mehr, nur Stände. Kein Mensch spricht mehr die Idee eines in seiner Eigenheit bedingten Organismus aus, sondern nur mit vielen andern zusammen die Idee eines Standes. Und daran gewöhnt, dies für das Bessere, ja Notwendige zu halten, stört es uns, wenn wir neben dem bürgerlichen Stempel auch den einer unabhängigen Natur erblicken. Jener Drang übrigens, uns durch die Vorstellung, selbst durch das Aufsuchen widerwärtiger, ja dem Triebe der Selbsterhaltung geradezu widersprechender Zustände ein Vergnügen oder vielmehr die Empfindung zu bereiten, in der die Äußersten der Lust und des Schmerzes sich berühren, ist neben manchem andern Rätselhaften tief in der menschlichen Natur begründet. Von dem dunkeln Grunde dieser Vorstellungen hebt sich der Lichtgedanke unserer innern Freiheit leuchtender ab, die uns den Tod besiegen läßt, indem wir ihn leiden, über die Schrecken eines ungünstigen Schicksals uns triumphieren läßt, indem sie uns zerschmettern. So mag der Hauptreiz dieses Gefühles eben die erhöhte Ahnung unserer geistigen Unabhängigkeit und darum diese Lust besonders in der Menschen- und Völkerkindheit lebendig sein, der sie als eine Nötigung gegeben scheint, jenen Schatz in sich zu suchen und aus der Dämmertiefe der Ahnung an den Tag des Bewußtseins heraufzufördern."

Das Rollen einer leichten Chaise unter dem Torweg des Schlosses unterbrach das Gespräch. Mariane war wieder ans Fenster geeilt und sagte verwundert: „Mir ist, als säh' ich eine dunkle Mannesgestalt bei Florentinen in der Droschke. Ist's ein Kranker? Sie läßt ihn von den Bedienten herausheben; er regt sich nicht. Das ist doch seltsam."

Sie eilte der Schwester entgegen, und nachdem man die Komtesse mit den Bedienten im Korridor sprechen gehört und das Geräusch des Türöffnens, traten die beiden Schwestern zu unsrer Gesellschaft herein.

Der Arzt und der Geistliche begrüßten die Kommende, mit sichtlichem Wohlgefallen an der schönen hohen Gestalt haftend, die mit bewegter Eile auf die Mutter zuschritt. Jetzt erst bemerkten sie die ungewöhnliche Marmorblässe ihrer schönen Züge, und mit ungeduldiger Spannung hing alles an ihrem Munde.

„Mutter," sagte sie zu der Matrone mit kindlichem, doch festem Tone, „du siehst — deine besorgten Blicke sagen mir's — du siehst mir's an, ohne daß ich es aussprechen muß, daß mir, was ich so lange gewünscht, ein Abenteuer begegnet ist. Ich will dir gerne gestehen, daß ich mit meinem Jagen danach ein ungehorsames Wesen bin, das deine Liebe und Verzeihung gar nicht verdient; du sollst aber sehen, daß ich besser werde; versuch' es nur diesmal noch mit mir. Du wirst dich wundern, wenn ich dir sage, daß ich dir einen Gast mitgebracht habe. Wenn du erfährst, wie dein ungezogenes Kind ihm zweifach schuldet, wirst du ihm gern ein Plätzchen zum Aufenthalt und ein paar freundliche Hände zur Pflege in deinem Hause gönnen, dem er einen Schmerz sparte, von deinem bösen unbesonnenen Mädchen in unmädchenhafter Laune hereinbeschworen. Und nun du genug weißt, um nicht vergeblicherweise zu erschrecken, bitte ich dich, sende unsern guten Arzt zu ihm, der sich mit seiner Ohnmacht entschuldigt, sich nicht selbst als ein Gast von Lebensart vorzustellen."

So ruhig und mit ihrer von allen gekannten Art sie das gesagt, so ängstlich-heftig setzte sie, an den Arzt gewandt, der mit den andern einer Auflösung des Rätsels harrte, hinzu: „Gehen Sie! Wenn Sie wiedergekehrt sind, sollen Sie alles erfahren. Eher kein Wort."

Die Gräfin hatte ihr mit einem Blicke freundlichen Vorwurfs die verzeihende Hand gereicht. Sie setzte sich auf das Taburett zu den Füßen ihrer Mutter, legte das Gesicht in beide Hände und schien keine Frage zu hören, die man an sie richtete, und so trat abermals eine Pause ein, aber eine ängstigende, peinigende.

Der Arzt kam wieder zurück und meldete, daß die Schußwunde

bei der kräftigen Gesundheit des Verwundeten mehr Schmerzen als Gefahr zu bringen gemacht sei, die Ohnmacht in gleichem Teile von einer Kontusion am Kopfe, wahrscheinlich durch einen Kolbenschlag verursacht, herrühre. Nach dieser Beruhigung wurde die Komtesse aufgefordert, der allgemeinen Wißbegierde Genüge zu leisten. Aber neue Besorgnisse für die Reizbarkeit ihres Gemütes wurden erregt, als sie, im Begriffe, ihre Erzählung zu beginnen, in ein lautes Weinen ausbrach, das einige Minuten lang krampfhaft die ganze edle Gestalt erschütterte. Dann richtete sie sich kräftig auf, und es schien, als habe sie in diesen Tränen den ganzen Tribut des Schreckens, der Angst und der Pein der Selbstvorwürfe, der Natur ohne Abzug bezahlt.

„Sei ohne Sorgen, teuerste Mutter," sagte sie zu der Besorgten, „nun ist alles Fremdartige aus meinem Wesen hinweggespült, und ich denke, auch die Neigung, die dir soviel Schmerzen schon gemacht und, ich weiß es, noch mehre ahnen ließ."

„Gebe das der gütige Gott!" sagte, freundlich ihr die losgegangenen schönen gelben Haare von der hohen reinen Stirne streichelnd, die Gräfin; „denn es war der einzige Grund zur Betrübnis, den du mir je gegeben."

„Ehe ich mein heutiges Abenteuer erzähle, laß mich, teuerste Mutter, mich eines vielleicht lange von dir vergessenen erinnern. Es ist mir, als müßte ich meine Buße mit einer Beichte beginnen, als dürft' ich nichts vergessen, wodurch ich dich gekränkt, mir vorzuhalten, um so recht zu fühlen, wie ich deiner Verzeihung so gar nicht wert bin, wie ich um einer unmädchenhaften Grille willen deine Ruhe, dein Glück auf das Spiel setzen konnte. Ach nur zu bald regte sich in dem Kinde schon das gefährliche Gelüst, dessen ich mich jetzt noch anklagen muß. Jene erste Sorge bereitete ich dir, kaum zehn Jahre alt, indem ich mich in den Saal unseres alten Schlosses am See, desselben, das der Sage nach ein Tummelplatz unheimlichen Treibens ist, einschließen ließ. Du wirst dich noch erinnern. Du wareſt dahin gefahren, um die Verbesserungen, die der Verwalter an den Gütern vorgenommen, zu besehen. Wir waren natürlich von der Partie, denn unsere kleine Phantasie war ganz erfüllt von dem wunder-

samen Rufe des Schlosses, und die liebe Mutter gab den Bitten der Lieblinge gerne nach. Die Zimmer des Schlosses wurden eben gelüftet; ich stand an der Türe des Saales, der mir die Schwelle eines Zauberreichs deuchte. Je länger ich hineinsah, desto mehr wuchs der Vorwitz, und endlich schlüpft' ich leise hinein, und mein Entschluß befestigte sich zwischen Lust und Zweifel, die Nacht hier zuzubringen; ich hielt mich stille, so daß die Bedienten, die abends die Türen schlossen, mich nicht bemerkten. Das letzte Schloß knarrte, und mein Wunsch war erfüllt. Der Gedanke an dich, Liebste, an die Angst, die du haben würdest, wenn du mich vermißtest, kam mir gar nicht in den Sinn. Wie eine Selige schritt ich durch die dunkler und dunkler werdenden Räume, und ich muß es gestehn, es war mir ein Schmerz, als die Diener, auf dein Geheiß suchend, mich fanden und ich ihnen folgen mußte. Das Gefühl jener wenigen Stunden hat mich bis auf die jetzige Zeit begleitet und mich zu manchen Wagnissen und Abenteuerlichem verlockt. So auch heute. Die Räubergeschichten, die das Gerücht in der ganzen Gegend herumgetragen hat, verleiteten mich schon einigemal, ganz allein durch die Nacht zu fahren, was du, liebe Mutter, nicht einmal erfuhrst, indem du mich dem Schutz mehrer Bedienten vertrautest, die ich unter Vorwänden von mir entfernte. So fuhr ich auch heute spät vom Hause meiner Freundin, und wie ich mich so allein im Walde sah, in der ungewissen Helle eines wolkenbedeckten Himmels, umfing mich die ganze, mit Furcht und Schauer gemischte Behaglichkeit, die ich so gerne hervorrief. Dasmal sollte aber das Abenteuer seine Szene außer mir aufschlagen. Eine dunkle Gestalt schlüpfte aus dem Dickicht und hielt das Pferd an. Mehre folgten, und eh' ich mich recht besann, fühlte ich mich ergriffen. Die eine der beiden Pistolen, die ich, mit Gewehr umzugehn gewohnt, auf diesen Fahrten stets mit mir führte, versagte, und mein Heldenmut war nahe daran, vor dem Andrange der Angst zu erliegen. Wie im Traume hör' ich da eine tiefe kräftige Männerstimme Halt rufen, gewichtige Schläge fallen; die feindlichen Hände lassen mich, ich fühle, daß der Augenblick die Tat verlangt. Schon sind zwei der Gestalten entflohen, die dritte glaub' ich mit dem Helfer ringen zu sehn. Der

Schuß fällt. Der dritte Feind flieht den andern nach; ich sehe meinen Helfer wanken, stürze aus dem Wagen, und mit Schrecken bemerke ich, daß mein Schuß den Freund getroffen. In dem Augenblicke fühlte ich durch alle Angst und Sorge hindurch den Entschluß, nie wieder dem abenteuerlichen Drange nachzugeben. Der Helfer blutet; in der Angst binde ich meinen Schleier um die Wunde, danke ihm — welche Worte mir die Pein eingab, weiß ich nicht mehr — und klage mich zugleich an. Er sagt mit brechender Stimme: „Sorgen Sie nicht; es ist nicht gefährlich," und sinkt zusammen. Die Angst gibt mir Riesenstärke; ich hebe die große kräftige Gestalt in den Wagen, treibe die Pferde, zu laufen, wie sie können, und so bin ich nun hier bei euch, teure Freunde, gelobend, euch nie wieder durch unselige Abenteuerlust zu ängstigen."

Der Verwundete war in ein hübsches Zimmer gebracht worden. Die Gräfin wollte dem Retter ihres geliebten Kindes keine Pflege mangeln lassen, und die Gerettete selbst bestand sogar, dem Wunsche der Mutter entgegen, darauf, solange der Verwundete ohne Besinnung liege, die Aufsicht bei seiner Pflege zu übernehmen. „Ich habe dich leichtsinnig zu oft gekränkt," sagte sie zu der gütigen Mutter; „es ist billig, daß mir eine Strafe werde, die mich für immer abschreckt, etwas zu tun, was dich betrüben kann. Drum will ich, die traurige Folge meines Fehlers nicht aus dem Auge lassend, den Stachel des Selbstvorwurfes immer spitz erhalten. Auch bin ich es dem Leidenden schuldig. Er hat das Leben um mich gewagt; fast hätt' ich ohne Vorsatz das seine zerstört, das gewiß wertvoll ist, denn ein wertloses Leben wagt man nicht. Dein Kind, dein verhätscheltes Kind hat, du weißt es ja, einmal seine besonderen kindischen Meinungen. So denkt es, daß man sich mit Geld — und was sind bezahlte Leistungen mehr? — nur abfinden, aber nicht vergelten kann, und ist so stolz, nichts schuldig bleiben zu wollen."

„Mit Recht," entgegnete die Mutter mit einem Lächeln, das nicht ohne Beimischung von Unmut war, „nennst du dich ein verhätschel-

tes Kind, und ich fühle nur zu sehr, daß ich allen Entschlüssen zum Trotz fortfahren werde, dich zu verhätscheln. Wir kennen ihn nicht —"

„Er ist ein Leidender, also uns empfohlen. Er hat für mich sein Leben gewagt, also ist er meiner teuern Mutter ein lieber Bekannter."

„Dennoch, liebes Kind, scheinst du mich zu einer Unbesonnenheit treiben zu wollen. Oft müssen wir der braven Tat Achtung zollen und des Täters uns schämen. Indem wir, von unserer Denkungsart ausgehend, vergelten und belohnen wollen, scheinen wir dem anders Denkenden undankbar oder werden ihm unbequem. Wer dankbar, wahrhaft dankbar sein will, muß mehr den Gegenstand der Dankbarkeit im Auge haben als sich selbst, sonst opfert er unter schönem Vorwande nur seinem Egoismus. Ich wünschte, er bliebe in der Pflege der Bedienten, die ihm die sorglichste werden soll; wenn wir ihn und seine Verhältnisse kennen, wird es uns um so leichter werden, für ihn zu tun, was mehr Wert für ihn haben wird als die Aufopferungslust eines unvorsichtigen Kindes, das besser täte, über sich selbst zu wachen."

„Du denkst gesiegt zu haben, gutes Mütterchen," sagte die Tochter mit der Laune, die sie so gut kleidete und als die gewichtigste Waffe gegen der Mutter Widerstand erprobt war, „und noch ist dein Feind gar nicht aus dem Felde geschlagen. Ich habe mir alles das selbst gesagt, was du mir entgegenstellst, und deshalb mit Marianen gemeinschaftlich Untersuchungen angestellt. Auf der Brieftasche, die, da man ihn entkleidete, aus seiner Überrocktasche fiel, steht mit goldenen Buchstaben gedruckt: Werning, Legationsrat. Geöffnet haben wir sie nicht, denn das wär' unrecht gewesen; aber die feine Kleidung, die Wäsche und was sonst an ihm unter die Kompetenz der Frauen gehört, paßt zum Range."

Der Einwand, ob man auch bedacht, wie der Legationsrat, der als ein fähiger Diener des Landes, namentlich aber durch seine eigensinnige, zum Sprichwort gewordene Ordnungsliebe und Widerwillen gegen alles Exzentrische bekannt war, um diese Zeit zu Fuße auf den

von allen Hauptstraßen entfernten Holzweg gekommen sein könne, fruchtete so wenig als die frühern Einwände, und die Komtesse blieb Siegerin.

Der Verwundete lag noch immer ohne Besinnung. Der Wärter hatte sich auf kurze Zeit entfernt. Mit Rührung haftete das Auge Florentinens auf den bleichen schönen Zügen. Die ganze Begebenheit der letzten Nacht, ihr Entschluß, spät zu fahren, der Räuberanfall, die unerwartete Rettung, die Verwundung des Retters selbst durch sie, alles lag wie ein wirrer Traum hinter ihr, und sie fühlte mit Behagen das Gespenst ihrer Abenteuerlust verschwunden. Die Schatten hatten einem freundlich erwärmenden Lichte Platz gemacht. Sie sah wieder auf den Verwundeten hin, und der Wunsch kam in ihre Seele, er möchte die Augen nicht aufschlagen und sie immer im dankbaren Gefühle ihrer Rettung seinen Schlummer bewachen müssen. „In dieses tote Bild hinein", sagte sie leise vor sich hin, „hab' ich den ganzen verkannten Reichtum meines Lebens gerettet. Meine Phantasie kann es schmücken mit allem dem, was dieses Herz ersehnt. Diese stille Gestalt ist mir so traulich, so bekannt wie ein Gespiele der Kindheit. Es ist, als schwiege alle Sehnsucht, als wiche Vergangenheit und Zukunft vor der Fülle dieser ruhigen leidenschaftlosen Gegenwart. Doch wie lange wird dies Glück währen? Schon zittre ich vor seinem Erwachen. Der fremde Geist, der meiner Sehnsucht überall anständig-kalt-verwundert entgegentritt, wird aus den geöffneten Augen sprechen, diese Züge in Bewegung setzen. Das Glück, das mich so freundlich umschlang, wird mich auf einmal nichtssagend, frostig anlächeln, die Arme sinken lassen und verschwinden. Gibt es wohl größere Qual als diese Unverstandenheit? Alles umfassen wollen mit dem Reichtum des jungen Herzens, sich selbst täuschen wollen im unbedingten Hingeben, und die wohlmeinenden Seelen greifen in die Tasche nach einem Almosen. Laß ihm die Besinnung rückkehren, und er ist ein Mann, eine schöne empfindungslose Spielpuppe für den Egoismus."

Sie erschrak, da der Verwundete jetzt wirklich die Augen öffnete, sich matt umsah, mit verklärten Blicken auf ihr verweilte und wieder

still zurücksank. Die Gräfin empfand durch den Schrecken hindurch, es sei nicht der fremde Blick ihr begegnet, den sie gefürchtet.

Ein neues und doch wie liebes altbekanntes Gefühl begann sich im tiefsten Herzen zu dehnen wie die Knospe, die dem Aufblühen entgegenschwillt. Und als er unter ihren sorgenden Händen das dunkle Auge wieder öffnete, zitterte ein wunderbarer Schmerz durch die schlanke hohe Gestalt und brach die stolze Kraft, daß sie in die versagenden Kniee sank in unauslöschlichem Weinen.

„Ich will fortträumen", sagte er mit matter Stimme. „Das Leben hat nichts Schöneres als den Traum. Zumal solchen Engelstraum nach Höllenträumen. Bist du mein Engel? Mein Schutzgeist, edle Gestalt? Wie heißest du? Daß ich dir rufen kann, wenn das Leben mich zermalmen will."

„Nicht ich bin dein Schutzgeist," sagte das Mädchen im leisen Weinen, „du bist der meine."

„Wie komm' ich hierher?" fuhr der Kranke fort. „Ich kann mich nicht besinnen. Wie zu dir, wenn du nicht vom Himmel herabgestiegen bist?"

„Du bist in dem Hause, dessen Kind du retteteſt aus Räuberhänden, in dem Hause, das dich als seinen größten Wohltäter bewillkommt und mit Wonnetränen segnet."

„Oh, so segne du mich, durchsichtiges Bild, sei mir Dunkelm, Verirrtem der leuchtende Schutzgeist!" flehte der Kranke. „Du bist, was ich gesucht, ohne es zu wissen. Eh' du verschwindest, segne mich."

Durch Florentinens Herz klang es wie der Akkord einer Engelharfe. Vor ihrer Seele hob das Geschick den Vorhang mit den lächerlichen Hieroglyphen des Menschenwerks. Sie erhob sich hoch und schlank und bog sich über des Kranken Haupt. „Wenn Gott in uns ist, wie ich jetzt fühle, daß er ist, so darf ich's. Ich segne dich und will dein Schutzgeist sein." Sie hatte die weiche Hand auf sein Haupt gelegt und küßte einen Geisterkuß auf seine Stirne. Denn das Irdische war unter ihr versunken, und das trunkne Aug' war Genosse der Engel. Sie sah ein unabhängiges Leben der Geister von den Körpern, wie sie, ohne das sinnliche Mittel aufeinander wirkend, sich begegnen aus

unendlicher Ferne in Sehnsucht, Verlangen, im Streben nach dem Wahren und Schönen. Und weder Zeit noch Raum begrenzte den Verkehr; Jahrtausende, Weltenentfernungen zerflossen vor dem Bewußtsein der ewigen Seele. Die Satzungen der Menschen zertropften wie Nebel. Sie neigte sich und sagte: „Und nun segne du auch mich und versprich, mein Schutzgeist zu sein!"

Der Kranke erhob sich, und Körper und Krankheit schienen ihre Rechte verloren zu haben vor der Kraft des Seelendrangs, aber es war nur ein Augenblick, und er sank in neue Ohnmacht zurück.

Der Kranke erholte sich allmählich. Der Leib schritt sichtlich der Genesung zu, aber die Seele schien sich noch nicht recht in das wiedergewonnene Leben finden zu können. Sein Denken und Tun glich dem eines Nachtwandlers. Man hatte versucht, die Erinnerung voriger Zustände in ihm zu wecken. Aber diese Bemühung hatte nicht den besten Erfolg. Nur einige Begegnisse schien sein Gedächtnis bewahrt zu haben, aber ihm zur Qual. Und die Heftigkeit, mit der er sich ihrer zu entschlagen mühte, gaben ihm fast das Ansehen eines, der die Schläge eines verletzten Gewissens in krampfhafter Anstrengung abzuweisen sucht. War dieser Umstand geeignet, Zweifel zu erregen, so ließ der feine Anstand, das edle Wesen, das durch jene Wunderlichkeiten unverkennbar hindurchleuchtete, sie, wenn nicht vergessen, doch in den Hintergrund rücken. Man behandelte ihn als den, wofür man ihn vom Anfang hielt, und da er der Meinung nicht widersprach, überließ man es der Folgezeit, wie sich diese vielleicht scheinbaren Widersprüche entwirren möchten. Seltsam war es, daß die heftigsten Anfechtungen von dem Kranken wichen, sobald die junge Gräfin, wenn auch von dem Kranken nicht gesehen, in das Zimmer trat. Dann wurde er ruhiger und schlummerte bald ein, und ein still-zufriedenes Lächeln lag auf seinen Zügen wie das eines Kindes, das die Mutter, den Inbegriff aller seiner Wünsche, sich freundlich nahe weiß. So hatte hinwiederum die junge Gräfin für den Kranken die ganze liebende Sorge einer Mutter und saß Nächte lang vor den herabgelassenen Vorhängen seines Bettes, um die wohltätige Wirkung

ihrer Nähe ihm zu gönnen und die etwa eingeschlummerten Wärter auf seine leiseste Regung erwecken zu können. Diese mütterliche Sorge ist der eigentliche Fokus des weiblichen Lebens. Sie gewinnt dem Manne, der sie in Anspruch nehmen darf, leicht mit dem Rechte eines Kindes das eines Geliebten, und es ist die innigste Frauenneigung, die aus dieser Mutterſorge hervorgeht. So hatte der Kranke das Bewußtsein allmählich wiedergewonnen, und nichts schien seiner Genesung mehr im Wege zu stehen als die Sehnsucht nach dem Wiedersehen jenes Bildes, das sich in jenen kurzen Augenblicken des den schrecklichsten Stürmen entrungenen Bewußtseins sänftigend und tröstend und dann nicht wieder gezeigt hatte.

Die Gräfin, deren Blick die wachsende Neigung der Tochter zu dem zweideutigen Fremden, auch wenn sie diese hätte verbergen wollen, kein Geheimnis bleiben konnte, sah mit Angst einer schlimmen Katastrophe entgegen. Sie kannte die Festigkeit, mit der Florentine, so schnell sie auch ergriff, an dem einmal Ergriffenen hing, und fürchtete, durch Widerspruch sie nur zu bestärken; sie sah Schmerz und Entfremdung auf beiden Seiten voraus; gleichwohl erkannte sie die Notwendigkeit, das Noch-zu-verhüten-Mögliche zu verhüten, die das Bewußtsein, sich selbst als die Grundursache aller bösen Folgen anklagen zu müssen, um so unabweisbarer darstellte. Sie hatte bisher mehr in dem Verhältnisse einer ältern Schwester als einer Mutter zu Florentinen gestanden; sie beschloß, wenn, wie vorauszusehen, die Warnung der ältern Schwester erfolglos bliebe, die Mutter zu zeigen.

Sie waren allein. Die Mutter ergriff die Hand der Tochter und zog sie neben sich auf das Sofa. Dann sah sie mit dem langen freundlichen Blick, dessen Macht auf der Tochter Herz sie kannte, ihr ins Auge und begann:

„Haben wir nicht sonst jeden Tag unsre Meinungen ausgetauscht über das, was gerade das eine oder uns beide beschäftigte? Und schon ist's eine Woche, daß wir die freundliche Gewohnheit nicht finden konnten. Ich bin ihr nicht ausgewichen, aber du, mein Kind, scheinst den Sinn für diese schöne Herzenseinigung verloren zu haben. Kann

es etwas geben, was zwei Herzen, die in langem gegenseitigen Bedürfnis das natürliche Band der Sympathie fester geschlungen, im Laufe weniger Tage zu entfremden vermag? Laß uns das, was wir besprechen müssen, leidenschaftlos besprechen, daß, können wir uns, was ich nicht hoffe, nicht vereinigen, wir wenigstens uns klar bleiben. Denn das Schlimmste, was zwischen zwei Herzen treten kann, ist die Unklarheit."

„Mutter," sagte die Tochter mit innigem Tone, „bin ich dir je unklar gewesen?"

„Und wirst es auch diesmal nicht werden," entgegnete die Mutter. „Hast du mir nichts zu sagen? Aus meinem Munde dürfte das Ausgesprochene wie Vorwurf klingen. Und das soll nicht sein. Kein Hauch der Leidenschaft soll unser Auge trüben."

„Ich weiß, was du meinst, Mutter," sagte Florentine, „und auch ohne diese Anregung hätt' ich dir's gesagt. Du weißt, daß ich das Halbsagen, das Verschleiern, was man schöne Weiblichkeit nennt, nie gekannt und auf die Gefahr hin, unweiblich zu scheinen, mir nie den Zwang angetan habe, mich anders zu geben, als ich bin. Und wie sollte ich dich täuschen, vor der wie ein offenes Buch zu liegen der Stolz meiner Seele ist? Du glaubst mir es ja, daß mir weh tut, deine Sorge nicht zerstreuen zu können, indem ich das Rechte erkenne, wo du Bedrohliches und notwendig zu Vermeidendes siehst."

„Ich verstehe dich," entgegnete die Mutter. „Unsere Ansichten sind in diesem Punkte sich entschieden entgegen; wir würden nur wieder auf das alte, ewig unabgetane Gespräch kommen, auf den alten Streit, der sich nie entscheidet, weil er aus Gefühlen und nicht aus Begriffen hervorgeht und man Begriffe wechseln kann, aber nicht Gefühle. Das Bedrohlichere, das sich jedem andern aufdrängt, scheinst du gar nicht zu ahnen."

„Und doch, teure Mutter!" sagte Florentine. „Soll aber nur das böse Gewissen träumen? Hinterläßt das böse Beginnen nur bei dem Angst, der es ausführte? Muß man in den wunderlichen Phantomen verstimmter Nerven Spuren wirklich geschehener Untaten und in dem ohnedies Beklagenswerten, den sie martern, den Urheber oder Ge-

nossen derselben erkennen? Darf ich's, die vielleicht die ganze Schuld dieser Verstimmung trägt? Warum sind wir so geneigt, wenn es uns der Opfer der Dankbarkeit und Menschenliebe bequem überhebt, zu verdammen? Zu verdammen, wo wir im schlimmsten Falle retten sollten? Die Ursache der Hülfeverweigerung aus der Hülfsbedürftigkeit nehmen? Einem das Almosen versagen, weil er arm ist?"

„Florentine," sagte die Gräfin mit unverhehltem Schmerze, „wir sind uns fremder geworden, als ich für möglich hielt. Wir wollen einen Streit aufheben, der nur gegenseitige Verbitterung nach sich ziehen und doch zu keinem befriedigenden Resultat führen würde. Wer mit dem Herzen für eine Meinung ist, gegen den führt der Verstand ein stumpfes Schwert. Wer Recht behalten will, ist nicht zu widerlegen. Nur wünsch' ich, daß du eines bedächtest. Wenn du deinem Herzen folgst, weil es ein Recht auf dich hat, so bedenke, daß nicht allein das Herz Rechte auf dich hat. Lerne den Gedanken, der sich nie realisieren darf, abweisen, eh' er so mit deinem Wesen verwächst, daß nur eine schmerzliche Operation dich retten kann. Denke, Kind, daß, wenn du auch meine Rechte, die ich noch nie zwingend habe gegen dich geltend gemacht, nicht anerkennen magst, daß du nicht dein Eigentum bist, daß deines sterbenden Vaters Wort dich mahnt zu erfüllen, wofür er seine Ehre eingesetzt hat. Glaubst du, daß ich es besser mit dir meine als du selbst? Sieh keinen Vorwurf, kein Drängen der Überredung zu etwas, was dir fremd in meiner Seele entstanden, in meinen Worten. Sieh darin nicht eine parteiische Ansicht, die dich als ihr Mittel behandelt, sondern eine Darstellung des Notwendigen, Unvermeidlichen, das unabhängig von uns über uns beiden steht. Bedenk' es ohne Bitterkeit, wie es ohne Vorwurf gesagt ist. Halte den Arzt nicht für deinen Feind, damit deine Krankheit eine heilbare sei!"

„Wie sollt' ich dich verkennen," sagte die Tochter mit Schmerz, „dich, die zu allen Zeiten mehr Liebe mir erwies, als ich verdiente, und nie das Verdienst dieser Liebe geltend machte als für mein eigenes Wohl. Könntest du mich ganz mißverstehen? Ich habe nichts,

keine Regung meines Herzens dir verheimlicht, habe dir es offen gezeigt, weil ich keine dir verheimlichen kann noch will. Und so soll es fernerhin immer klar sein zwischen uns."

Der Geistliche und der Arzt unterbrachen das Gespräch. So sehr die Gräfin sich in der Gewalt hatte, so war es ihr doch nicht möglich, ganz unbefangen zu erscheinen. Die Freunde, die vielleicht errieten, wovon die Rede gewesen war, erkannten, daß sie störend zwischen Mutter und Tochter getreten seien; das verlegene Benehmen, in dem ihre Bemerkung leicht zu lesen war, wirkte wiederum auf die Gräfin, die, ohnehin verstimmt, es nicht auf angenehme Weise empfand, daß sie, was sie sich selbst gerne verborgen, zum Gegenstande fremder Beobachtung gemacht. So war es kein Wunder, daß man den ungezwungenen heitern Ton, der gewöhnlich die abendlichen Unterhaltungen belebte, nicht finden konnte. Es war ein fremder Geist zwischen die Teilnehmer getreten, der jede Bemühung, das liebe Altgewohnte hervorzurufen, vereitelte.

So war es allen erfreulich, daß der Kammerdiener jetzt mit einer Meldung eintrat, die das Unbehagliche wenigstens in den Hintergrund drängen konnte. Ein fremder Reisender, seinem Benehmen nach von feiner Bildung, sprach für die wilde Regennacht die gastfreie Gräfin für sich und einen Begleiter um ein Obdach an und bat, sich ihr vorstellen zu dürfen.

Es war eine große schöne Gestalt im kräftigsten Mannesalter; Wuchs und Haltung so fein als kräftig und sein Gesicht eines von jenen, die dem Beobachter gleich beim ersten Blicke als die Summe eines Menschen sich darstellen, den mannigfache innere und äußere Mühen und Kämpfe durchgearbeitet und zur reinen Form gemacht haben. Dunkles Haar und eine ungewöhnlich bleiche Gesichtsfarbe gaben ihm noch mehr Charakter. Hingegen zeigte sein Begleiter ein Gesicht, das man hätte nichtssagend nennen können, wenn nicht der stechende Blick kleiner grauer Augen ihm den Ausdruck von Tücke und Hinterlist gegeben hätte. So unterschied ihn auch ein linkisches und plumpes Benehmen, ein gemeiner Dialekt sehr zu seinem Nachteil von jenem, der nun mit gewählten Worten die Gräfin bat, ihm

die Störung, die er habe machen müssen, zu verzeihen. „Es ist nicht allein das schlimmste Wetter, was mich zwang, auch die mannigfachen Gerüchte von Räubereien, die ich in der Gegend vernehmen mußte, haben Anteil an dem Entschlusse, nicht weiter in der Nacht zu reisen, und mögen, wie ich hoffe, dazu beitragen, dem ungebetenen Gaste Ihre Verzeihung zu sichern."

Seine Sicherheit und sein gefälliges Betragen, die Leichtigkeit, mit der er den hier herrschenden Ton herauszufühlen und sich in ihn zu stimmen wußte, weckten die Unbefangenheit der Hausgenossen, und bald vergaß man, daß Fremde zugegen waren.

Das Gespräch wandte sich bald zu den Gerüchten, die in der Gegend umliefen. Die Waldbewohner erzählten sich von einer Räuberbande, die an hundert Mann stark sein sollte, wenn nicht stärker. Wirklich war dieses mit Wald bedeckte, von Schluchten zerrissene Gebirge geeigneter zu einem Aufenthalt für Lichtscheue als irgend eine andere Gegend, um so mehr, da sich die Grenze zweier Staaten durchhinzog, die auch die Besitzung der Gräfin, ja sogar das Schloß in zwei Teile teilte, deren jeder einen andern Lehnsherrn hatte.

„Besonders aber," sagte der Arzt, „haben unsere phantasiereichen Waldbewohner die Person des Hauptmanns mit allem ausgestattet, was nur irgend in einer Erzählung Interesse zu erregen geeignet ist. Es wird schwer, zu entscheiden, ob Großmut oder Grausamkeit, Mut oder List das Überwiegende in diesem Charakterbilde sind. Er ist der Gegenstand der Unterhaltung für jung und alt. Daß er die Armut zu verschonen pflegt, hat ihm diese gewonnen. Die Mädchen lauschen hinterm Spinnrocken auf die Geschichten vom hübschen Räuberhauptmann, wie er ein Mädchen, das ihn für den Jäger hält, schützend durch den verrufenen Wald begleitet und nah an ihrer Wohnung ihr ein Tuch schenkt und mit den Worten verschwindet: ‚Bete, Kind, für den Fritz und sage deinen Nachbaren, die Armut sei ihm heilig, sie sollen sich nicht fürchten'; und in manchem klopfenden Herzchen steigt der Wunsch auf, ein ähnliches Abenteuer zu erleben. Aber dieser Held des Volkes und besonders der Frauen ist zugleich ein kluger und energischer Regent seiner wilden Untertanen, bei denen er auf

die strengste Mannszucht hält. Wer ohne den Befehl des Hauptmanns eine Expedition unternimmt, setzt sich der empfindlichsten Strafe aus. Bei solchen Gelegenheiten erschien er wohl plötzlich und unerwartet, ein unerbittlicher Richter, in der Mitte der Strafbaren."

„Noch schlimmer soll er mit Dieben und dergleichen Gesindel umspringen, die seine Oberherrschaft nicht anerkennen," fiel der Fremde ein. „Davon hab' ich mir folgende Geschichte erzählen lassen. Eine von den kleinern Banden, die neben der größern, von welcher die Rede ist, in diesen Gebirgen hausen, war eben in einer einsam stehenden Mühle, ich denke, sie heißt die Moormühle, eingebrochen, um den Müller, der im Rufe großen Reichtums stand, um etwas leichter zu machen. Während einige die Zugänge besetzt hielten, andere die Vorräte revidierten, mißhandelten drei dieser Bursche den aus dem Bette geholten Müller auf das erbärmlichste, der die Aufbewahrungsörter seines Reichtums angeben sollte. Da fällt außen ein Schuß. Einer der Gesellen springt ans Fenster und sieht die Mühle von montierten Leuten umzingelt. Sie lassen von ihrem Vorhaben, nur auf die Flucht bedacht, die ihnen aber nicht gelingt. Die sämtlichen Teilnehmer der verunglückten Expedition werden gefangen und entwaffnet nach dem nicht zu ferne liegenden Landstädtchen gebracht, wo man die bewaffnete Eskorte, die nicht die Uniform des Landes trägt, für Soldaten eines benachbarten halten muß, wiewohl auch dieser Meinung manche Zweifel sich entgegenstellen. Nachdem das vermeinte Militär abgezogen ist, bringt endlich ein Bürger des Städtchens, dem jenes im Walde begegnet, die Kunde, daß Räuber von Räubern eingefangen und der Gerechtigkeit überliefert worden, die ihm von jenem unter mutwilligen Scherzen an die Obrigkeit des Städtchens anbefohlen war."

„Solcher Geschichten," nahm der Geistliche das Wort, „erzählt das Waldvolk unzählige, deren manche den Stempel der Erdichtung unverkennbar an der Stirne tragen. Darüber wundert man sich nicht, wenn man weiß, mit welcher Vorliebe das Volk solche Geschichten vernimmt, man kann sagen verschlingt. Bei manchen Armsten hab' ich ganze Sammlungen von Mordgeschichten, wie sie bei Gelegenheit

einer Hinrichtung gedruckt zu werden pflegen, deren Beginn gewöhnlich eine ungeschickte Romanze macht, gefunden."

„Was", sagte der Arzt, „unserm Räuber noch die Herzen des Volkes zuneigt, ist, daß er Feind ihrer Feinde ist. Denn der Arme sieht den Reichen immer wie eine Art Erbschleicher des Glückes, der gemeinschaftlichen Mutter, an. Wenn er sich mit jenem vergleicht, sieht er nur die Vorzüge des Reichtums und die Nachteile der Armut. Wahr ist's, der Arme allein gibt Steuern und Almosen, der Reiche hat sie wegzuwerfen, denn man gibt nur, was man nimmt, das heißt hier, was man dem Glücke durch Arbeit und Darben abdringt; was zufällt, wird nur weggeworfen. So sieht er in solchen Raubgesellen nur Ausgleicher der ungerecht verteilten Lose. Ist nun der Spitzbube listig genug, die klügsten Anstalten der Behörden durch größere Schlauheit und verwegene Streiche zum Gelächter machen zu können, so ist er der Mann des Volkes. Denn List und Verwegenheit sind die beiden Eigenschaften, die dem gemeinen Menschen unfehlbar imponieren."

„Zu verwundern ist nur," sagte der Geistliche, „wenn nur ein kleiner Teil dieser Gerüchte wahr sein sollte, daß von seiten der Behörden noch nichts Nachdrückliches gegen sie versucht worden ist."

„Diesen Morgen erst", entgegnete der Arzt, „vernahm ich in der Stadt, es werde baldigst eine bedeutende Streife in die Gegend gesendet. Der neue Polizeidirektor werde die Sache um so emsiger betreiben, als er besorge, ein geliebter Jugendfreund, der ihn besuchen wollte, könne in die Hände der Räuber gefallen sein, von dessen Abreise von Stetten jenseits des Waldes nach Waldstattheim er bereits Nachricht habe, ohne daß er bei ihm eingetroffen."

Dem guten Doktor fiel noch zu guter Zeit ein, daß er den Namen des Jugendfreundes nicht nennen dürfe, wenn er die Gräfin nicht vielleicht vergeblich erschrecken wolle. Denn der Freiherr von Rudenz, eben der, der in die Hände der Räuber gefallen sein konnte, war nach dem Willen von Florentinens und seinem Vater ihr Verlobter. Zwar zeigte sich der junge Freiherr so wenig geneigt, den Wunsch der Väter zu erfüllen, daß, nachdem er noch als ein Kind den seinen verloren,

er nicht dazu zu bringen war, die ihm Bestimmte nur zu sehen, und ebenso hatte die junge Gräfin ihren Widerwillen gegen eine Verbindung solcher Art oft genug ausgesprochen; ihre Mutter aber, die den Gehorsam beider gegen die väterlichen Vorschriften für unverletzliche Pflicht ansah, zählte ihn zugleich unter ihre heißesten Wünsche.

„So wird sich," nahm der Fremde das Wort nach einer kleinen Pause, die auf die Mitteilung des Arztes gefolgt war, „so wird sich, hoff' ich, diese Gegend bald wieder unter die sichern rechnen können, denn auch der benachbarte Staat wird, wie ich gewiß weiß, diese Plage nicht länger dulden, und schon sind die geeigneten Maßregeln getroffen. Wirklich ist es die höchste Zeit; die Verbrechen dieses Abschaums haben, wenn man den Gerüchten nur halb glauben darf, das höchste Maß erreicht. So hörten wir noch jenseit der Grenze die Geschichte von einer jungen adligen Dame, die allein in der Nacht von einer Freundin heimkehrend, überfallen worden sein soll. Diese Geschichte erscheint allerdings etwas fabelhaft, mag aber doch nicht ohne Grund sein. Daß eine Dame dieses Standes in solcher Nachtzeit ohne alle Begleitung auf der Straße sich befunden haben soll, ist in hohem Grade unwahrscheinlich, wiewohl eine solche Erscheinung in unserer nervenschwachen hysterischen Zeit eine erfreuliche und unter solchen Umständen eine höchst romantische sein möchte. Die Verwundung des unvermuteten Retters durch die Gerettete ist vollends romanhaft."

„Ist es dem Fritz zu verdenken," sagte der Begleiter nach der gemeinen Art, die seinem Äußern entsprach, „wenn er um eine Braut wirbt, die Herz hat wie er?"

Ein Blick des Fremden, den er flüchtig über den Sprecher hingleiten ließ, hielt die größere Unschicklichkeit, die er wohl noch auszukramen Lust haben mochte, zurück. Der Arzt, der die Gräfin in Verlegenheit, Florentinen in Unwillen erröten sah, schickte sich an, dem Gespräch eine andere Wendung zu geben, als Florentine mit einem Ernst begann, der die hohe edle Gestalt noch höher und edler erscheinen ließ.

„Sie scheinen, lieber Doktor, mich eines Geständnisses überheben zu wollen, welches ich tun muß, wenn ich meiner Versicherung, jene

Erzählung sei trotz dem Scheine der Erdichtung wahr, Glauben schaffen will. Ihre Bemühung, mir es zu ersparen, deren Freundliches ich dankend erkenne, zeigt, daß Sie es für etwas Demütigendes, wenigstens für etwas auf alle Weise Unangenehmes halten. Mag es sein; so habe ich, indem ich die Unvorsichtigkeit beging, gefehlt und muß das offene Geständnis derselben als den kleinern Teil der verdienten Strafe ansehen, deren größerer das kränkendere Gefühl ist, durch jene das Nachbarland vielleicht für lange der Tätigkeit eines trefflichen Mannes beraubt zu haben."

Der Fremde weilte einen Augenblick mit Staunen auf der hohen und doch so lieblichen Gestalt, dann entgegnete er mit Wärme: „Glauben Sie, Gnädigste, durch jene Unvorsichtigkeit, wie Sie es nennen, gefehlt zu haben, so verdank' ich ihr das einzige Glück, so viel Mut und edle Offenheit mit der liebenswürdigsten Anspruchslosigkeit gepaart bewundern zu können. Verzeihen Sie meiner Wärme diese Äußerung, die Sie beleidigen dürfte, wenn Sie die Scheidemünze verlegener Kälte, die durch ein Kompliment sich loskaufen zu müssen glaubt, in ihr sähen. Mögen Sie mir nun noch eine Frage zu gut halten, die nur die Teilnahme ungeheuchelter Achtung mir eingibt. Sie glauben, wie ich vermuten muß, in Ihrem verwundeten Retter den Legationsrat Werning zu beherbergen?"

Es lag in dieser Rede etwas, was das Gefühl der jungen Gräfin unangenehm berührte. Diese eiligere als zarte Annäherung schien mit der vorgeblichen Achtung im Widerspruche und aus einer falschen Meinung hervorzugehen, zu der gerade die gepriesene Offenheit die Berechtigung hergegeben zu haben schien. Es liegt in der Verdorbenheit unserer sozialen Zustände und ist ein Beweis für ihre Verdorbenheit, daß die unbefangene Sittlichkeit am leichtesten verkannt wird, weil wir diese schon verloren haben müssen, um die Möglichkeit dieses Verkennens einzusehen und verhüten zu können. Zugleich machte die Frage ein Chaos noch gestaltloser Befürchtungen in ihr rege, die nur zu drohende Gestalt gewannen, als der Fremde fortfuhr: „Jener verdiente Mann hat ein ähnliches Schicksal wie das Ihres Pfleglings erfahren. Was ich in der benachbarten Residenz erst vor einigen Tagen

davon erfuhr, wo es jedes Herz mit Bedauern erfüllte, ist folgendes: Er fährt, in Geschäften seines Hofes unterwegs, die Landstraße nach Weilen, wie Sie wissen, am andern Äußersten dieses Waldes. Von der scharfen Nachtluft wie durch die Beschwernisse einer anhaltenden Reise ermüdet, ist er eben eingeschlafen, als der Knall eines Pistols ihn erweckt. Er ahnt sein Schicksal, doch schon ist's zu spät, ihm zu entgehen, schon sind sechs Fäuste nach ihm ausgestreckt, die ihn, eh' er nach den Pistolen in der Wagentasche greifen kann, mit Blitzesschnelle packen und aus dem Wagen reißen. Einer hält die Pferde, ein gespanntes Pistol droht dem Postillon, der, regungslos und ohnedies von Furcht gelähmt, mit ansehen muß, wie jenem unter den abscheulichsten Mißhandlungen die Brieftasche entrissen, der ganze Wagen ausgeplündert wird. Nachdem die Ungeheuer hohnlachend im Walde verschwunden, hebt er, nur froh, selbst ohne Mißhandlung durchgekommen zu sein, den Ohnmächtigen, Zertretenen in den Wagen und übergibt ihn im nächsten Ort der Pflege des Geistlichen."

Der Arzt und der Geistliche sprachen nochmals den Wunsch aus, die Gegend von dieser Geißel befreit zu sehen, indem sie im Innern den Sorgen und Befürchtungen Raum gaben, die in weit größerm Grade die Gräfinnen empfanden, die sich jetzt entfernten, die eine, um Maßregeln zu treffen, die ihr unumgänglich notwendig schienen, die andere, um ihre Gefühle fremder Beobachtung zu entziehen, die in der Einsamkeit eines entfernten Gemaches über ihrer Fassung zusammenschlugen wie Wellen über dem Versinkenden.

Während die Herrschaft solchergestalt mit Sorgen rang und auf Wege sann, dem Bedrohlichen, das ein neckender Zufall verwirrend und entzweiend in den vorher niegetrübten Frieden des Hauses geworfen zu haben schien, zu entgehen, gewann die abenteuerliche Idee des Haushofmeisters mehr und mehr Boden in der Phantasie der Domestiken. Auf den Gesichtern lag ein feierlicher Ausdruck; in jeder Bewegung sprach das Bewußtsein der durch die Emanzipation gewonnenen Bedeutung. Würdevolles Schweigen herrschte in der Domestikenstube; ein Wink, ein geheimnisvolles Lächeln der sich Begegnenden schien

die Sprache der Eingeweihten in diesen neuen Bund. Erst von dem Punsch, unter dessen feurigem Einfluß das große Stiftungsfest diese Nacht gefeiert werden sollte, schien die Entsiegelung der Zungen zu erwarten. Unter diesen schweigenden geheimnisvollen Gestalten stand der Haushofmeister als die schweigendste geheimnisvollste. Er hielt sich selbst umarmt und wärmte sich an der eigenen Sonne, um die die andern als Planeten liefen, an sich dunkle Körper und mit jener entlehntem Licht. So standen die Sachen in der Dienstbotenstube, als ein Lakai den Haushofmeister zu der Gräfin rief.

Der Gräfin hätte die selbstgefällige Wichtigkeit im Benehmen des Haushofmeisters auffallen müssen, wäre sie weniger mit sich selbst beschäftigt gewesen. — Noch einmal faßte sie die Befürchtungen, die seit jener abenteuerlichen Nacht in Bezug auf den Fremden sich ihr aufgedrungen, sowie die Möglichkeiten, die sie um ihrer Selbstberuhigung willen jenen entgegengestellt, vor dem Tribunal der Überlegung zusammen und gab endlich das Vorhaben, Florentinen in den Rat zu ziehen, auf, denn der Entschluß, der nur allein das Bedrohliche ableiten und Bedrohlicheres verhüten konnte, mußte bei jener Widerspruch finden, und sie kannte ihre Nachgiebigkeit gegen jene zu gut, als daß sie diese auf die Probe hätte stellen dürfen, wo es jener Wohl galt. Sonst hatte sie ihrer Tochter keinen Entschluß, der eine oder beide betraf, verschwiegen; je größer ihr Kummer war, nun die erste Ausnahme machen zu müssen, um so nötiger schien diese Ausnahme.

„Sie werden", wandte sie sich nun zum Haushofmeister, „augenblicklich in die Stadt senden, den Polizeidirektor bitten lassen, unverzüglich sich hierher zu begeben. Lassen Sie dem Boten das schnellste Pferd satteln. In einer halben Stunde muß er dort, in kaum zwei Stunden kann der Polizeidirektor hier sein."

Der Haushofmeister schien etwas sagen zu wollen, zwei sich widerstrebende Geister zeigte sein Gesicht, aber er verneigte sich schweigend und ging. Kaum war er in der Domestikenstube angekommen, als er sich von neugierigen Gesichtern umgeben sah, die nur die in der letzten Zeit zur Verehrung gewordene Achtung gegen den großen Mann von

tausend Fragen abhielt. Der Haushofmeister versenkte die Hände überzwerch in die Rocktaschen und schritt gesenkten Hauptes ein-, zweimal durch das Zimmer. Dann erhob er langsam das Haupt und begann mit der tonlosen Stimme der Ungewissenheit: „Schicken oder nicht schicken — das ist die Frage. Das ist die Frage," wandte er sich an die Lauschenden, „die wir zu lösen haben. Aber ihr wißt noch nicht, worum es sich handelt, teure verehrte Genossen des heiligen Werkes. Eben bringe ich den Befehl, ohne Verzug nach dem Polizeidirektor zu senden. Laßt uns wohl überlegen, ob wir diesem Befehl gehorsamen dürfen oder nicht? Lassen wir uns durch das Wort ‚Befehl' nicht schrecken, ebensowenig aber durch die neue Wollust des Unabhängigkeitsgefühls fortreißen. Denn eine höhere Rücksicht, die über beiden steht, muß unser leitender Stern sein. — Hört und urteilt: Lange sann die Verehrte, deren Wohl unser heißester Wunsch sein muß, eh' sie den Befehl aussprach. Sinnt der rechte Verstand lange, der nur das Zunächstliegende mutig zu ergreifen braucht? Nein. Während des Sinnens irrte ihr Auge von Gegenstand zu Gegenstand. Aber der rechte Verstand schaut gerade und mutig in die Welt hinein und nimmt unverwandten Blickes sein Ziel aufs Korn; dieses Suchen des bald nach oben, bald nach unten geworfenen Auges — wer verkennt darin die Verlegenheit des linken, der, im halbbewußten Mißtrauen auf sich selbst, verzweifelnd nach allen Seiten hin nach Hülfe und Halt raffend, nicht stehen und nicht fallen kann?"

„Soll mich — !" sagte der Jäger. „Jetzt fühl' ich erst die Wahrheit von dem, was Er sagt. Jetzt spür' ich die beiden Verstände ganz deutlich in meinem Kopf. Welcher aber ist der rechte und welcher der linke? Und wenn ich bedenke, daß ich schon dazu den rechten brauche, um zu wissen, welcher von beiden der rechte und welcher der linke ist, so seh' ich nicht ein, wie und wenn ich darüber klug werden soll, Denn am Ende gibt sich der linke doch auch für den rechten aus. — Ein Verstand sagt: ‚Der Haushofmeister ist ein kluger Mann und hat recht;' der andere: ‚Die Gräfin ist eine kluge Frau und wird schon ihre Ursachen haben, warum sie schicken will.' Und wenn ich nun frage: Welcher ist der rechte? so schreit jeder: Ich! Ich! Und je länger ich da-

rüber sinne, desto wirrer schreien die beiden Verstände durcheinander. Wenn ich fluchen möchte, so sollte ein Sterngranatenblitzschrotundpulver —"

„Stille, Jäger!" sagte der Kutscher; „welches war der erste Verstand, der in Ihm angezogen hat?"

„Der erste?" sann der Jäger. „Wie mich dünkt, fingen sie beide zugleich an, aber wie ich nicht anders sagen kann, fühlt' ich es ganz genau, daß der eine hüben, der andere drüben war. Da merkt' ich aber nicht darauf, welcher hüben und welcher drüben war; wie sie vollends ins Handgemenge gekommen waren, da war's zu spät. Gleichwohl ist mir's justament, als wär's — als hätte — ja ganz recht, der Haushofmeister hat schon recht — aber freilich — die Gräfin kann auch recht haben."

„Jäger, Jäger," sagte der Haushofmeister, „sieht Er, Er ist auch einer von denen gewesen, die ihren rechten Verstand nicht honett halten. Da sieht Er an sich selbst, was es für Folgen hat. Wie will Er nun andern helfen, der sich selbst nicht helfen kann? Jäger, Jäger, das hätt' ich nicht vom Ihm gedacht!"

Dem Jäger ward bei diesen Worten, die der Ton ängstlicher Teilnahme noch eindringlicher machte, sehr weh ums Herz. So war er der einzige in dem Kreis, der die Segnungen des rechten Verstandes nicht teilte, gerade er, der sich so glücklich und erhaben träumte durch sie. Er allein sollte nicht mit arbeiten können an dem großen Werke, und, was ihn am meisten schmerzte, er allein sollte nicht in Stahl gestochen werden, er, der Jäger mit dem hübschen Schnauzbart, während selbst der Küchenjunge jenes Glückes teilhaftig werden konnte.

Er fiel zerknirscht in einen Stuhl und sagte mit zuckenden Lippen im Ton des tiefsten Jammers: „Recht so! Du bist einmal ein Unglückskind, bist es von Anfang an gewesen. Mir ist nie was beschert gewesen. Wie ich noch im Hemde ging, fiel ich über einen Geldsack, Nachbars Gottfried hob ihn auf. Ich hatte eine zerschlagene Nase, er das Geld. Und wenn wir zwei Apfelhälften nach Rücken und Schneide verlosten, allemal hatt' er die gute und ich den Wurm. Ist mir je ein Fuchs schußgerecht gekommen? Wie war's mit der Susanne in

der Hirschfelder ‚Krone'; nachdem ich alles an sie gehängt hatte, nahm sie nicht einen Schuster? Schlug nicht, wenn ich drei Täußer hatte im Grundehrlich, allemal die vierte Farbe? Und der Auerhahn neulich? — Ach was Auerhahn! Aber der rechte Verstand!"

„Nehm' Er sich's nicht zu sehr zu Herzen," sagte der Haushofmeister. „Heute ist nicht immer. Wo wär' der Mensch, der jeden Tag gleich aufgelegt wäre zu allem. Denk' er doch, daß eine kleine Unpäßlichkeit den größten Philosophen auf eine Weile dumm machen kann, z. B. Kopfweh, Schnupfen."

„Ach, bester Herr Haushofmeister," seufzte der Jäger, „was wär' ich für ein glücklicher Mensch, wenn's nichts weiter wäre als ein Schnupfen, der sich auf den rechten Verstand geworfen hätte. Wahr ist's, schon mehre Tage hat mich's in der Nase und in den Augen geprickelt. Da wär' mir bald geholfen. Über den Punsch geht da gar nichts. Sieht Er an, von Seinem Trost ist mir schon ganz anders geworden. Soll mich —! Jetzt wird mir's ganz helle. Ja, kaum hatt' Er die Sache vorgestellt, so spürt' ich's ganz genau auf der rechten Seite, so etwas über dem rechten Aug': Der Haushofmeister hat recht! — Aber — ich unglückseliger gelieferter Mensch! — die Gräfin kann auch recht haben! — Laß Er mich, Haushofmeister, Er sieht ja, ich verdien' es nicht, daß Er sich zu mir herabläßt, sieht ja, daß Hopfen und Malz an mir verloren ist!" —

Zu derselben Zeit, da die gräflichen Domestiken den desperaten Jäger bedauernd und tröstend umgaben, trat die junge Gräfin bleich, aber Entschlossenheit in den schönen Zügen, zu der Mutter herein. — „Mutter," sagte sie mit weichen, doch ernsten Tönen, „nach dem, was wir vorhin gehört, mußt du glauben, recht gehabt zu haben und noch recht zu haben, und ich weiß, was du deshalb wirst tun wollen. Daß du glaubst, recht zu haben, kann ich nicht hindern; der Verstand ist auf deiner Seite, und meinem Gefühl wirst du nicht glauben wollen, aber bitten kann ich dich, mit den Maßregeln, die du gewiß zu nehmen gedenkst, dich nicht zu übereilen."

„Dein Anblick und deine Worte", entgegnete die Mutter mit Würde, „überzeugen mich nur zu sehr, wie zweckmäßig ich handelte, daß ich

die Maßregeln, von denen du redeſt, bereits getroffen habe. Die Rückſichten, die ich früher unklug auf deine Launen genommen, haben dich ſo weit geführt; die einzige Rückſicht, die ich nun noch zu nehmen gedenke, die Rückſicht auf die Ehre unſers Hauſes, wirſt du ſpäter ſegnen."

„Du nennſt," ſagte die junge Gräfin, „was mich treibt, Laune, und wie du die Sache ſiehſt, kannſt du nicht anders; was würd' es ändern, wenn ich dir verſicherte, es ſei ein Gefühl, was mich nicht täuſchen kann. Gibt es doch Gründe, die der Erfolg als richtig erweiſt und die der Verſtand doch nimmer anerkennen will. Du haſt nach der Stadt geſchickt, Anzeige zu machen, daß ein allem Anſchein nach gefährlicher Menſch auf deinem Schloß ſich befinde, wahrſcheinlich ein Mitglied der berüchtigten Diebesbande, wenn nicht gar ihr Anführer. Dir ſelbſt haſt du geſagt, du müſſeſt die Pflicht perſönlicher Dankbarkeit der Pflicht gegen den Staat, gegen die allgemeine Sicherheit hintanſtellen. Iſt's nicht ſo?"

„Folgſt du dem, was dir die höchſte Pflicht erſcheint, ſo wirſt du mich nicht tadeln, tu' ich das Gleiche; du denkſt groß genug, aus meiner Geſinnung heraus es für das Notwendige zu erkennen."

„Wenn du wüßteſt, Liebe, Gute, ach zu Gute, wie mich ſchmerzt, dich kränken zu ſollen und keinen Ausweg zu ſehen, den ich gehen darf, du würdeſt Mitleid fühlen, nicht Unwillen. Sieh, wie ich geteilt bin, in zwei blutende Stücke zerriſſen, wie ich dir recht geben muß in dem, was du tuſt, wie ich deine Liebe gegen mich darin erkennen und dir doch undankbar ſcheinen muß!"

„Wie du mußt, kann ich wohl begreifen," entgegnete die Mutter in einem Tone, durch deſſen Unwillen mehr Mitleid klang, als ſie ſich merken laſſen, vielleicht ſich ſelbſt geſtehen wollte; „aber wie du willſt, wie du wollen kannſt, macht mich irre an alledem, was bis jetzt mir das Teuerſte, ja ich darf es ſagen, was bis jetzt mein einziges Glück war."

„Mutter, Mutter," ſagte die Tochter mit den Tönen des tiefſten Schmerzes, „höre mich, eh' du mich töteſt mit ſolchen Worten. Will ich, was die Ehre deines Hauſes kränken könnte? Du haſt ihn nicht

gesehen, nicht gehört. Dies milde Auge, diese Stimme, in der das Silber einer tiefen reichen Brust klingt, gehört keinem, der den Fluch der Menschheit über sich heraufrufen konnte. — Was hat er dir getan? was, sei es das Ärgste, kann er verbrochen haben, das dich der Dankbarkeit überhöbe? Und sei es, wie du glaubst, und habe er das Ärgste verbrochen, weißt du, was ihn dazu getrieben hat? Hast du seine schlaflosen Nächte belauscht, hast du mit dem Finger des Trostes die Brandwunden seiner Verzweiflung gekühlt, hast du ihm die Hand geboten, wenn er seine nach Rettung ausstreckte und Verachtung ihn zurückwies, eh' er sie noch verdiente, daß du dich von ihm wegwenden dürftest als von einem Unverbesserlichen? Darfst du es, weil die meisten an deiner Stelle es tun würden? Einer ist, der es dem Unglücklichen gedenkt, wenn er, den die Lieblosigkeit der Menschen zum Teufel machen wollte, nur ein gefallener Mensch ist. Mutter, es gibt einen, vor dessen Richterstuhl nicht ein schnellerer Puls, eine Stunde, in der das Blut heißer vom Herzen strömte als sonst, verdammt. Wie nun, wenn dieser eine den Unglücklichen an mich gewiesen hätte? Wenn dieser mir die Pflicht persönlicher Dankbarkeit zu der der Menschlichkeit auflegen mußte, diese Meinung zu beglaubigen? Und ich, die ich es fühle, daß ich es soll, und du, die ich zu helfen und zu retten stets bereit gesehen, wir wollten jene Spruchfertigen um den wohlfeilen Ruhm beneiden, den Unglücklichen, den unsere Hand heraufziehen konnte, zurückzustürzen in die Hölle seines alten Elendes? — Nein, du machst mich nimmer glauben, daß du das willst, daß du dich loskaufen wollen könntest durch unnützes Mitleid, durch wohlfeile Gemeinsprüche. Ich weiß es, du nimmst den Befehl zurück. Du treibst mich nicht zum äußersten, drängst mich nicht, tun zu müssen, was dich und mich ewig schmerzen müßte. Mutter, bei deiner Liebe, an die ich glaube wie an alles Heilige, glaube an mich! Nimm den Befehl zurück!"

Die Gräfin bot alle Festigkeit ihres Charakters zum Kampfe gegen das Mitleid auf; aber es war nur ein Scheinkampf und der Sieg auf der mildern Seite. Vor dem Anblick der schönen, zu geliebten Tochter auf den Knieen, die Hände flehend erhoben, das Zucken innerster

Seelenangst über die bleichen Züge, vor den Tönen, aus dem Tiefsten der Brust heraufgezogen, vor dem Gebrochenen der stolzen Gestalt, vor dieser lebendigsten sinnlichen Gegenwart zerfloß die Zukunft mit ihren Befürchtungen in gestaltlosen Nebel wie das Grauen eines nächtlichen Traumes vor dem Scheine des sichern goldenen Tages. –

Wieder kam der Haushofmeister von der Gräfin zurück. Neugieriger als vorher umdrängten seine Schüler den Außerordentlichen; nur der Jäger saß abseit, in sein Unglück verloren und ohne Mut, den Begabteren sich zu gesellen.

Der Haushofmeister aber überflog mit sicherm Blick seine Untergebenen, haftete auf Franz, dem Vorreiter, zog ihn durch einen Wink sich näher und sprach mit gewichtiger Kürze: „Schnell satteln, nach der Stadt reiten, den Polizeidirektor bitten, so schnell als möglich zu kommen, Militär mitzubringen! Er darf das Pferd totjagen, aber in anderthalb Stunden muß Er mit dem Polizeidirektor hier sein!" – Ein zweiter Wink entfernte den Verwunderten, und nun wandte der Haushofmeister sich zu dem Jäger. „Jäger," sagte er, „geb' Er sich zufrieden. Die Sache hat sich ausgewiesen, Er hat nicht unrecht gehabt. Er hat das Richtige geahnt. Hör' Er an! Jetzt nimmt die Gräfin den Befehl, nach der Stadt zu schicken, zurück. Zu rechter Zeit kommt mir die Einsicht, daß ich geirrt, daß jener Befehl doch vom rechten Verstande herrühren muß, den der linke nun widerrufen will. Ich antworte daher, schnell meine Maßregeln nehmend: ‚Gnädigste', oder so, ‚der Bote ist bereits abgeschickt'. Die junge Gräfin: ‚Senden Sie schnell nach, der Bote darf nicht zum Polizeidirektor kommen. Hören Sie? Und sollte es ein Pferd kosten!'"

Der Jäger sah auf wie einer, den das Unglück mißtrauisch gegen jede Hoffnung gemacht hat, der nicht wagt, der Freude über gute Botschaft sich zu überlassen, weil er mit dem Schmerz der Enttäuschung zu vertraut ist. Wie es aber der Beredsamkeit des Meisters gelungen war, ihn zu überzeugen, geriet er außer sich, rannte umher, umarmte, wer ihm in den Weg kam, erzählte jedem, was jeder selbst mit angehört hatte.

Sehr verschieden von denen des Jägers waren in demselben Augenblicke die Empfindungen der jungen Gräfin, mit denen sie die Mutter verließ. An Klarheit und Einstimmung mit sich selbst wie mit der Mutter gewöhnt, empfand sie den Zustand der innersten Spaltung in der vollen Stärke einer ersten Erfahrung. Die widerstandlose Ergebung der schwächern Menschen in ein Ungemach als in ein Unvermeidliches, Unabänderliches, diese rettende Schwäche des leichtgebogenen Rohres, die den meisten ihres Geschlechtes so oft als eine Kraft angerechnet wird, die die Kraft des Mannes übersteige, kam ihrem starken Charakter nicht zugut.

Aber es gibt auch einen Schirm der Stärkeren gegen die Schläge des Ungemachs, das jene so gern Schicksal nennen; dieser ist die spannende Kraft des Entschlusses, in der die auseinander geschreckten Kräfte sich einen und wieder finden. Dort gibt die Seele ihre besten Neigungen auf, indem sie ihre Trägheit, ihr Unvermögen als Verdienst sich anrechnet, mit den Bildern des Verlorenen einen koketten Götzendienst treibt und die Grausamkeit der Verhältnisse entgelten läßt, was ihre eigene Schwäche verschuldet hat; hier faßt sie ihre Neigung fester in die Arme, und in steter Wechselwirkung wächst an der Kraft die Neigung, an der Neigung die Kraft, sie zu behaupten.

Diese Kraft des Entschlusses war es, die der hohen Gestalt alle ihre Elastizität der kindlichen edeln Seele, die jene belebte, all ihre Fassung wiedergab. Der Ausdruck des Schmerzes, von der Mutter, wenn auch nur auf Augenblicke, verkannt zu sein, erhöhte, indem er den Stolz der Erscheinung minderte, ihre Schönheit.

Nach Tische hatte sich die Familie wieder in dem gemütlichen Zimmer zusammengefunden, in dem wir sie schon einigemal getroffen. Auch der Doktor und der Geistliche weilten noch unter dem gastlichen Dache. Beide litten mit unter dem, was unausgesprochen aus den Seelen der beiden Gräfinnen in die ihren hinüberzitterte. Die beiden Fremden hingegen schienen sich immer besser zu behagen. Während der Blick des Angesehenern öfter unbemerkt mit brennendem Ausdruck auf den Zügen der jungen Gräfin weilte, schien das stechende

Auge des andern das ausgesuchte Meublement des Zimmers zu mustern oder haftete mit einer Art Gier auf einer eleganten wohlverschlossenen Kassette.

Das Gespräch wurde durch den Eintritt eines Domestiken unterbrochen. Ein Polizeioffiziant aus dem S . . . schen, dem Nachbarlande, sei im Vorzimmer und verlange angelegentlichst, den Herrn Oberpolizeidirektor, der, wie er ganz gewiß wisse, auf dem Schlosse sich befinde, zu sprechen. Ein Schreiben, das jener ihm zur schleunigern Bestellung übergeben, hielt der Lakai in der Hand, ungewiß, ob und an welchen der beiden Fremden er es zu übergeben habe. Verwunderung, mancherlei Erwartung, mehr oder weniger Befürchtungen ähnelnd, spannte alle Blicke auf den feingebildeten Fremden, der, nachdem er den Brief mit aller Würde seines nun bekannten Charakters angenommen, sich mit gefälligem Anstand zur Gräfin wandte, sein anfängliches Inkognito sowie das Vorgeben, das ihn zu ihrem Gaste gemacht, damit zu entschuldigen, daß er die Ursache seines Hierseins verschweigen wollen, um bei der gütigen Wirtin nicht unnötigerweise die Befürchtungen zu erregen, die ein solcher Besuch zu solcher Zeit erregen mußte.

Zugleich stellte er seinen Begleiter als den Polizeirat Morand vor und bat um die Vergünstigung, den Brief in ihrer Gegenwart erbrechen zu dürfen. Die Gräfin entgegnete in der wahrhaft adeligen Weise, die ihr so natürlich war; in dem Benehmen des Vorgestellten hingegen zeigte sich all die Unbeholfenheit und die verlegene Anmaßung, die Menschen von gemeiner Herkunft, die diese verbergen wollen, Vornehmen gegenüber eigen ist.

Der Oberpolizeidirektor war indes zu den Lichtern auf dem Kredenztische getreten und hatte den Brief erbrochen. In ängstlichen Lagen beziehen wir das stumme Schrecken oder den Ausdruck des Mitleides auf andern Gesichtern gern auf diese unsre Lage selbst und fürchten in jeder Anrede eine Ankündigung neuen Schreckens oder Schmerzes. So kam es, daß die unverkennbare Gewalt, die der Polizeidirektor anwenden zu müssen schien, den Eindruck des Gelesenen zu verbergen, in den Gräfinnen und in den ihnen so ergebenen Freun-

den des Hauses alle Befürchtungen wieder aufregte, die nur kaum beschwichtigt schienen.

Der Oberpolizeidirektor wog den gelesenen Brief einen Augenblick allgemeiner Spannung in der Hand, dann trat er langsam auf die Gräfin zu. Er hatte das Ansehen eines Mannes, der eine Pflicht ausüben muß, die ihn schmerzt, und darum das Unabwendbare so sehr zu mildern suchen wird, als er irgend kann. „Gnädigste Gräfin," sagte er, „bei meiner Ankunft und dem gastfreundlichen Empfange auf diesem Schlosse ahnte ich nicht, daß das Schicksal mich zu einem Werkzeuge der Kränkung für Personen machen würde, die ich so innig verehre. Wenn ich nicht hoffen, ja nach Ihrer wahrhaft adeligen Denkungsweise voraussetzen dürfte, daß Sie den Beamten nicht den Menschen entgelten lassen werden, würde ich mich unglücklich fühlen müssen. — Man hat, erst seit meiner Abreise von S . . ., entdeckt, daß die Bösewichter, durch welche diese Gegend verrufen ist, mit mehren Grundbesitzern in Verbindung stehen, sei es, daß diese ein versprochener Gewinn, sei es, daß Furcht sie dazu willig gemacht hat. Unter diesen Namen, auf welche zwei in S . . . gefangene Mitglieder jener Bande ausgesagt haben, befindet sich — nehmen Sie erst die Versicherung des Menschen von mir, wie weit ich entfernt bin, einer solchen Schändlichkeit Glauben beizumessen, der ich sie als Beamter nicht versagen darf, ehe das Gegenteil bewiesen ist — unter diesen befindet sich auch — der Ihre."

Die Gräfin erglühte vor Unwillen; sie erhob sich in ihrer ganzen Würde. „Mein Herr," sagte sie, „ich kann nicht glauben, daß eine solche Aussage solcher Menschen gegen ein Haus, das noch unvergessene Verdienste einst in die Nähe des Herrschers gehoben und ebensolche bis jetzt in dieser Nähe gehalten, nicht mit der Verachtung zurückgewiesen sein sollte, die sie verdient."

Der Oberpolizeidirektor zuckte die Achseln. „Es ist nicht diese Aussage allein. Auch in der rätselhaften Anwesenheit des Fremden unter falschem Namen, in dem dem Legationsrat Werning geraubten Portefeuille, das, wie bekannt, dieser bei sich führt, hat man Verdachtgründe gefunden. Daß sich alles zu Ihrer glänzenden Rechtfertigung

ausweisen wird, zweifle ich nicht im mindesten; so lange aber, bis dies geschehen, kann ich nicht mehr tun, als dem Befehl, der auf Haussuchung und Versicherung der Personen, namentlich der jenes verdächtigen Fremden lautet und dem ich gehorchen muß, den schonendsten Verstand unterzulegen."

„Nicht Ihre Schonung ist's, die ich verlange, Herr Oberpolizeidirektor," sagte die Gräfin mit Stolz. „Versäumen Sie kein Jota von dem, was Ihnen obliegt! Weder Ihre Schonung noch irgend Schonung! Aber sei'n Sie Zeuge, daß ich gegen solches Verfahren protestiere und mich auf den Fürsten berufe, dessen eigene Ehre in der meines Hauses gekränkt wird. Und nun erlauben Sie, daß ich mich zurückziehe, wenn Sie der Kränkung der Ehre meines Hauses nicht die Kränkung meiner Person hinzufügen wollen."

Die Gräfin verließ würdevollen Schrittes das Zimmer. Die Tochter wollte ihr folgen; der Oberpolizeidirektor aber hielt sie zurück, indem er ihre Hand ergriff, die er ehrerbietig an seine Lippen führte. Ohne jene fahren zu lassen, sah er sie mit einem Blicke an, in dem so viel Schmerz sich zeigte als Ehrerbietung. „Verkennen auch Sie mich?" sagte er mit leiser Stimme, in der schmerzliche Angst zu beben schien. „Soll ich mich nicht unglücklich fühlen, so sagen Sie mir, daß Sie die Meinung Ihrer würdigen Mutter, die Sie nicht mehr verehren können als ich, nicht teilen, daß Sie mich nicht verkennen."

„Auf Ihrer Seite, mein Herr," sagte Florentine verwundert, „scheint das Verkennen zu sein. Weder das Benehmen meiner Mutter noch meines kann Ihnen Ursache gegeben haben, zu glauben, daß Ihre Privatmeinung der Gegenstand unsrer Wißbegierde sein könne."

Ehe der Oberpolizeidirektor die beweglichen Worte fand, deren Inhalt der Ausdruck seiner Züge beredter vorher aussprach, neigte sich Florentine und folgte der Mutter.

Der Oberpolizeidirektor sprach erst leise mit dem unterdes eingetretenen Kommissär, dann wandte er sich zu dem Rat, in dessen Gesicht ihm ein ironischer Zug begegnete, und sagte: „Genügen Sie Ihrer Pflicht! Lassen Sie sich die Schlüssel übergeben und schicken mir die Domestiken des Schlosses, die ich aussenden will, die Polizei-

mannschaft aus der Umgegend hierher zu versammeln, da es nach den Nachrichten, die ich eben erhalte, mehr als wahrscheinlich ist, daß wir einem Einbruch, vielleicht einem förmlichen Angriff diese Nacht zu begegnen haben. Diese Nachricht widerspricht, was mir große Hoffnung gibt, der Aussage der Gefangenen. Bevor wir aber wissen, welcher die Wahrheit für sich hat, erscheint es notwendig, Maßregeln für beide Fälle zu treffen."

Der Rat ging, und der Oberpolizeidirektor näherte sich einem geöffneten Pulte. „Meine Herren," sagte er zu den Hausfreunden, die, entschlossen, diese Nacht hierzubleiben, der verehrten Familie, nachdem sich die Sachen gestalten würden, zum Dienste oder Troste bereit, nur über das zunächst Ratsame unschlüssig waren, „die Not, das eigene Interesse Ihrer Erlaucht berechtigt mich, mich ohne den Zeitverlust von Bitte und Frage dieses Papiers sowie der Domestiken zu bedienen. Zugleich muß ich Sie ersuchen, bis auf weiteres dieses Zimmer nicht zu verlassen". Dieses, noch vor wenigen Augenblicken der gemütliche Zeuge häuslichen Stillebens, wurde zum Bureau. Die Domestiken, auch den Küchenjungen nicht ausgenommen, wurden mit Befehlen und Requisitionen nach den nah gelegenen Orten versandt. Aber ein Wink, ein heimlich zugeflüstertes Wort des Haushofmeisters war genug, sie zu bedeuten, wieweit sie dem Befehle nachkommen dürften. Nachdem der letzte Bote aus dem Tore sein konnte, forderte der Direktor den Haushofmeister auf, ihm die Zimmer des Schlosses zu öffnen. Der Rat aber zog, was den Hausfreunden seltsam vorkam, einen Bund Dietriche aus der Tasche und begann in höchsteigener Person die Durchsuchung der verschlossenen Meubles.

Der Haushofmeister führte unterdes den Oberpolizeidirektor und den Kommissär, der diesem folgte, durch einen langen Korridor, an dessen Ende er stehen blieb. „Hier", sagte er, sich gravitätisch verneigend, „erblicken Dero Gestrengen die Türen der drei Zimmer, die auf S...sches Territorium in Form eines Pavillons hinausgebaut sind.

Das mittlere beherbergt zur Zeit einen Fremden, der die junge Erlaucht aus Räuberhand gerettet, dabei aber von Hochderselben unvorsätzlich verwundet und nachdem hierher gebracht worden. Befehlen Sie vielleicht herein?"

„Öffnen Sie erst die andern!" sagte der Oberpolizeidirektor. Der Haushofmeister gehorchte. Beiden Zimmern war es anzusehen, daß sie in längerer Zeit weder bewohnt noch sonst in Anspruch genommen waren. Nur etwas zog im zweiten das Auge der Beamten auf sich. Es war ein Koffer, stark mit Eisen beschlagen und mit mehren Schlössern versehen. Der Oberpolizeidirektor befahl dem Haushofmeister, ihn zu öffnen. Die Entschuldigung des Haushofmeisters, daß er weder je einen Schlüssel dazu in Händen gehabt noch einen gesehen, schien den Argwohn des Beamten zu wecken. Auf ein Zeichen von ihm brachte der Kommissär einen Bund Dietriche aus der Tasche und zeigte sich mit dem Gebrauch dieser Werkzeuge so vertraut, als nur ein Schlosser sein kann. Dennoch schien seine Kunst der Einrichtung der Schlösser nicht gewachsen. Mit einem halblauten Fluche warf er die Dietriche neben den Koffer und brachte aus einer, wie es schien, dazu eingerichteten Tasche ein ansehnliches Brecheisen zum Vorschein. Damit gelang es besser als vorher mit den Dietrichen. Ein, zwei Rucke, und der Deckel war abgesprengt, und mit gieriger Hand fuhr der Kommissär in den Bauch des Koffers, zog und brachte ein langes faltiges Wesen ans Licht.

In demselben Augenblicke trat der Rat mit einem Fremden von seltsamem Ansehen herein, der Kleidung nach halb Polizeioffiziant, halb Landstreicher. Der Oberpolizeidirektor schien einen Augenblick überrascht, dann trat er dem Fremden fragend näher und war bald in ein Gespräch mit ihm verwickelt, das ebenso interessant zu sein schien, als es leise geführt wurde.

Selbst auf den Kommissär schien die Ankunft des Mannes einen spannenden Eindruck zu machen, denn die Augen forschend jenem zugewandt, ließ er das nun sich als eine alte Robe ausweisende Wesen aus der Hand fallen ohne ein Wort des Ärgers über die getäuschte Erwartung und blieb unbeweglich in dieser Stellung, bis der Ober-

polizeidirektor ihm mit dem Tone eines Mannes, der Eile hat, zurief: „Schnell anspannen lassen! Sie", fuhr er, zu dem Rat gewandt, fort, „werden die Untersuchung fortsetzen, indes ich zu den Gräfinnen gehen werde, die baldmöglichst das Schloß verlassen müssen, wollen sie sich nicht dem Ärgsten aussetzen. Die ganze Bande jener Bösewichte hat es auf das Schloß abgesehen. Es ist nichts weniger im Werke, als die junge Gräfin zu rauben, deren Schönheit die Begierden ihres Anführers gereizt hat. Noch sitzt der ganze Haufe eine Achtelmeile von hier in dem Hause eines Hehlers. Eine Viertelstunde Verzug, und das Gräßlichste ist nicht mehr zu hindern."

Der Oberpolizeidirektor eilte mit dem Boten zu den Gräfinnen, der Rat und der Kommissär an die Ausführung seiner Befehle. Der Haushofmeister aber schritt, das Chaos einer werdenden Welt im Haupte, still wie ein Geist dem alten Rüstsaale zu, wo ihn seine Untergebenen, die der Oberpolizeidirektor längst außerhalb des Schlosses wähnte, seinem Winke und einigen vorhin dem Jäger zugeflüsterten Worten zufolge, mit Sehnsucht erwarteten.

An der verschlossenen Eisentüre blieb er stehen und flüsterte durch das Schlüsselloch: „Die Emanzipation der Domestiken", und sofort öffnete sich die gewaltige, die der Jäger nach dem Eintritte des großen Mannes sogleich wieder verschloß.

Eine Lampe stand auf der großen Eichentafel, deren Schein nicht durch die verschlossenen Fensterläden drang. Neben ihr rauchte eine Bowle Punsch, die der Koch mit Hülfe des Küchenjungen, geschickt alle Möglichkeit der Entdeckung umgehend, auf seltener betretenem Wege aus der Küche herbeizuschaffen gewußt hatte. Rings um die Tafel, matt angeflimmert vom Schein der Lampe, saßen die dunkeln Gestalten der Domestiken schweigend und feierlich wie einst die Beisitzer der heiligen Feme. „Kinder," sagte der Haushofmeister feierlich, „die Stunde ist gekommen, die zeigen muß, ob unser Bund der Auswuchs puerilen Übermutes ist oder das wohlüberlegte Werk willensstarker Männer, die nicht stehen bleiben auf dem Wege vom großen Entschluß zur großen Tat. Man erwartet einen Einbruch der Räuber, die Gräfin wird entfliehen wollen, sie darf nicht, deutlich sagt mir's

der rechte Verstand. Bald muß der Polizeidirektor unserer Provinz anlangen; bis dahin gilt's, dem, was kommen kann, mutig die Stirne zu bieten. Bedarf es, wie ich weiß, daß es nicht der Fall ist, einer Aufmunterung, so denkt, daß es der rechte Verstand war, der die Hülfe vorbereitete, die wir jeden Augenblick erwarten können, und seid überzeugt, daß dieser rechte Verstand, dessen Mahnung unter uns vor allem jener große Mensch empfand, das, was er so weise vorzubereiten wußte, auch zu einem rühmlichen Ende führen wird."

Den Jäger, auf den der Haushofmeister während des Schlusses seiner Rede gezeigt, erhob diese Anerkennung über alle menschliche Schwachheit; bei den andern vermählte sich die Wirkung des bereits reichlicher als nötig genossenen Punsches mit dem Trieb der Nacheiferung, eine Ehe, die nur gewaltige Kinder erzeugen konnte.

So mußte der ritterliche Geist, der einst in diesen Räumen gehaust, in seiner ganzen Macht über die so vorbereitete Versammlung kommen, als der Haushofmeister, indem er einen nahehängenden Brustharnisch herabnahm und anschnallte, das Signal zur allgemeinen Bewaffnung gab. Bald waren die Ritter der Emanzipation der Domestiken wunderlich genug herausgeputzt, aber keiner war, der sich nicht trotz einem der Helden gefühlt hätte, deren sie sich aus Ritterromanen, die sie fleißig gelesen hatten, eh' der Haushofmeister die Emanzipationsschriften in die Mode gebracht, entsannen; und es trug nicht wenig zur allgemeinen Begeisterung bei, daß sie nun diese beiden großen Richtungen in einer Tätigkeit vereinen sollten.

Der Jäger stützte sich auf ein ungeheures rostiges Schwert, starrte vor sich hin und sprach mit dumpfen Tönen: „Es war eine wilde Nacht, die Fahnen der Unkenburg klirrten um ihre Spindeln, das Käuzchen ächzte vom bemoosten Wartturm, die Rüden heulten, Blitze zuckten durch das blutige Gewölk, Donner krachten, mit heischern Klängen schlug die Burguhr Mitternacht, — da schwebte der Geist Erichs von Hoheneichen —"

„Halt' Er das Maul, Jäger," sagte der Koch, „Er wird uns allen

graulich machen. Der Dummkopf von Küchenjungen zittert schon wie Espenlaub."

„Genug!" gebot der Haushofmeister. „Gott und der rechte Verstand streiten mit uns. Vorwärts!" Schweigend und ohne Geräusch rückte der ritterliche Zug bis zur Torhalle, die er besetzte. Schon war die Reisechaise angespannt, der Kommissär, der eigenhändig diesen Dienst besorgt, auf dem Wege zu melden, daß der Wagen bereit sei. Auf einen Wink des Haushofmeisters schirrte der Kutscher die Pferde wieder ab, führte sie in den Stall, dessen Türe er verschloß und den Schlüssel dem Haushofmeister übergab. Ebenso schnell war die Chaise in die Wagenremise gezogen und diese ebenfalls verschlossen. Alles dies war geschehen, als eilenden Trittes der Oberpolizeidirektor mit den Gräfinnen die breite Haupttreppe herabkam. Verwundert und ängstlich sahen die Gräfinnen in dem leeren Hofraume sich um. Der Oberpolizeidirektor rief unter Flüchen den Kommissär herbei, der, der Verwundertste unter allen, mit tausend Schwüren versicherte, hier habe erst noch der Reisewagen gestanden, wo eben der Herr Oberpolizeidirektor stehe.

„So wird doch noch eine Chaise und Pferde aufzutreiben sein," sagte der Oberpolizeidirektor, „jetzt drängt die Zeit, nachher reden wir ein Wort miteinander, Herr Polizeikommissär." Damit eilte er selbst nach dem Stalle. Als er die Türe verschlossen und ohne Schlüssel sah, warf er dem Polizeikommissär einen Blick zu, vor welchem dieser erbleichte. „Brecheisen her!" sagte er mit vor Wut halberstickter Stimme. Zitternd zog es der Kommissär, sein Schicksal ahnend, hervor; der Oberpolizeidirektor riß es ihm aus der Hand und schien es zuerst zur Bestrafung des Ungehorsams brauchen zu wollen, als eine neue und größere Überraschung seinen Arm sinken machte, den er kaum zu dem Streiche erhoben hatte. Aus dem Torwege nämlich trat eine hohe Gestalt, halb gepanzert, einen Helm mit geschlossenem Visier auf dem Kopfe, einen gewichtigen Morgenstern in der Hand, eine Erscheinung, so unerwartet und abenteuerlich gegen die Mitternachtstunde in den unsichern Schein der Torlaternen hineinschwankend, daß selbst der Oberpolizeidirektor einen Augenblick aus der Fassung gebracht schien.

Aber die seidenen Strümpfe und Schuhe der Gestalt im grotesken Abstich mit der schweren Rüstung des obern Leibes nahmen ihr beim zweiten Blick alles Schreckende und hätten wohl in anderer Situation eine komische Wirkung getan. Und das ganze Rätsel der Gestalt war gelöst, als das geöffnete Visier die wohlbekannten stattlichen Züge des Haushofmeisters zeigte, der alsbald mit feierlicher Stimme anhob: „Herr Oberpolizeidirektor, strafen Sie jenen Geängsteten nicht um eine Tat, die nicht die seine ist! Streben Sie nicht vergebens gegen eine Macht an, die Ihnen so unüberwindlich ist als unbekannt! Wenn ich näher davon sprechen dürfte, Sie würden mich doch nicht verstehen."

„Was soll der Narrenkram?" fuhr der Oberpolizeidirektor den Redner an. „Die Schlüssel schaffen Sie — oder —"

Der Haushofmeister antwortete auf das lakonische „oder" noch lakonischer, indem er mit dem Finger nach der Torhalle zeigte, in der die Gestalten der Domestiken sich zeigten, deren Menge das Helldunkel verdoppelte.

Des Jägers lange, grotesk geputzte Gestalt zeigte sich am deutlichsten. Am Barte erkannte ihn der Oberpolizeidirektor. Er wandte sich heftig gegen die Gräfin; die Entdeckung, wie seine Befehle vollzogen worden, erstickte fast seine Worte: „Madame, wollen Sie den Verdacht eines Einverständnisses mit den Räubern nicht zur Gewißheit machen, so bringen Sie diese Canaille zur Raison!"

„Gnädigste Frau," sagte der Haushofmeister mit dem Tone und der Miene ungeheucheltster Ehrfurcht und Ergebenheit, „bei allem, was heilig ist, beschwöre ich Sie, keinen Befehl, der uns zwingen müßte, Sie, ohne helfen zu können, dem Verderben entgegengehen zu sehn! Droht Ihnen Gefahr, von wem dürfen Sie Hülfe erwarten, wenn nicht von Ihren Domestiken, die Sie anbeten und ihr Leben für ein zu kleines Opfer für Ihre Sicherheit ansehen. Spreche ich, wie ihr's alle meint, Kameraden?"

„Leib und Leben für unsere gnädigste Herrschaft!" schrie der Koch, indem er den Punschlöffel, den er noch in der Hand hatte, um den Kopf schwang. „Leib und Leben für unsere gnädigste Herrschaft!" schrie Punsch und Treue aus dem ganzen Chor.

In dem Augenblick ließ sich von außen ein durchdringendes Pfeifen vernehmen. Der Oberpolizeidirektor erbleichte. Aus dem Schlosse kamen in odemloser Eile Rat, Kommissär und Bote, letzterer überdies unter einem gefüllten Mantelsacke keuchend.

„Im Namen des Gesetzes, Madame und Mademoiselle, folgen Sie mir!" schrie der Oberpolizeidirektor, mit Blitzesschnelle ein gespanntes Pistol voraushaltend. „Wer mir und meinen Arrestanten in den Weg tritt, ist verloren!"

Die Gräfin schwankte. Unter der Spannung des Augenblicks verwirrte sich ihre Besinnung; halb ohnmächtig lehnte sie an Florentinen, der die Notwendigkeit des Handelns alle ihre Kraft wiedergab. Sie fühlte, sie dürfe das Schloß nicht verlassen, ihren Schützling nicht preisgeben. Nur der Mutter Bitte und die Entblößung von allem Schutze hatte sie vorhin vermögen können, dem Oberpolizeidirektor zu folgen. Nun die Treue einer zahlreichen Dienerschaft die vorher emporgeschnellte Wagschale sinken machte, wurde jenes Gefühl Entschluß.

„Herr Oberpolizeidirektor," sagte sie mit fester Stimme, „Sie scheinen zu vergessen, daß es nicht S . . . scher Boden ist, auf dem wir uns befinden."

„Der Augenblick drängt; eilen Sie!" entgegnete der Oberpolizeidirektor und wollte ihre Hand fassen. Aber Florentine trat einen Schritt zurück und stand in solch entschlossener Hoheit da, daß jener an einem Erfolg seiner Bemühungen zu zweifeln begann.

Nochmals und durchdringender klang außen das Pfeifen. Über das Gesicht des Oberpolizeidirektors zuckte es hin wie ausbrechender Wahnsinn. Aber nur einen Augenblick. Die Erregung machte einer furchtbaren Kälte Platz. Er steckte das Pistol ein, verneigte sich, indem er nicht ohne Beimischung von Hohn lächelnd sagte: „Meine gutgemeinten Maßregeln zu Ihrer Rettung sind durch Sie selbst vereitelt worden – warum, habe ich zu spät erkannt. Ich habe die Ehre, gnädigste Gräfinnen, Sie unter andern Umständen wiederzusehen," und folgte ruhigen Schrittes seinen Untergebenen, die schon vor ihm und hastiger das Schloß verlassen hatten.

Noch nicht lange waren des Gehenden Schritte im Torweg verhallt und das Tor geschlossen, als der Hufschlag eilender Pferde dem Schlosse einen neuen Besuch anzukündigen schien.

Mariane eilte der verehrten Pflegemutter und der geliebten Schwester mit Freudentränen entgegen. Die Hausfreunde aber, die sich noch in dem Zimmer, in dem wir sie verlassen, bewacht geglaubt und von den letzten Vorfällen erst jetzt durch die Gräfinnen erfuhren, wußten nicht, ob sie über diesen Ausgang sich freuen sollten. Zwar schien es, betrachtete man das Nächstmögliche, sicherer, unter der Hut der treuen Domestiken in dem ziemlich festen Schlosse zurückzubleiben, als sich der Nacht und einem Angriffe der Räuber im Freien auszusetzen, die, wenn sie wirklich den Raub beabsichtigten, wofür das von allen gehörte Pfeifen zu beweisen schien, gewiß schon das Schloß umzingelt hielten. Um so mehr wunderte man sich über den Abgang des Oberpolizeidirektors unter so bedrohlichen Umständen. Das ganze Benehmen desselben und seiner Offizianten war schon allen seltsam vorgekommen. Alles dies aber vergaß man über der Befürchtung, die seine letzten Worte rechtfertigten, in denen man die Erklärung seiner eiligen, einer Flucht gleichenden Entfernung finden zu müssen glaubte. Das Pfeifen, welches die Nähe der Räuber anzuzeigen schien, war demnach das Warnungszeichen seiner Späher gewesen.

So war man zwischen Zweifel und Sorge noch weit von aller Beruhigung, als die Gemüter von neuem aufgeschreckt wurden. Mariane, die eben aus dem Zimmer gegangen, kam blaß und zitternd zurück. Vom Hofraum her klang reisiges Getöse; auf der Treppe klirrten gewichtige Tritte.

Der erste Gedanke der Erschreckten mußte der erwartete Einbruch sein. Das ruhige Verhalten der Domestiken, die gewiß nicht den Räubern das Tor gutwillig geöffnet haben würden, widerlegte jenen. Nichtsdestoweniger fühlte jeder die ängstliche Spannung, die er auf des andern Gesicht las. Der Haushofmeister war es wiederum, der

der Ungewißheit ein Ende machte, indem er den Polizeidirektor der Provinz ankündigte, nach dem heute geschickt worden war. Dem zweiten Boten, der dem ersten nacheilen und ihn zurückholen sollte, war, noch ehe er die Stadt erreicht, dieser schon mit dem Polizeidirektor entgegengekommen. Das ganze Schloß nebst den Wirtschaftsgebäuden und Scheuern war bereits von Dragonern umzingelt, ein Räuber schon gefangen, den eben der Polizeidirektor verhörte.

Um vieles leichter fühlten sich Wirtin und Hausfreunde auf diese Nachricht. Dem Herolde der Sicherheit ward ein gnädiges Lächeln, welches der Glückliche mit stolzer Bescheidenheit aufnahm und zu den andern Posten der Anerkennung, die ihm in diesen Tagen geworden, in das Buch eines dankbaren Gedächtnisses eintrug.

Noch befahl ihm die Gräfin, für gute Bewirtung des Militärs zu sorgen; die Frage nach der Persönlichkeit und dem Benehmen des Polizeidirektors beantwortete das Erscheinen des Polizeidirektors selbst, der jetzt hereintrat, um sich nach den Befehlen der Gräfin zu erkundigen. Er hatte bei allem männlichen und amtlichen Anstande etwas in Gesicht und Benehmen, was ihm neben der Achtung auch das Vertrauen derjenigen gewinnen mußte, die ihn nicht fürchten durften.

Die Frage des Polizeidirektors setzte, obschon sie an sich nicht unerwartet kommen konnte, die Gräfin in Verlegenheit. Die Ankunft des Polizeidirektors selbst war zu unerwartet gekommen. Weder sie noch Florentine hatte, nachdem der zweite Bote, der den ersten zurückholen sollte, abgegangen war, an die Möglichkeit gedacht, jener könne zu spät kommen. Dazu erinnerte ein flehender Blick Florentinens an die Zusage, die sie jetzt wünschte, verweigert zu haben. Entschlossen, den Punkt nicht zu berühren, mühte sie sich, die Gerüchte von der Nähe der Bande, die durch den Raubversuch bekundete Absicht des Anführers auf Florentinen mit solcher Dringlichkeit der Besorgnis darzustellen, daß sie genügend erschienen ohne Hinzutreten irgend eines gewichtigern Grundes, eine lebhafte Phantasie bis zur Vorstellung der Gewißheit eines nahen Überfalls gereizt zu haben.

Der Polizeidirektor sagte: „Ein guter Genius nicht nur Ihres Hauses, sondern des ganzen Landes muß Sie nach mir haben schicken

lassen. Nach der Aussage des Kerls, den meine Leute bereits gefangen eingebracht haben, war diese Stunde zur Ausführung des Anschlags bestimmt. Der Anführer selbst befinde sich unter fremdem Namen, unter welchem aber, wisse er nicht, auf dem Schlosse. Hat der Mensch die Wahrheit gesagt, so kann das Raubtier uns nicht entgehen. Und haben wir nur dieses, so fehlt der übrigen Bande Atem und Seele, und im kurzen muß die Sicherheit wiederhergestellt sein. — Haben Sie vielleicht erst kürzlich einen Bedienten angenommen, den Sie früher nicht kannten? Oder außer dem vermeintlichen Werning einen Besuch, den Sie nicht genauer kennen? Und vor allem, was wissen Sie von diesem?"

Die Gräfin verneinte die erste Frage; zur Beantwortung der zweiten stellte sie dem Polizeidirektor die beiden Hausfreunde vor; dieser begrüßte den Arzt, den er jüngst in der Stadt hatte kennen gelernt, und wiederholte seine letzte Frage.

Die Gräfin versicherte, daß sie den in Rede Stehenden nie gesehen. Florentine aber entgegnete mit Lebhaftigkeit, der Umstand, daß jener fälschlich für den Besitzer des fremden Namens gegolten, könne nicht ihm zur Last gelegt werden; wenn er jener Meinung nicht widersprochen habe, so sei er auch bis jetzt nicht im Besitz eines klaren Bewußtseins gewesen. Und noch jetzt würde man durch Fragen mehr an seinem Zustande verschlimmern, als über ihn aufgeklärt werden.

Der Polizeidirektor nahm ihre Aufregung mit Verwunderung wahr. Dann sagte er: „Sie vergessen das Portefeuille! Daß dies dem Legationsrat Werning unter Mißhandlung geraubte, in den Händen eines Landstreichers gefunden, einen mehr als bloß zureichenden Grund zum Verdachte gegen diesen geben muß!"

Florentine empfand bei diesen Worten, obschon sie sich gestehen mußte, der Polizeidirektor habe nicht mehr gesagt, als was ihr selbst, so oft abgewiesen, ebensooft sich wieder aufdrang, neben der Sorge für ihren Schützling einen lebhaften Unwillen. Es ist des Menschen Art, daß es ihn verdrießt, das, was er, weil er es sich selbst nicht leugnen konnte, sich vermäntelte, bei seinem wahren Namen nennen zu hören. Etwas von diesem Unwillen lag in dem Tone, mit dem sie entgegnete:

„Wiese sich dieser Verdacht als gegründet aus, so würde der S... sche Polizeidirektor, in dessen Bereich das Zimmer liegt, das der Bedauernswürdige bewohnt, diesem die Freiheit gewiß nicht gelassen haben."

„Vergeblich haben Sie", entgegnete der Polizeibeamte mit feinem Lächeln, „die Worte ‚In dessen Bereich das Zimmer liegt' nicht eingeschaltet. Und doch vielleicht vergeblich, wenn ich mich getraue, die Überschreitung meiner amtlichen Berechtigung in diesem Falle verantworten zu können. Aber lassen Sie mich fragen, wann mein S... scher Kollege hier anwesend war und weshalb?"

Die Gräfinnen und die Hausfreunde ergänzten sich wechselseitig in der Erzählung des Verlangten.

Erst zeigte das Gesicht des Hörenden Verwunderung, dann eine unverkennbare Spannung, und nachdem er sich hatte wiederholen lassen, der S... sche Beamte habe nur kaum einige Minuten vor seiner Ankunft das Schloß verlassen, sagte er sichtlich erleichtert: „So begegnen ihm meine Leute auf jeden Fall, da ich zugleich von vier Seiten her das Schloß einschließen ließ. Über manches, denke ich, wird er uns Auskunft geben."

Zu Florentinen gewandt, nahm er das vorige Gespräch wieder auf. „Sie nannten jenen einen Bedauernswürdigen; ich möchte ihn einen Beneidenswerten nennen, dem die Dankbarkeit einen so eifrigen als liebenswürdigen Anwalt gewonnen hat. Wie aber nun, gnädigste Komtesse, wenn die vermeintliche Hülfe sowie der Anfall nur eine Spiegelfechterei gewesen wäre? Sie müssen uns sagen können, ob der vermeinte Retter gegen die Genossen des beabsichtigten Raubes etwas getan hat, was außer Zweifel setzt, daß Anfall und Rettung mehr als zwei Komödien gewesen, deren Plan von einem und demselben Autor herrührt, und zwar von demselben, der zugleich der Held des zweiten Stückes war."

„Diese Frage", entgegnete Florentine, „kommt mir zu unerwartet, als daß ich hoffen dürfte, die befriedigende Antwort so schnell zu finden, als ich sie gewiß zu finden glaube. Seine einzige Waffe war ein Knotenstock. Mußte ihm aber, wenn er eine Täuschung vorhatte, nicht

daran liegen, diese so wahrscheinlich als möglich zu machen? Hätte er diesen Zweck nicht sicherer erreicht, wenn er sich mit Pistolen versah, die ja blind geladen sein konnten und die an einem Reisenden in dieser Gegend kein Befremden erregen? Wer täuschen will, wird eher zu viel als zu wenig tun."

„Noch eine Frage erlauben Sie mir!" fuhr der Polizeidirektor fort. „Hat einer von den Genossen des Anfalls auf den vermeintlichen Retter geschossen oder sonst ernstlich gegen ihn sich verteidigt?"

„Der Kolbenschlag," entgegnete die Komtesse, „der genügte, den Unglücklichen auf so lange der Besinnung zu berauben, genügt wohl, die ernstliche Verteidigung des Gebers außer Zweifel zu setzen."

„Auch dies", sagte der Polizeidirektor, „befreit ihn nicht von dem Verdachte, daß er, wenn auch nicht Genosse des Anfalls, doch Genosse derer, die ihn ausführten, sein könne. Denken Sie nur der Exempel, die der Hauptmann der Bande an seinen Untergebenen statuiert, die auf eigene Hand und ohne seinen Befehl etwas unternehmen. Wäre es so seltsam, daß einer einmal diese Strafe nicht so resigniert aufgenommen hätte wie vorher andere in ähnlichem Falle? Sie können recht haben, verehrteste Komtesse. Ich aber muß den Menschen sehen und sprechen. Wär' er auch von allem Verdachte frei, der mich als Beamten dazu berechtigt, so kann er vielleicht Auskunft, vielleicht Beruhigung über etwas geben, was mich selbst und nur zu nahe angeht. Besinne ich mich recht, so bin ich's hier nicht allein, der diese Auskunft wünschen muß. Aus des Baron Rudenz, meines Jugendfreundes, eigenem Munde weiß ich, daß er in der Gräfin Erlenbach eine werte Verwandte und die innigste Freundin einer gestorbenen geliebten Mutter verehrt."

Daß der Polizeidirektor die Wahrheit gesprochen, bezeugte die Blässe, die das zarte Gesicht der Gräfin zum Marmorbilde machte, indem sie mit der Angst dringlicher Sorge sagte: „Lassen Sie mich wissen, welches widrige Geschick den Teuern getroffen hat, damit ich für ihn tue, was mir möglich ist. Zögern Sie nicht, ich bitte Sie, damit kein Verzug die Hülfe schwieriger oder gar unmöglich macht."

„Von Stetten aus", sagte der Polizeidirektor, „kündigte er mir

einen Besuch an. Ich erwarte ihn mit all der Sehnsucht und Freude, womit man den teuersten Freund seiner Jugend erwartet. Die Zeit, in der er bei mir ankommen wollte, ist da, der Ersehnte nicht. Ein neuer Tag kommt, aber er bringt ihn nicht. Ich schreibe nach Stetten, er ist abgereist von da zu derselben Zeit, da er sich's vorgenommen. Ich reise selbst dahin, frage unterwegs in allen Dörfern. In dem nächsten von Stetten aus hat man einen Fußreisenden gesehen, die Beschreibung paßt. Von da hört jede Spur auf. Ich will Ihnen nicht vorerzählen, was alles ich tat und versuchte — keine Nachricht, keine Spur. Es ist nicht anders, es kann nicht anders sein, er ist den Böse-wichtern in die Hände gefallen. Deshalb bot ich alles auf, etwas Ent-scheidendes gegen diese unternehmen zu können. Auf morgen Nacht war eine große Streife bestimmt, heute hofften meine Späher ihre Hauptschlupfwinkel ausfindig zu machen. Ihre Botschaft, gnädige Gräfin, beschleunigte nur, was bereits im Werke war. Die braven Dragoner standen schon zu meiner Disposition; so ward es möglich, daß ich Ihrem Gebote in solcher Schnelle und mit solchen Mitteln Gehorsam leisten konnte. — Ich entferne mich einen Augenblick, nachzusehen, ob jene nichts von dem unterlassen, was ich anordnete, um dann desto ungestörter nach dem Freunde forschen zu können, den wir so schmerzlich vermissen."

Der Polizeidirektor hatte das Zimmer verlassen. Die Gräfin sah den teuern Verwandten im Geiste den schrecklichsten Gefahren ausgesetzt und empfand die ganze Qual der Ungewißheit, ob und wie ihm zu helfen sein möge. Von Florentinens Antlitz aber leuchtete das Panner des Entschlusses, den auszuführen die Entfernung des Polizei-direktors Hoffnung und Gelegenheit gab. Hatte sie vorher Ursache, ihre Neigung zum Abenteuerlichen anklagen zu müssen, so fühlte sie ihr jetzt Dank. Denn diese Neigung war es gewesen, die ihr Lust und Ausdauer gegeben, durch das ganze Archiv der alten Schriften, die auf die Geschichte des Schlosses und seiner früheren Besitzer Bezug hatten, sich durchzuarbeiten, und wieder war es jene gewesen, die sie

die dort gefundenen Andeutungen auf die Existenz eines geheimen Ganges hatte vergleichen und endlich diesen Gang finden lassen, und eben jene Neigung hatte sie vermocht, dieser Kunde das Anziehende eines ausschließlichen Geheimnisses zu bewahren.

Der Retter, wie wir ihn jetzt noch nennen wollen, erstaunte über die hohe liebliche Gestalt mit den eilgeröteten Wangen, aber es war das Erstaunen eines Menschen über eine himmlische Erscheinung. Es war ja dieselbe Gestalt, die er einigemal in den kurzen Augenblicken des rückkehrenden Bewußtseins gesehen und dann nicht wieder, dieselbe Gestalt, die das Übergewicht der reizbaren Phantasie des Kranken, ihr seltenes und jedesmal so kurzes Erscheinen ihm wirklich zu einer himmlischen gemacht hatte. Und diese Gestalt, mit der der Ausdruck des Mitleids eines Engels mit menschlichem Leiden in seinem Ideengange unzertrennlich verknüpft war, stand jetzt vor ihm, selbst von dem menschlichen Gefühle der Angst übermannt, aus beengter Brust atmend, über die schönen Formen hin das Beben fieberischer Anspannung.

„Mein Schutzgeist!" stammelte er.

„Soll ich der werden," sagte das Mädchen so dringlich-eilig, als es die fliegende Brust erlauben wollte, „so antworten Sie mir auf eine Frage. Aber Wahrheit! Kein Mißtrauen — keine Vermäntelung, keine Entschuldigung! Jenes Portefeuille gehört Ihnen nicht, es ist dem wahren Besitzer geraubt? — Keine Worte! Ja oder Nein."

„Ja," sagte der Verwunderte, „aber —"

„Genug," sagte das Mädchen in einem Tone, durch den der ganze Kampf bebte, in dem die noch immer genährte Hoffnung der schrecklichsten Gewißheit des Gegenteils zu weichen begann. „Sie sind einer jener Unglücklichen —"

Der Schmerz der geliebten Gestalt brachte den noch von der Krankheit Aufgeregten außer sich. Ohne mehr aus ihrem Zustande schließen zu können, als daß etwas Entsetzliches sie ängstige, fürchtete er nur, die Möglichkeit, dieses Entsetzliche wegzuräumen, könne außer dem Bereich seiner Kräfte liegen. Er warf sich mit Leidenschaft vor der Beängsteten auf die Kniee, die mit abwehrender Bewegung, toten-

bleich und mit fast tonloser Stimme sagte: „Stille, ich weiß, ich weiß."

Dem jungen Manne ward's wunderlich zu Mute. Lag er im Fiebertraum? War die seltsame Situation, in der er sich befand, Wirklichkeit?

Das Mädchen fühlte durch die Vernichtung aller Hoffnung hindurch den Wert des Augenblickes. Mit krampfhafter Hast fuhr sie fort: „Jetzt keine Erklärung! — Stehen Sie auf! — Hier die Tapetentüre."

Der junge Mann sprang auf. „Kann meine Entfernung Sie retten," sagte er schmerzlich, „so will ich. Aber wiedersehen darf ich Sie? Muß ich Sie!"

„Nie mehr, nie in dieser Welt," entgegnete das Mädchen mit bebender Stimme. „Nie dürfen wir uns wiedersehen. Sie versprechen mir, ein neuer Mensch werden zu wollen. Sie dürfen mich nicht täuschen, die ich Ihnen so unendlich traue. Hier nehmen Sie," fuhr sie fort, einige Prezioſen von bedeutendem Wert hervorziehend, „damit nicht die Not Sie auf den schrecklichen Weg zurückstößt, den Sie verlassen. Kann es Sie trösten, im neuen Streben stärken, so denken Sie, daß ein Wesen lebt, dessen Leben nur ein Wunsch ist, Sie dort wiederzufinden. Und nun eilen Sie, oder Sie sind verloren!"

„Gilt es nur mir," rief der junge Mann freudig ergriffen, „sind Sie nicht gefährdet durch mein Dableiben, so will ich zu Ihren Füßen erwarten, was mich treffen soll. Sie nicht wiedersehen ist das Schrecklichste, was mich treffen kann, der Tod zu Ihren Füßen ein seliger!"

Eilige Schritte von außen.

Die Türe geöffnet — „Zu spät! Zu spät!" rief Florentine mit sterbenden Tönen und sank, die Augen mit den Händen bedeckend, in den Stuhl. Der junge Mann lag mit gekreuzten Armen vor ihr auf den Knieen.

Erstaunen hielt den Polizeidirektor in der geöffneten Türe zurück. Da wandte der Knieende das Gesicht gegen die nahende Gefahr. Ein Schrei, und zwei Freunde lagen sich in den Armen.

„Welcher Zufall!“ rief der Polizeidirektor, „oder soll ich's Schikkung nennen? Haben Räuber diese Gegend in Angst setzen müssen, damit zwei stolze Herzen mit Gewalt glücklich werden mußten, die sich sonst ewig geflohen haben würden im unseligen Irrtum!“

„Nun begreif' ich,“ entgegnete der andere. „So galt ich für einen — Räuber?“

Der Polizeidirektor lächelte und sagte leise, aber pathetisch: „Tritt hin vor sie, die dir den Sirenengesang vorsingt von ewiger Liebe, und sag' ihr: ‚An dieser Hand klebt Blut‘ — war es nicht so? Und wie hieß der andere Passus? — Ich denke: ‚Genug, ich heurate nicht und am wenigsten jene.‘ Jene?“ wiederholte er mit einem Augenwink nach Florentinen hin.

„Wär' es möglich?“ rief der Baron wie erschrocken.

„Und du hättest nie nach dem Namen deiner Geretteten gefragt?“ fragte der Polizeidirektor dagegen.

„Alles Vergangene schien mir ein Traum, sie eine Himmelserscheinung, der man durch Neugierde sich verlustig macht.“

Der Baron hörte nichts von den fernern Fragen des Polizeidirektors. Vor Florentinen hingesunken, die noch immer regungslos, ein schönes Bild des Schmerzes, dort saß, zog er ihr mit sanfter Gewalt die Hände von den Augen.

„Ich bin nicht einer jener Unglücklichen,“ stammelte er, „für den du mich hieltest, aber ich bin unglücklich, unglücklicher noch, wenn du mich nicht liebst. Du wolltest mein Schutzgeist sein. Ich nehme dich beim Worte.“

Das Mädchen sah sich um wie einer, der, aus schwerem Traum erwacht, nicht weiß, was von dem, was er zu sehen meint, der Wirklichkeit gehört, was dem Traume.

Der Polizeidirektor trat hinzu und sagte sanft, indem er die Hand auf des Knieenden Kopf legte: „Rudolf von Rudenz, der Vermißte, Ihr Verwandter, mein Jugendfreund.“

Über Florentinens Züge glitt es wie ein seliges Lächeln, dem ebenso plötzlich ein Tränenstrom folgte, so stark, daß das ganze Wesen des Mädchens sich in Tränen auflösen zu wollen schien und die ganze

Gestalt vom Schluchzen erschüttert wurde. Dann ebenso plötzlich gefaßt, erhob sie sich in ihrer ganzen Größe, sah den Glücklichen einen Augenblick mit wunderbar treuherzigem Auge an und gab ihm schweigend die Hand.

„Und nun zu der besten und glücklichsten der Mütter," sagte der Polizeidirektor.

So war nun an die Stelle der Angst und Besorgnis dieser abenteuerlichen Nacht größere Freude getreten. Der Baron hatte die Liebe gefunden, an deren Existenz er zweifelte, Florentine durfte den Retter ohne innern und äußern Widerspruch lieben, der Polizeidirektor hatte den Jugendfreund wieder, die edle Gräfin endlich freute sich zugleich des Wiederfindens des teuern Verwandten und der Erfüllung ihres heißesten Wunsches. Die Hausfreunde teilten die Freude, wie sie vorher mit gelitten hatten. Da zog ein Jubelgeschrei unten vor dem Schlosse die Glücklichen an das Fenster. In den Arrestanten, die die Dragoner daherbrachten, erkannten sie mit Erstaunen den S...schen Oberpolizeidirektor, den Rat, den Kommissär und den Boten, noch mehr erstaunt, als sie erfuhren, in der Person des vorher vermeintlichen Oberpolizeidirektors sei endlich die Geißel der Gegend, der Anführer der Bande gefangen. Der Mantelsack, der dem Boten abgenommen worden war, enthielt bei der Untersuchung ein Bedeutendes an Geld und Preziosen, was bei der vorgeblichen Haussuchung von dem schlimmsten Gauner der ganzen Bande, dem sogenannten Rat Morand, war erbeutet worden.

Der Polizeidirektor war mit seinen Dragonern und den Delinquenten bereits auf dem Wege zur Stadt, doch nicht ohne das Versprechen entlassen, sobald es ihm möglich sein werde, mit seiner jungen Gattin die Gräfinnen und den Jugendfreund auf mehre Tage zu besuchen. Diese hatten die Ruhe gesucht, die sie nach den Gemütsbewegungen dieser Nacht so notwendig bedurften. Auf dem Tische der Domestikenstube aber dampfte eine Bowle frisch bereiteten Punsches, umgeben von begeisterungglühenden Gesichtern. Was auf den Gesichtern glühte, tönte von den Zungen. Jeder sprach, keiner hörte, und doch schien es, als verständen sich alle. Da erhob sich die stattliche Gestalt des prä-

sidierenden Haushofmeisters, und wie durch einen Zauber gebannt, standen alle Zungen still, als er mit dem Tone feierlicher Rührung anhub:

„Freunde! Brüder! Mitgenossen des großen Werkes, nicht mehr des großen Planes, denn er ist Tat geworden, männliche herrliche Tat! Ich sehe euch alle glühen von begeisterter Freude — und ist es ohne Grund?

Ist es etwa die Freude des Egoisten, der seinen Eigensinn behauptet hat? Ist es die Freude des Habsüchtigen, der sich bereichert hat durch die Verarmung des Nächsten? Ist es die Freude des Geizigen, der, da er seinen Schatz vergraben wollte, einen neuen dazu fand? Ist es die Freude des Gecken, dem seine Schöne den Kotillon zusagte für den nächsten Ball? Ist es die Freude eines Gelehrten, der aus dem Staube alter Folianten im Schweiße seines Angesichts einen Erdenkloß zusammenklaubte, aber keinen Adam? Ist es die Freude des Ehrgeizigen, der den gestürzten Vormann zur Stufe machen kann zum Emporsteigen? Ist es endlich die Freude des Hofmanns, den sein Fürst auf die Schulter klopft, da er verdient hätte, ganz wo anders geklopft zu werden? — Nein, meine Freunde, meine Brüder! Es ist die Freude des Edeln, dem es Gott gegeben, der Retter seiner Brüder zu sein. Es ist die Freude eines Kolumbus, der nach Kampf und Todesgefahr knieend das Land begrüßt, das Tausenden eine goldene Heimat werden soll.

Es ist — doch, meine Freunde, vorgesehen! Haben wir geprüft, daß wir uns freuen dürfen? Sind wir nicht zu voreilig? Ist es Männerart, sich vom Scheine dahinreißen zu lassen? Haben wir uns auf das schnelle Pferd gesetzt, dem der hinkende Bote folgt?

Wie, Freunde? Lasset uns doch versuchen, ob wir uns Rechenschaft geben können? Mag der Plusmacher von Plan zu Plan fliegen, um den Irrtum, den er ahnt, sich nicht eingestehn zu müssen. Ich denke, wir brauchen es nicht. Die Gnädigste wollte den Polizeidirektor kommen lassen, dann widerrief sie den Befehl. Wir schickten nun gerade, und ich frage euch: Was wäre geworden, hätten wir gehorcht? Der vermeintliche Oberpolizeidirektor versendete euch alle. Warum? Damit

er nicht gehindert würde in seinem schändlichen Plane. Hätte mir der rechte Verstand nicht eingegeben, euch zu halten, die Gnädigste — man kann sagen — mit Gewalt zu hindern, dem Bösewichte zu folgen, ich zittre, mich schaudert's, nur zu denken, was hätte geschehen müssen."

„Haushofmeister," sagte der Jäger, „können wir, kann die Menschheit Ihm genug danken für das Licht, das Er aufgesteckt hat? Er ist ein großer Mann, ich aber bin ein Elender. Ich muß es gestehn, wenn mir's nicht das Herz abdrücken soll, was für ein abscheulicher Zweifel an Ihm manchmal in mir aufstand. Er sagte, der rechte Verstand gehe zuerst los; das lange Sinnen sei eben der linke, und doch besann Er sich selbst so lange. Kann Er mir verzeihen, Er, dem ich nicht wert bin, zu Füßen zu liegen? Ein Kreuzhagelschrot — aber ich will nicht fluchen — soll mich holen — tret' Er mich zusammen, Haushofmeister, denn ich verdiene nichts Beßres."

„Steh' Er auf, Jäger!" entgegnete der Haushofmeister mit sanfter Stimme. „Und wäre seine Sünde noch größer. Wer könnte in dieser Stunde zürnen, wer dürfte sich in dieser Stunde unterfangen wollen zu strafen, sei es auch nur mit Worten! Wirkt die ewige Liebe durch uns zum Wohle der Brüder, hat uns zu heiligen Gefäßen geweiht, aus denen die Menschheit sich Gesundheit trinken soll nach langem Siechtum, und wir könnten das Bitter menschlichen Grolles in uns aufnehmen wollen? Nein! Der Name dieser Stunde heiße Vergessen! Vergeben!"

„Vergessen! Vergeben!" schluchzte es, ein unendliches Echo, durch das Zimmer. Man umarmte sich unter Tränen.

Da öffnete sich die Türe, und herein bewegte sich ein feierlicher Zug. Der Koch schritt voran, ihm folgten die Frauenzimmer, einen Kranz tragend, den sie in Ermangelung passenderen Grünes aus gedörrten Lorbeerblättern, Majoran, Rosmarin und anderen Kräutern des Küchenvorrats gewunden hatten. Dann kam der Kutscher, und der Küchenjunge schloß den Zug. Feierliche Stille herrschte, als sie den Haushofmeister zweimal umschritten und endlich vor ihm stehen blieben. Die Frauenzimmer setzten ihm den Kranz auf, und der Kut-

scher räusperte sich und begann mit begeisterten, bald aber vom Weinen unterdrückten Tönen und entsprechenden Gebärden:

„Großer, Vortrefflicher, Unaussprechlicher! Nimm den Dank der Menschheit aus unsern Händen. Spiegle dich in diesen Tränen, die mir stromesweise aus den Augen laufen. Nimm unsere Versicherung, daß wir dein Werk fördern wollen, solange uns Gott das Leben schenkt. Sterben ist ein Bitteres, aber der Tod ist uns allen beschieden, er sei dusemang oder plötzlich. Brüder, Wehmut ist eine schöne Tugend. Darum lasset die Toten ruhen, denn ihnen ist wohl. Deshalb lebe unser Haushofmeister, der Erfinder der Emanzipation der Dienstboten!"

„Er lebe!" hallte es von jedem Munde, und jetzt drang, die herabgebrannten Lichter beschämend, die erste Röte des Morgens durch die Fenster herein und legte ihre Glorie um die erhabene Gruppe der Umschlungenen.

Die wahrhaftige Geschichte von den drei Wünschen

1842—1843

„Ich kann's durchaus nicht ertragen," sagte er und ließ die Rou-
leaux herab. „Gerade solch ein schöner Frühlingstag war es, geradeso strömten die Geputzten aus der Stadt. Seh' ich solch ein schlankes Kind, wie es, das Herz voll vom Lerchengesang der jungen Hoffnung, neben dem stampfenden Papa und der schleichenden Mama dahertrippelt, so fällt mir eine Geschichte ein, über die ich wahnsinnig hätte werden können, wenn ich nicht besser wüßte, wie es sich damit verhält. Aber ich seh's an dem einfältigen Gesichte, das du machst: wenn du mich begreifen sollst, muß ich dir erst erzählen, was mir begegnet ist, seit wir uns nicht sahen."

Er setzte sich auf den Stuhl am Flügel und begann:

Zu stille Liebe.

Eine Liebesgeschichte.

„Weder die Tausendundeine Nacht noch ihr in Berlin verstorbener Vetter, der selige preußische Kammergerichtsrat Hoffmann, hat eine wundersamere Geschichte erdacht, als die ist, die ich selbst erlebt habe und die ich dir nun erzählen will.

Daß ich vor zwei Jahren mich hierher nach Leipzig wandte, den Koffer voll von Manuskripten, das Hirn voll von Hoffnungen, das weißt du. Wie ich — nicht die Manuskripte, aber die Hoffnungen los wurde, brauch' ich dir nicht zu sagen, denn auch du hast am Teiche Bethesda gelegen, bis der Engel die Wasser eines Buchhändlergemütes bewegte. Bei allen bis auf einen war ich gewesen, von allen diesen war ich Unglücklicher, der keinen Namen hatte, abgewiesen; wie schämt' ich mich vor allen den Magistern, Hausknechten, Kommis, der Jugend nicht zu gedenken, die mir begegnete! Jeder, meint' ich, müsse mir ansehen, daß ich Unseliger keinen Namen habe. Nun stand ich vor dem Hause des letzten; es war palastähnlich; seine Größe und

Eleganz nahm mir das letzte Restchen Mut; die Goldbuchstaben „Jammerdegen'sche Verlagsbuchhandlung" schauten wie höhnend auf den Autorenembryo herab, dem vor diesem Glanze der letzte Hoffnungsstern, je von der Presse geboren zu werden, erblich.

Während meine Seele in Apathie darniederlag, waren meine Füße desto tätiger. Was nun geschah, muß ich für eine Fügung des Schicksals halten. Ich sah endlich wieder auf, und sonderbarerweise kam mir der Gedanke, daß ich ein Paar Stiefeln brauche, in demselben Moment, als meine Augen der Firma Christlob Fintlein begegneten, unter welcher ein Herrenstiefel gemalt stand. Es geschah aber in der Fleischergasse, daß dies Zusammentreffen stattfand und mich bestimmte, zu Herrn Fintlein hinaufzusteigen.

Aus einem finstern Hausplatz gelangte ich auf eine noch finsterere Treppe. — ‚Hier nicht; vier Treppen hoch.' — Ich ergab mich darein und stieg weiter. Das war die vierte Treppe. Doch ich irrte wohl — diese führte unmittelbar unter das Dach. Eine Luke warf gerade so viel Licht auf die gegenüberstehende Wand, daß ich in derselben eine Türe gewahr wurde. Noch stieg ich, als die Türe sich öffnete, und der Lichtschein wie verklärend auf ein Gesichtchen von solcher Anmut fiel, daß man glauben konnte, nur diesem zu Gefallen hab' er es über sich gewonnen, in diese unwirtlichen Räume zu dringen.

Dies Gesichtchen — alle seine Formen waren schön und edel; es war eins von jenen durchsichtigen, die nur wie ein Florschleier um eine höhere geistige Schönheit sich schmiegen, eines von jenen, die uns zugleich reizen und rühren, die uns so fremd und doch so lieb und bekannt erscheinen; es war eins von denen, deren Anblick Frieden und Freude gibt. Aus den ruhigen Augen, über welchen die seidenen Wimpern fast ohne Bewegung schwebten, schaute eine Seele, die so über das Stürmen der Leidenschaft wie über den Wechsel kleiner Launen erhaben schien. Dabei war das ganze Gebilde so mädchenhaft in sich selbst geschmiegt!

Regungslos wie verzaubert stand ich, als das schöne Mädchen an mir vorbeischritt. Lang war sie im Dunkel der Treppe unter mir ver-

schwunden, als die Stimme des Herrn Fintlein mich aus den seltsamsten Träumen weckte. Er vernahm mein Begehren und bat mich, bei ihm einzutreten. — Das enge Stübchen erzählte von bitterer Armut, dennoch hingen über dem schmutzigen Bette einige Christusbilder und flammende Herzen von schönen Reimen umgeben. Madame Fintlein hockte vor dem Ofenloch, und zwei kleine halbnackte Mädchen wollten sich vor dem Eintretenden in die Rockfalten der Mutter verstecken, ein so mühsames als vergebliches Streben. Ein drittes, etwa zwölf Jahre alt, hatte über seinen ärmlichen Anzug ein neues Jäckchen gezogen, und ein Lächeln über dem hungerblassen Gesichtchen zeigte, daß sie sich für sehr schön geputzt hielt. Damit ich mich setzen könnte, wurde der einzige Stuhl, den ich sah, von seiner Bürde befreit. Währenddes begann Herr Fintlein:

‚Sie sind hier zu armen Leuten gekommen, aber Armut schändet nicht, sondern Dummheit und Gottlosigkeit. Wollen Sie sich nun setzen? Rittergüter und Kapitalien setzt es bei meinen Kindern nicht nach meinem Tode; aber die Erziehung ersetzt alles. Wünschen Sie eng schließend oder —?‘

‚Weit,‘ sagt’ ich.

‚Sehr wohl‘, fuhr er fort. ‚Eng kann die Stube sein, der Geist aber und das Herz müssen weit sein. Großes Erbe kann ich meinen Kindern nicht hinterlassen, aber ich lasse nichts dahinten, wodurch sie sich hervortun können; so lass’ ich sie Französisch lernen, und da sie sich eng an die Vorschriften des Magister Kauderer halten, haben sie’s schon recht weit gebracht. Sie wünschen mit Eisen?‘

‚Ja,‘ sagt’ ich.

‚Eisern,‘ fuhr Herr Fintlein fort, ‚eisern ist aber auch ihr Fleiß. Und trotzdem, daß unser Magister eigentlich schon unter das alte Eisen der Gelehrsamkeit gehört — Sie kennen ihn wohl?‘

‚Nein,‘ sagt’ ich.

‚Der gute Mann hat sich eigentlich‘, fuhr Herr Fintlein fort, ‚dadurch, daß er das Eisen nicht zu schmieden verstand, als es warm war, in das Halseisen der Armut gesteckt. — Die Schäfte wünschen Sie —?‘

‚Lang,‘ sagt’ ich.

‚Da es nun,‘ fuhr Herr Fintlein fort, ‚da es nun auf keine Weise mehr bei ihm langen wollte, hat ihn die Universität in das Spittel eingekauft. Dadurch wäre die Welt, der er noch lang hätte nützen können, zu kurz gekommen, wenn nicht die lange Weile und das Federschließen wäre und der Mann, was seine schwache Seite, den Schnaps, betrifft, nicht zu kurz gehalten würde. Nun desertiert er, so oft er kann, um sich durch Unterricht ein Schnäpschen zu verdienen.‘

Herr Fintlein war mit dem Anmessen fertig. ‚Sie hatten vorhin einen angenehmen Besuch,‘ unterbrach ich ihn. Seine Augen begannen vor Freude zu leuchten; dabei nahmen seine Züge einen geheimnisvollen Ausdruck an. ‚Haben Sie ihn gesehen?‘

‚Er war im Aufbruch begriffen, wie ich kam‘, sagt’ ich.

‚Oh, so ist,‘ sagte er, indem er seine Hände wie segnend auf mich legte, fast schluchzend, ‚Ihnen die Bahn gebrochen zum Durchbruch; ein Verbrechen wär’s, brächen Sie nun nicht die Bande der Wollust und Vernunfthoffart durch, die dem Reiche Gottes ohne Unterbrechung Abbruch tun. Der Mensch, der den Stolz seiner Vernunft nicht bricht, ist ein elender Bruch, den nur die Hingebung im Glauben zu einer ganzen Zahl machen kann. O mein Bruder in Gott, breche mir nicht das Herz, indem du den Umgang nicht abbrichst mit dem Wolfe, der täglich sinnt, wie er unter die auserwählten Glaubensschäflein brechen möge!‘

Dabei streckt’ er den gelben hagern Arm mit der pechgesalbten Hand, in der er noch das Maß hielt, gegen die niedrige Decke; an seiner spitzigen Nase rannen zitternd zwei große Tränen herab, die sich mühsam durch die zusammengekniffenen Lider und die buschigen grauen Wimpern hindurch hatten arbeiten müssen.

Mir ward fast graulich. ‚Bester Herr Fintlein,‘ sagt’ ich, ‚bemühn Sie sich nicht vergeblich; ich verlange nichts von Ihnen als die Stiefeln und Auskunft über die Dame.‘

Madame Fintlein setzte einen Topf beiseite, schneuzte eins der kleinen Wesen, dann ließ sie ein gutmütiges Lächeln über die fabel-

hafte Gestalt ihres Gemahles gleiten und sagte: ‚Sie dürfen's dem Fintlein nicht übelnehmen, wenn er Sie ein bißchen bekehren will; er meint es gut in seinen närrischen Gedanken. Aber was die Dame betrifft, so ist sie eigentlich gar keine Dame, sondern ein lieber Gottesengel. Das sagte Fintlein schon, wie sie nur zum ersten Male dagewesen war. Unser kleiner Jakob, Gott hab' ihn selig, war gerade im Sterben, und ein Polizeidiener wollte Fintlein mit sich nehmen wegen der sechs Taler, die wir dem Herrn Flötenspiel, dem geizigen Fleischer an der Ecke, schuldig waren. Ich hatte mich über mein sterbendes Kind geworfen und wollte an Gott, an der Bibel und an allem verzweifeln, da stand auf einmal das schöne Wesen mitten unter uns und gab dem Polizeidiener das Geld, daß er fortging. Da langte Jakobchen, Gott hab' es selig, das sonst zu keiner andern Seele ging als zu mir, nach der Dame, und sie nahm es auf den Arm, trug es an das Fenster und sah es so mild an und sang dazu so wunderbar schön, daß ich es noch immer in den Ohren höre. Und das Kind, das immer geschrieen hatte und sich gewunden, eh' die Dame hereinkam, war so ruhig, und sein Gesichtchen wurd' immer freundlicher. Hier stand ich und hatte die Hände gefaltet, und dort stand Fintlein und hatte auch die Hände gefaltet, und wir beide sahen einander lächelnd an; und doch war's, als wär's Sonntag und als wären wir in der Kirche; aber das Lächeln kam daher, weil jedes wußte, daß es dem andern ebenso war. Nun legte mir die Dame das Jakobchen auf den Arm, es war selig verschieden, und fort war sie, eh' wir's uns versahen, und auf dem Tische lag Geld, daß wir das Jakobchen begraben lassen konnten und uns Trauersachen kaufen. Da sagte mein Fintlein: ‚Uns hat Gott angesehen, denn seiner Engel einer hat uns heimgesucht.' Sie ist auch in allem so ganz anders, wie die jungen Frauenzimmer sind. Dazu war ihr einmal eine Locke aufgegangen; wie sie danach langte, fiel ihr das Obergewand von dem schönen bloßen Arm, und da sah ich, daß durch Arm und Hand rosenrot die Sonne schien.'

Das erzählte mir Madame Fintlein; Herr Fintlein aber bekräftigte die Wahrheit des Erzählten durch fortwährendes Nicken und andere

Gesten, indem er mit der einen Seite seines Gesichtes weinte und mit der andern lachte.

‚Und Sie wissen nicht, wo sie wohnt? wie sie heißt?‘ fragt' ich.

‚Wenn mir,‘ entgegnete Herr Fintlein, ‚diese Fragen auch heiß gemacht hätten, so hätt' ich dennoch die Neugier schweigen heißen, denn es heißt: —‘

‚Bester Herr,‘ fiel ihm Madame Fintlein ins Wort, ‚einigemal wollt' ich ihr nachgehen oder wenigstens nachsehen, aber Fintlein litt's nicht. Er sagte, das sei Fürwitz, und sie würde dann gewiß nicht wiederkommen.‘

Ein Meer von unbeschreiblichen Gefühlen arbeitete in meiner Brust. Schneller, als ich heraufgekommen war, eilt' ich die dunkle Treppe hinunter; mir war, als müsse sie mir heute noch einmal begegnen. Ich durchrannte alle Straßen der Vorstädte, ich durchrannte alle Wege der Promenade; hier und da rief mir eine bekannte Stimme; das hört' ich fern wie im Traume; je dunkler es wurde, desto schneller lief ich; hier rannt' ich mit einem zusammen, der mir fluchend nachsah, dort wich eine ängstlich, einer verwundert mir aus; kaum daß ich es bemerkte.

So rannte ich eben durch die Dresdener Straße. Es war schon Nacht geworden; ein rauher Wind blies mir entgegen. Da erhob sich in einem der Häuser eine Frauenstimme in so wundervollen Klängen, daß mich's festhielt, als wär' ich gebannt. Ich sah auf; im Schein der Gaslaterne glänzte mir wieder das goldene: „Jammerdegen'sche Verlagsbuchhandlung“ entgegen. Es war ein einfaches Liedchen, was die Stimme sang — aber diese Klänge! so wundersam getragen, so ruhig und klar! Mir war, als säh' ich den ruhigen Blick, der mich heute durchleuchtet, dem wiederzubegegnen ich mich sehnte. Ich zweifelte nicht, daß beides, Blick und Stimme, derselben gehöre, die, seit ich sie gesehen, die Herrin meines Herzens war. Der Gesang verstummte; ein Licht um das andere verlosch in den Fenstern ringsum; rauher und immer rauher blies der Wind mich an; in mir aber wehte süße Frühlingsluft, und alle Knospen meines Innern sprangen klingend auf.“

Nachdem er so weit erzählt hatte, blieb er erst schweigend eine Weile sitzen, dann sprang er auf und riß die Binde vom Hals wie einer, dem es an Luft fehlt. Drauf brachte er aus seinen Taschen eine Anzahl Krämerdüten hervor, die er auf dem Tische vor sich ausbreitete.

„Ich muß," sagte er dann, „eh' ich in der Geschichte meiner Liebe fortfahre, einen Absprung machen; die Gefühle, die die Erinnerung jener Zustände in mir hervorruft, würden mich sonst aufreiben.

Du betrachtest diese Düten mit Verwunderung; was wirst du sagen, wenn du erfährst, daß, was auf ihnen gedruckt ist, im engsten Zusammenhange mit meiner Geschichte steht? Was wirst du sagen, wenn ich dir erzähle, daß ich an einem und demselben Tage in dem einen von dem kleinen Kuchengarten Kuchen heimgetragen und dieses zweite um ein feines Messerchen gewunden, das mir ein Freund aus Bamberg zum Präsent schickte, erhalten? Daß mir an dem Abend desselben Tages, wie ich durch die Tauchaer Straße gehe, ein Kind nachläuft und mir dieses dritte gibt, indem es sagt: ‚Sie haben das Papierchen verloren'? Ich lasse nun von solchen Düten und Emballagen, die ich bekomme, nichts ungelesen. Du wirst erstaunen, wie ich erstaunte, zu finden, daß diese drei Dinge ursprünglich Blätter aus einem und demselben Buche und, was das Seltsamste ist, unmittelbar aufeinanderfolgende Blätter sind. Muß man nicht hinter diesem scheinbaren Zufallsspiel eine höhere Fügung ahnen?

Diese Blätter sind allem Anscheine nach eine Übersetzung aus einer uralten Sanskrithandschrift. Ich halte mich nicht bei Vermutungen über ihren Ursprung auf, sondern bitte dich, sie durchzulesen. Sowie ich mich erholt habe, fahr' ich dann in meiner Geschichte fort."

Ich ergab mich darein und las:

Die Geschichte von der Erschaffung der Nymphe Urvasi, von den sechshundert weißen Pferden, jedes mit einem schwarzen Ohr, und dem Fluch des weisen Chyavana.

„Es begab sich, daß Arjuna und Krischna auf die Erde herabstiegen und sich von Ahinsa, dem Weibe des heiligen Dherma, abermals gebären ließen. Und Dherma nannte Arjuna Nara, dem Krischna gab

er den Namen Narayana. Als sie erwachsen waren, führten die beiden ein so beschauliches Leben, daß die Götter darob sich ängsteten. Da sandte Indra, der Gott des Himmels, die schönsten Weiber seines Reiches, Kama (Liebe) und Vasanta (Frühling), mit den fünfunddreißig Millionen Asparasas oder Himmelsnymphen zu ihnen herab, damit die Schönheit sie zur Liebe reize und sie ihrer Buße vergäßen. Die Weisen saßen am Ufer des lotosumnickten Ganges, als die himmlischen Mädchen herabkamen, und schauten so ernst vor sich hin, daß diese nicht wagten, sie anzureden. Da begannen die Mädchen, in der Hoffnung, dadurch die Aufmerksamkeit der Weisen auf sich zu ziehen, himmlische Tänze. Sie verschlangen die Arme zu lieblichen Gruppen ineinander, so daß es schien, Himmel und Erde seien durch unendliche Blumengewinde verbunden, indem die Körper wie Rosen und Lilien erschimmerten und die grünen Schleier wie durchsichtiges Laub sie umwehten; bald bildeten sie ein buntes bewegliches Dach über den Weisen, bald schienen sie künstliche Schriftzüge, mit Perlen von Rosenfarbe, Purpur und Silber auf den Sammet des blauen Himmels gestickt.

Aber Narayana erriet den Plan der Götter. Er nahm den Blick seiner Augen von seinem Nabel hinweg und richtete sein Antlitz gegen die Mädchen und hieß sie willkommen, und die Mädchen freuten sich seiner Freundlichkeit und der Gewalt ihrer Reize. Da nahm Narayana einen Lotosstengel von der Erde und setzte ihn vor sich auf seinen Schenkel. Und der Stengel dehnte sich und wuchs und schwoll, bis er dem Bilde eines Weibes glich, schöner als irgend ein Weib im Himmel und auf der Erde. Kama und Vasanta aber weinten, und es weinten mit ihnen die Nymphen über ihre Schönheit, die nun übertroffen war. Narayana richtete sein Auge auf das Bild, da sprang die Rinde des Lotoszweiges und fiel auf beiden Seiten nieder. Und glänzender als die Sonne stand die Schönheit des Weibes, das Narayana erschaffen, da, nur in den Purpur schamhaften Errötens gekleidet. Und Narayana mußte lächeln zum ersten Male in seinem Leben, und Kama und Vasanta mußten lächeln und mit ihnen die Nymphen trotz ihres Schmerzes, denn solche Schönheit kann kein Auge schaun, ohne zu lächeln. Von jeder Regung der schönen Glie-

der zitterte die entzündete Luft und seufzte melodisch auf; was der Blick ihrer Augen traf, loderte auf in farbigem Glanz; wie sie nun in sich gebogen dahinschritt, tönten die Seufzer zu süßen Harmonieen zusammen, und lohte es vor ihr her, wie wenn tausend ausgebreitete Pfauenschweife den abendglühenden Himmel fächeln. Narayana nannte das Weib Urvasi, von Uru (der Schenkel), weil sie auf seinem Schenkel stehend von ihm erschaffen worden war, und übergab sie Kama und Vasanta und den Nymphen, sie Indra zu überbringen. Dazu gebot er ihnen: ‚Saget Indra, an diesem Geschenke mög' er sehen, daß Narayana der Gesellschaft der Schönheit nicht bedarf.' Indra schenkte sie später dem Galava." —

Damit endete das erste Blatt; wie ich zu dem zweiten greifen wollte, schien er sich wieder erholt zu haben. Er fuhr nun fort in der Geschichte: Zu stille Liebe, wie folgt:

„Das Schicksal hatte mich Glücklichen ausersehen, jenes süßeste Leben einer Todesgefahr zu entreißen. Sein vornehmstes Werkzeug dabei war der wohlberühmte Schneidermeister Heidermann. Dieses zum Ideal des Nobeln mit Gewalt anstrebende Gemüt hatte die Äußerung einiger Mitgäste einer benachbarten Dorfschenke, daß Lords und Barone in London bei Nacht nie anders ritten als mit einer Laterne an jedem Knie, zur Nachahmung solcher Sitte begeistert, diese Sitte aber hinwiederum die hoffnungsvolle Jugend der Stadt zu jubelnder Nachfolge. Das Roß, das sich nicht so leicht in die vornehme Weise fand als sein Herr, scheute plötzlich und rannte wütend mit ihm daher, der sich kaum noch im Sattel hielt. Das Geschrei und verunglückte Versuche, es aufzufangen, machten es nur wütender. Noch einige Schritte war es hinter mir, als ich vor mir in dem Fenster einer Sänfte das lieblichste Antlitz gewahre. Sie öffnet ängstlich die Türe; der eine Träger strauchelt, da er, hinter sich sehend, das nahende Ungestüm gewahrt. Die Sänfte will eben umfallen; mit einem Sprunge steh' ich zwischen Sänfte und Pferd und fange die Dame auf; das wütende Pferd wirft mich mit dem Kopf gegen die Sänfte; ich raffe mich auf, und nur die Angst um das

lieblichſte Weſen erhält mir eben ſo lang die Beſinnung, bis ich die Ohnmächtige einem Fiaker übergeben und ihn angewieſen habe, wohin er ſie bringen ſoll. –

‚Sehn Sie doch, werteſte Madame Müller‘, ſagte der Magiſter Kauderer – und dies waren die erſten Worte, die ich, aus der Ohnmacht erwachend, vernahm – ‚ſehen Sie doch, werteſte Madame Müller, der Juvenis macht Anſtalt, wieder zu ſich zu kommen, und ſo empfehle ich mich Ihnen, um in mein Spittel zurückzukehren, eh' geſchloſſen wird.‘

‚Edler Gefährte unſrer Rettungstat,‘ entgegnete eine weibliche Stimme, die etwas ausgeſungen ſchien, ‚edler Kauderer, Sie werden doch unſre liebenswürdige Madame Flötenſpiel noch begrüßen?‘

Zugleich vernahm ich von der andern Seite ein Geſpräch zwiſchen zwei jüngern Stimmen.

‚Und du haſt dich zurückgezogen von ihr, die wir alle für deine beſte Freundin hielten?‘

‚Herzensghismondchen‘, entgegnete die andere, ‚du kennſt mein Zartgefühl. Kann ich mit dieſem Herzen die Freundin einer Tyrannin ſein, der die höhere Weiblichkeit ein Fremdling iſt? Denke dir: Luischen und Belcolore hatten beide ſich Tücher gekauft. Ganz glücklich kommen ſie zu ihr; jede zeigt ihr ihr Tuch und will wiſſen, was ſie dazu meint. Und ſie – nein, es iſt ſchrecklich! Man kann es kaum erzählen! – ſie ſagt: ‚Luischen, Ihr Tuch iſt nicht garſtig, aber‘ – Nein, die arme Belcolore, dies durchſichtige Weſen, – ich kann nicht dran denken, ohne zu weinen, – du mußt wiſſen, wie die Arme an einem Liebeskummer leidet: Eduard, das ſchwarzlockige Ungeheuer, ſtieß ihr den Dolch der Untreue in die Bruſt. Der Menſch trug ſo feine Wäſche, und dennoch war er ein Teufel! – Ja, ſieh: ‚Belcolore,‘ ſagt ſie, Herzensghismondchen – ‚Belcolore,‘ ſagt die Unmenſchliche, ‚Ihr Tuch iſt abſcheulich‘ – denke doch, wie entſetzlich: ‚Belcolore‘, ſagt ſie, ‚Ihr Tuch iſt abſcheulich.‘

‚Nein,‘ ſeufzte die andere tief auf, ‚die Natur wollte eine Tigerin ſchaffen, kein zartes Weib, als ſie ſie geboren werden ließ. Ja, auf das bitterſte mußte dich das erzürnen, du ſanftes Weſen, wie ich

dich kenne.' Madame Müller streichelte die beiden mit der rechten Hand, in der sie eine Prise hielt, und sagte zwischen Freude und Rührung: ‚Daran erkenn' ich meine Pappenheimer. Sehen Sie, teuerster Magister Kauderer; mühsam ist mein Streben, aber so lohnt es sich.'

Indem trat die Erwartete, die Herrin des Hauses, ein, in dem ich mich befand. Magister Kauderer und Dame Müller traten ihr entgegen, und da ich mit dem Gesichte gegen die Türe lag, konnt' ich, ohne den Kopf drehen zu müssen, durch die halbgeschlossenen Lider alle drei bequem betrachten.

Madame Flötenspiel war eine Brünette, halb Juno, halb Venus; Dame Müller ward neben ihr zum Saturnus. Aus den dunkeln Augen der Madame Flötenspiel schaute ein rasches entschlossenes Wesen, dem eine gewisse süße Begehrlichkeit gar anmutig über die Schulter sah. Ihre Formen hatten die Fülle, die Frauen über Dreißig so stattlich läßt; ihre Stimme war weich und wohlklingend; dazu gewann dieser kräftigen und doch so anmutigen Erscheinung ein gewisses gutmütig-schalkhaftes Wesen jeden Beschauer. Dame Müller schien neben dieser warmen konkreten Natur ein abstrakter Begriff. Sie war Blondine und zwar von der langen, hagern, starkknochigen Art, dabei eine Belesene und Denkerin und hatte sich mit aller Energie ihres Wesens auf die zarte Weiblichkeit geworfen. Magister Kauderer — Du wunderst dich, daß ich bei diesen Nebenpersonen meiner Geschichte mit Vorliebe weile und über die Hauptpersonen und Hauptumstände desto schneller hinweggleite. Dir wird's begreiflich werden, wenn ich dir sage, daß ich alle Aufregung sorgfältig vermeiden muß; weshalb ich, wie du siehst, meinen Puls beständig unter den prüfenden Fingern habe. So laß mich denn nur noch andeuten, wie Madame Flötenspiel mich mit gleichsam taxierendem Blick überschaute; wie Magister Kauderer, Madame Müller und ihre Töchter uns verließen und ich mich stellte, als käm' ich eben zur Besinnung; wie ich heimkehren wollte; wie Madame Flötenspiel die Angeln ihrer Blicke in meine Augen einzusenken begann, indem sie mich versicherte, ich sehe einem Freunde ähnlich, der ihr Herz durch Untreue gebrochen,

und mich mit Sirenentönen fragte, ob auch ich solcher Tat fähig; wie sie in der Wärme der Unterhaltung sich neben mich aufs Sofa setzte, mir schalkhaft in die Augen sah, ob ich, wie sie sagte, sie ehrlich ansehn könne; wie sie den einen Arm um meinen Hals legte, damit ich nicht durch Wendung meines Gesichtes aus dem Examen liefe; wie sie dazwischen possierliche Streiche trieb und das alles ihr so natürlich und anmutig stand, daß mir heißer und immer heißer zu Mute ward und ich fühlte, daß meine Besinnung zum zweitenmal im Schmelzen begriffen sei, als, ein rettender Engel, Herr Flötenspiel eintrat; wie ich, um es möglichst kurz zu machen, endlich, für die Aufnahme dankend, mich empfahl und, nur auf das Versprechen baldigen Besuches entlassen, den herbeigerufenen Fiaker bestieg.

Der Schrecken, die Angst um die geliebte Gestalt hatten ein Unwohlsein zur Folge. Vierzehn Tage mußt' ich das Bett hüten. Madame Flötenspiel zeigte ihre Teilnahme durch öftere Nachfragen nach meinem Befinden; über alle Schmerzen aber und selbst über die Langeweile erhob mich das Bewußtsein des Dienstes, den ich jenem Wesen geleistet hatte, das ich mehr liebte als mich, und nur die Sorge, wie auf sie der Schreck jener Stunde gewirkt haben möge, konnte der Freudigkeit zuweilen Abbruch tun, von der ich mein ganzes Innere erhellt und erwärmt fühlte."

Hier untersuchte er seinen Puls. Da er ihn zu bewegt fand, machte er abermals eine Pause. Ich aber nahm das zweite Blatt der indischen Geschichte und las:

„Nun trug es sich zu, daß Galava, als er hinlänglich unterrichtet war, seinen Lehrer, den weisen Jamadagni, anging, ihm zu sagen, durch welches Geschenk er seine Dankbarkeit gegen ihn an den Tag legen könne. Jamadagni entgegnete ihm, er verlange nichts. Galava wiederholte seine Bitte, Jamadagni seine Antwort. Da ging Jamadagni hinweg, weil er nicht mehr antworten mochte, aber Galava folgte ihm und ließ nicht ab zu bitten. Und Jamadagni verließ seine Einsiedelei und seine Säule und floh vor ihm von einem Ende der Welt zum andern, aber Galava verfolgte ihn unermüdlich mit sei-

nen Bitten. Da ward der weise Lehrer zornig, daß ihm der Bart zitterte. ‚Wohlan,‘ schrie er, ‚du Lästigster unter allen Menschen, so schaffe mir denn sechshundert Pferde, alle weiß am ganzen Leibe bis auf das rechte Ohr, das schwarz sein muß!‘

Galava ging in seine Einsiedelei und betrachtete hundert Jahre lang seinen Nabel und büßte, um sich auf seine Reise vorzubereiten. Dann begab er sich mit Urvasi, die Indra ihm geschenkt, auf den Weg. Er durchzog die ganze Welt; zuerst aber kam er zu dem Könige Pururavas, der zweihundert von den Pferden besaß, die Jamadagni von ihm verlangt hatte. Diesem gab er Urvasi zur Frau und erhielt, da die Nymphe dem Könige eine Tochter geboren hatte, die zweihundert Rosse von ihm zum Geschenke. Drauf entwich er mit Urvasi, die die Gabe hatte, daß sie ewig Jungfrau blieb, nach Persien zu dem Geisterfürsten Asumani und vermählte ihm die Nymphe. Da diese dem Geisterfürsten eine Tochter geboren hatte, erhielt er auch von diesem die zweihundert Rosse, die er von jener Art besaß, wie der weise Jamadagni sie verlangte. Nun waren noch zweihundert solcher Tiere auf der Welt; sie besaß an der westlichen Grenze der Welt ein Held und Fürst, der von seinen Landesgenossen Herr Dietrich von Berne genannt war. Von diesem erhielt er sie auf gleiche Weise, wie er die andern von Pururavas und dem Geisterkönig Asumani erhalten hatte. Nun brachte er die Rosse nebst der schönen Urvasi zu Jamadagni und schenkte ihm beides, die Rosse und das Mädchen. Urvasi gebar aber von dem Weisen ihre vierte Tochter, dann gab sie Jamadagni dem Galava und Galava dem Indra wieder zurück.“

Das war es, was auf dem zweiten Blatte gedruckt stand. Wie ich das dritte beginnen wollte, hatte er sich wieder erholt und fuhr folgendermaßen in seiner Erzählung fort:

„Der Schützenhausgarten war angefüllt mit geputzten Figuren. Nur an einem Tischchen war noch Platz für mich. Der mir zunächst sitzende Herr wandte mir das Gesicht zu; es war Herr Flötenspiel. Er grüßte mich mit der süßsauern Miene, die ihm eigen zu sein schien, griff sodann nach dem Glase, welches der Kellner mir eben

gebracht, trank und sagte ganz ruhig: ‚Das ist wohl das Ihre? Mein Arzt hat mir das Bier verboten; nun passiert mir immer, daß ich in der Vergessenheit ein Glas, das in meiner Nähe steht, für das meine ansehe, indem ich denke, ich habe mir welches geben lassen. Ich würde Bier trinken dürfen wie sonst,‘ fuhr er fort, ‚wenn ich nicht geheuratet hätte. Jeden Christenmenschen sollte man vor dem Heuraten warnen. Aber sehen Sie, das kommt davon: Ich kann's meiner Frau nicht wehren, daß sie Geld von ihrem Vermögen ausgibt und mehr ausgibt, als mir lieb ist, denn das hat sie wie noch manches andere sich, wie wir uns heurateten, schriftlich ausbedungen. Sie ist täglich, wo etwas los ist, es mag nun Wohltätigkeit getanzt werden oder auch nur ein simples Gelärm von einem Gartenkonzert sein. Nun kann ich nicht zu Hause bleiben; ich sehe innerlich, wie sie Groschen vor Groschen hinwirft, da duldet's mich nicht mehr zu Hause. Nun geh' ich in denselben Garten und setze mich, wenn es möglich ist, an einen Tisch dem ihrigen gegenüber. Da ist's denn nun meine ganze Unterhaltung, mich zu ärgern. Kein Kind, kein Dienstmädchen kann das unglückliche Weib sehn, ohne daß es ihnen die Backen voll Kuchen stopft, und wenn nun solch ein ausgehungertes Gesicht von Betteljungen so recht ins Zeug hineinbeißt, kann sie sich vor Freude kaum lassen, und ich geschlagener Mann sitze nun da und zähle Groschen um Groschen nach, und mit jedem Groschen setzt mir der Wurm einen Zahn in den Magen.‘

Als er so gesprochen hatte, seufzte er tief auf, trank mit einem Zuge mein Glas vollends leer und sagte trocken: ‚Das ist wohl das Ihre?‘

‚Flötenspiel,‘ sagte sein Vis-à-Vis, ‚erzählt uns doch einmal den siebenjährigen Krieg. Aber erst schaut einmal dort hinüber, wie dem kleinen Veilchenhändler der Kuchen schmeckt, den Eure Frau ihm bissenweise in den Mund schiebt und sich tot lachen will, wenn der Kleine den Mund schon für den zweiten Bissen begehrlich öffnet, eh' der erste noch hinunter ist.‘

Herr Flötenspiel seufzte auf und drückte sein Taschentuch krampfhaft in der Hand zusammen.

‚Beruhigt Euch!‘ sagte ein anderer, und alle zusammen: ‚Erzählt uns den siebenjährigen Krieg!‘

‚Mir ist's gerade nicht so‘, entgegnete Herr Flötenspiel; ‚weil ihr's aber haben wollt, so kann's geschehen. Mein Vater war ein eigensinniger Mann; alles und jedes mußte an seinem Platze sein, und alles und jedes mußte zu seiner Zeit geschehn — Das ist wohl das Ihre? — Gott hab' ihn selig, denn er lebte damals noch und hat uns Kindern den siebenjährigen Krieg so oft erzählt, daß wir ihn auswendig wissen. Der siebenjährige Krieg war aber so:

Die Geschichte vom siebenjährigen Krieg.

Es war schon ziemlich weit hin, erzählte mein Vater; ich und eure Mutter waren noch auf. Damals nämlich wurde nicht so viel geschlafen als jetzt, denn die Butter kostete einen Taler und acht Groschen, und das Fleisch war gar nicht zu bezahlen. Lichte und Öl waren nicht wohlfeiler, drum saßen wir im Dunkeln oder auch eigentlich nicht im Dunkeln, denn der volle Mond hing in die Stube herein wie ein Kürbis. Mein Vater war ein eigensinniger Mann; alles und jedes mußte an seinem Platze sein, und alles und jedes mußte zu seiner Zeit geschehn. — Das ist wohl das Ihre?

Wie gesagt, es war schon spät, als mein Vater und meine Mutter noch aufsaßen. Sonst hatt' er abends gewöhnlich in der Bibel gelesen, aber seine Augen wurden mit jedem Tag älter, und alles war teuer; da sprachen sie nun von dem und dem und von diesem und von jenem; jetzt fiel meinem Vater etwas ein, dann meiner Mutter; manchmal sangen sie auch ein Kirchenlied, denn meine Mutter hatte eine schöne Stimme, und Öl und Lichte kosteten noch einmal so viel als sonst. Der Pfarrer aber war klug genug. Damit er das Geleucht ersparte, kam er abends bald zu dem, bald zu dem, und man mußte ihm noch obendrein Papier geben, worauf er dann mit Bleistift, wie er sagte, etwas aufschrieb, was ihm eingefallen war. Denn wenn der Pfarrer abends zum Besuche kam, konnte man ihn nicht im Finstern sitzen lassen. Und so macht' er seine Predigten, und die guten Narren mußten ihn in Licht und Papier dabei freihalten. Mein Vater aber

war ein eigensinniger Mann; alles und jedes mußte an seinem Platze sein, und alles und jedes mußte zu seiner Zeit geschehn. — Das ist wohl das Ihre?

Weil nun, wie gesagt, der Pfarrer diesen Abend nicht bei meinen Eltern war, so sangen sie noch: ‚Nun ruhen alle Wälder', machten die Laden zu und dann die Türe und legten sich in Gottes Namen zur Ruhe. Es gab damals viele Leute, die nicht so ruhig schliefen als meine Eltern, denn die Butter kostete einen Taler und acht Groschen, und das Fleisch war nicht zu bezahlen, und der Hunger ist ein unbequemer Bettgenosse; er dreht sich im leeren Magen hin und her wie einer, der nicht schlafen kann, und wer ihn im Leibe hat, dem geht's nicht besser. Meine Eltern aber, Gott habe sie selig, schliefen, bis sie aufwachten, und da war die Nacht vorbei, und es war Tag. Denn mein Vater war ein eigensinniger Mann; alles und jedes mußte an seinem Platze sein, und alles und jedes mußte zu seiner Zeit geschehn. — Das ist wohl das Ihre?

Nun trank er früh im Bette gern einen Kümmel. Diesmal aber wußt' er nicht, sollt' er's tun oder sollt' er's nicht tun. Denn es war alles teuer; die Butter kostete einen Taler und acht Groschen, und das Fleisch war nicht zu bezahlen. Endlich aber dacht' er: ‚Gestern war der Pfarrer nicht da, und du hast Geleuchte und Papier zu seiner Predigt erspart. So', dacht' er, ‚kannst du in Gottes Namen einen trinken.' Meine Mutter war schon auf; eh' sie noch ihr Halstuch umtat, ging sie gewöhnlich an den Schrank, worin die Flasche stand. Dasmal aber wurde meinem Vater sein Kümmel verkümmelt. Draußen ging's auf einmal los, als sollte die Welt untergehen. Pferde trabten vorbei. Das wieherte und trompetete und rasselte und fluchte und sakramentierte dermaßen durcheinander, daß mein Vater mit gleichen Beinen in die Hosen fuhr. Er war ein beherzter Mann, aber es war ihm nicht einerlei, wie er den Laden aufmachte, um zu sehen, was es gebe. Und das geschah nicht nur bei meinen Eltern, sondern in allen Häusern war Angst und Schrecken; draußen aber war der siebenjährige Krieg. — Sehen Sie, das war der siebenjährige Krieg, und ist kein Wort davon oder dazu, denn mein Vater war ein eigensinniger

Mann; alles und jedes mußte an seinem Platze sein, und alles und jedes mußte zu seiner Zeit geschehn. — Das ist wohl das Ihre?'

Nachdem Herr Flötenspiel seiner schönen Erzählung halber belobt worden war, forderte man ihn auf, noch etwas Belehrendes der Art zum besten zu geben. Er aber deutete auf seine Frau, die eben aufbrach, und sagte: ‚Sehen Sie, lieben Freunde, nun wird sich wo anders geärgert. Gott behüte einen Christenmenschen vor dem Heuraten. Ich habe ihr sechzehn Groschen Courant nachgerechnet, die sie hier unnötigerweise für Kuchen — sehen Sie; sie hat ein Stück liegen lassen; eh' die Kellner abräumen — Diener von Ihnen.'

Der Tisch, den Madame Flötenspiel und ihre Gesellschaft innegehabt, wurde alsbald von einer andern eingenommen. Ein ältlicher dicker Herr und zwei junge Damen, die eine von überaus edler Gestalt, nahmen an ihm Platz. Die Damen saßen von mir abgewandt und unterhielten sich; die kleinere zeigte große Lebendigkeit und schien die Kosten des Gespräches fast allein zu tragen. Der Herr senkte wie in stiller Beschaulichkeit sein Antlitz nach vorne und hielt seine Augen unverwandt auf den untersten goldenen Knopf des feinen blauen Fracks geheftet, der, über Nankingbeinkleidern zugeknöpft, seinen stattlichen Leib umgab. Augen, Nase und Mund waren von so bedeutender Größe, daß das ganze Gesicht eben nur aus Augen, Nase und Mund zu bestehen schien; den träumerischen und doch scharfen Ausdruck seiner Augen verstärkten noch um ein großes die starken, langhaarigen, schwarzgrauen Brauen, die über sie herabhingen wie Gras und Flechten, aus dem alten Gesteine gewachsen, über die hohlen Fenster einer Ruine. — Jetzt wandte sich die edle Gestalt — ihr Auge glitt über mich hin — sie war's, der Engel des Herrn Fintlein, die Sängerin, die von mir Gerettete!

Sie wandte sich mit ungewöhnlicher Lebhaftigkeit an den dicken Herrn, dem sie zu erzählen schien, indem sie zuweilen herübersah zu mir. Der dicke Herr erhob sich und kam mit vornehmer Freundlichkeit auf mich zu.

‚Entschuldigen — meine Tochter sagt mir soeben, in Ihnen erkenne sie den Retter aus Lebensgefahr, den uns alle angewandte

Mühe bisher nicht auffinden ließ. Darf ich —?' unterbrach er sich selbst, indem er eine kostbare goldene Dose präsentierte. ‚Es war mir äußerst unangenehm', fuhr er dann fort; ‚denn ich bleibe nicht gern schuldig — Mein Name ist Jammerdegen. Ich bin, wie Sie wohl gehört haben werden, Buchhändler, Buchdruckereibesitzer, Stadtrat, Kirchenvorsteher, Ersatzmann beim Landtage und dergleichen. Kommen Sie doch mit herüber. Sie heißen? —'

Ich nannte meinen Namen und folgte ihm pochenden Herzens. Es ist wahrlich nichts Kleines, auf einmal mit allen seinen Unvollkommenheiten vor der zu stehen, um deren Heiligenbild man einen Himmel gebaut hat von geträumten Herrlichkeiten, und nun einem solchen Blick begegnen zu müssen, vor dessen Klarheit alles Geckische, alles Verwirrte, Düstere, Unganze in uns abfällt und wir mit Schrecken sehen, wie arm wir sind und daß nun eigentlich gar nichts in uns stehen bleibt, was ihr gefallen könnte, der zu gefallen der einzige Wunsch unsers Lebens ist. Und doch lag in diesem Blick eine Milde, ein Versöhnendes, Friedengebendes, ein — Da haben wir's; mein Puls läutet wieder einmal Fiebersturm."

Er ging auf und ab, um sich zu beruhigen; derweile nahm ich das dritte Blatt der indischen Geschichte und las:

„Die vier Töchter der Urvasi wuchsen auf und wurden der Mutter gleich an Schönheit und Anmut, so daß jede in dem Land ihres Vaters für das Schönste galt, was je ein Auge gesehen. Urvasi, die gern einmal ihrer sich erfreuen wollte, bat Indra, diesen Wunsch ihr zu gewähren. Da schickte Indra seine Gandharbas ab, die sie während der Nacht von ihrem Lager holten und sie zu Urvasi brachten, ohne daß die Schlummernden gewahr wurden, was mit ihnen vorging. So sehr sie beim Erwachen staunten, sich an einem ihnen fremden Orte zu befinden, so gewannen sie sich bald lieb und gewannen sich so lieb, daß sie sich nie wieder trennen wollten. Auf Urvasis Bitten wies Indra den Prinzessinnen einen der herrlichen Haine von Gandhamadana zum Aufenthalte an. Dort freuten sie sich in ewiger Jugend der heitern Gegenwart und ihrer Liebe. Jetzt erquickten sie die

schmachtenden Lotosblätter ihrer Glieder in den kristallenen Fluten des Mandakini, und es kamen die goldgelben Schwäne herbei, schmiegten sich liebkosend unter sie und trugen sie wie lebendige Kähne am schattigen Ufer dahin; wenn sie schlummerten, fächelten sie unzählige weiße Pfauen mit ihren stolzen Schweifen, und der süße Koil wiegte sie ein und weckte sie wieder mit seinen schönsten Liedern. Und sie liebten sich so, daß sie umarmt gingen, umarmt saßen und umarmt schliefen. Und ließen sich ihre Hände im Schlummer, so schraken sie auf und faßten sich von neuem.

Eines Tages erwachten die drei ältesten eher als die jüngste, und weil diese so sanft schlummerte, blieben sie ruhig neben ihr liegen, damit sie sie nicht weckten. Da sagte die älteste zu den beiden andern: ‚Sehet doch, Geliebte, welch seltsamer Hügel unter den dichten schattenreichen Ästen des breiten Jambu dort!'

‚Es sind Zellen der weißen Ameise,' sagte die zweite, ‚und aus den Zellen ist Kusagras gewachsen und buntfarbiges Moos.'

‚Was aber,' sagte die erste wieder, ‚mag den Glanz verursachen, der aus dem Hügel durch die beiden Öffnungen dringt, die nebeneinander stehen wie zwei Schwestersterne?'

‚Gewiß,' sagte die dritte, ‚sind es zwei edele Steine; wollt ihr, so graben wir sie aus.'

Da die jüngste eben erwachte, so begaben sie sich zu dem Hügel der weißen Ameisen; jede der drei ältesten brach einen Kusahalm ab und fuhr damit in eine der beiden Öffnungen. Kaum aber hatten sie die Halme eingesenkt, als Blut aus den Öffnungen drang. Da erschraken die Mädchen, daß ihre Haut erstarrte und ihre Antilopenherzen zitterten.

Es war aber Chyavana, der Sohn Brigas, des Sohnes Brahmas, der gewaltigste aller Weisen, der, über himmlischen Dingen brütend, seinen Nabel also tiefsinnend beschaute, daß ihn die weißen Ameisen mit ihren Nestern überbaut hatten. Aus einigen der verwitterten Nester war Gras und Moos gewachsen. Urvasi, die eben daherkam, als ihre ältesten Töchter dem Weisen mit Kusahalmen in die Augen stachen, fürchtete die Rache des Gewaltigen und bat Indra, er möge

die drei in die entfernteste Weltgegend entrücken. Indra gewährte ihr die Bitte und entrückte sie samt dem Haine von Gandhamadana in den fernsten Westen der Welt. Aber der weise Chyavana erhob sich und schüttelte im Zorn seine Glieder, daß die Ameisen von seinem Leibe weithin in die Lüfte stoben. Seitdem findet man die Ameisen in aller Welt. Und Chyavana fluchte den Mädchen und dem Lande, das sie aufnahm, und sprach: ‚So soll Flachheit Land und Volk strafen, wohin ihr floht vor meinem Zorn. Einander nahe seid ewig getrennt. Nur dann endet die Kraft meines Fluches, wenn —‘ hier fiel der erzürnte Weise in eine fremde Sprache. Folgende sind die Worte, die er sprach und die bis jetzt kein Brahmane enträtselt hat. Hier stehen, merkt der Übersetzer an, in Sanskritlettern folgende deutsche Worte: ‚Wenn, wo ihr lebt, ein reicher Buchhändler einst einem unberühmten Autor den Verlag eines seiner Werke und zugleich seine einzige Tochter selbst zum Weibe anbietet.‘ Urvasi, so fährt das Manuskript fort, Urvasi, die das Schreckliche vernommen und Schrecklicheres noch befürchtete, fiel ihm zu Füßen und richtete die unwiderstehlichen Blicke ihrer Lotosaugen bittend auf ihn. Als die Nymphe so im ganzen verführerischen Glanze ihrer Reize vor ihm lag, begann sein Mund zu stammeln, seine Augen gruben sich ein in ihre Schönheit wie zwei lüsterne Bienen ins Schattiginnerste der Mangoblume, und er vermochte nicht, ihnen zu wehren. Da floh er in eine Einsiedelei, und es währte hundert Jahre der Selbstbeschauung und Buße, bis seine Brust wieder so ruhig atmete, daß er fortsprechen konnte die Worte seines Fluches. Aber von seinem Feuer glimmten nun auch nur die Kohlen noch. Und er sprach: ‚Barmherzigkeit will ich üben um deiner Schönheit willen, wo ich das Schwert des Rechtes gezückt in meinen Händen führe. Euch sei das Süßeste, was Menschen und Götter kennen, die der Beschaulichkeit nicht leben, euch sei die Lieblichkeit der Liebe ein Trost. Doch jede von euch soll dem, den sie erkiest, eine Bedingung auflegen, die —‘ Der Weise schien noch viel zu sprechen, aber er murmelte, schon wieder in die Betrachtung seines Nabels sich vertiefend, so leise, daß der Bart die Worte fraß und das Ohr der Weltgeschichte vergeblich lauschte.“

Das war es, was auf den drei Blättern stand; mithin war ich am Ende der Geschichte von der Erschaffung der Nymphe Urvasi, von den sechshundert weißen Pferden, jedes mit einem schwarzen Ohr, und von dem Fluche des heiligen Weisen Chyavana. —

Er fuhr fort in der Erzählung der Liebesgeschichte: Zu stille Liebe: „Was soll ich zu meinem Schmerze jedes Wort wiederholen, was wir wechselten, während Herr Jammerdegen in tiefer Beschaulichkeit den untersten der fünf goldenen Knöpfe betrachtete; was soll ich die Schneide meiner Sehnsucht schärfen durch die Aufzählung und Schilderung der Blicke, die bald Boten wurden eines süßen Verständnisses? Dir genügt zu wissen, daß wir uns öfter sahen, daß wir beide wußten, daß wir uns liebten, ohne daß ein Wort dies Verhältnis je berührt hätte. Das Kind eines Buchhalters von Herrn Jammerdegen, ein wunderschöner Knabe, den Fides stets um sich hatte, war das Mittelwesen, in dem wir uns körperlich berührten. Es starb. Ein Lied, wenn man einen solchen kunstlosen Erguß Lied nennen mag, das ich zu jener Zeit aufschrieb, mag dir die Sache erklären. Späterhin hab' ich ihm den Namen gegeben:

Zu stille Liebe

Ein Dämmerlied

Zwei liebten sich und wollten's sich nicht sagen.
Sie küßten sich auf eines Kindes Munde,
Beschauten sich nur durch des Kindes Augen
Und sprachen sich nur durch den Mund des Kindes.
Da starb das Kind. Nun konnten sie nicht sprechen,
Nicht sehen mehr und auch nicht mehr sich küssen.
Da haben sie sich ganz in sich gezogen,
Und immer fremder sind sie sich geworden
Und haben immer heißer sich geliebet,
Nach Kuß und Blick gesehnt und süßer Rede
Und sind am End' vor Sehnsucht gar gestorben.

So standen die Sachen, als eines Tages auf dem Augustusplatze ein Freund mir begegnete, der mit wichtigem Blick mich fragte, ob

ich eine Neuigkeit wissen wolle. ‚Weißt du denn, daß Jammerdegens Fides heuratet?‘

Soll ich das Chaos von Schrecken, Schmerz, Wahnsinn noch einmal fühlen, indem ich dir erzähle, wie mir bei diesen Worten zu Mute ward? Der Freund schien meinen Zustand nicht zu bemerken und fuhr fort: ‚Alle Welt wundert sich, daß das schöne reiche Mädchen solch einen verlebten kranken Häßlichen heuraten will. Aber die Krankheit und die Häßlichkeit des Patrons ist es eben, was sie ihm gewonnen hat. Weil sie so ganz anders ist wie die andern, ist sie allen ein Rätsel. Können sie doch schon nicht begreifen, wie sie, die nicht etwa eine Kopfhängerin oder ein überzartes Leipziger Wesen, sondern ein lebenskräftiges und gesundes Mädchen ist, nicht an Bällen und dergleichen Vergnügen findet und sich nur wohlbefindet, wo sie helfen kann, unter Armen und Kranken — von denen auch du einer bist. Dazu kommt noch, daß der unermeßlich reiche Bräutigam ihr eine sehr bedeutende Summe jährlich zur Disposition zu stellen versprochen hat, wenn sie ihn heurate, mit deren Hülfe sie ihren Trieb zum Wohltun leichter befriedigen kann.‘

Der Freund verließ mich. Ein Frost schüttelte mich, ich fühlte den Tod in allen meinen Gliedern. Ich wußte, daß, was der Freund mir erzählt, nur ein lügenhaftes Gerücht sein konnte, dennoch wurde mir immer fieberischer. So ging ich denn in die Walderich'sche Restauration, die, wie du weißt, in der Dresdener Straße der Post gegenüber liegt, um Zerstreuung und Erwärmung in einem Glase Punsch zu suchen; eine Hoffnung, die kurz vor mir drei junge Männer hereingeführt hatte, die, wie du bald hören wirst, an demselben Übel litten wie ich.

‚Ich kann's nicht begreifen,‘ sagte Herr Walderich, ‚wie man solche Dummheiten nachreden kann, die irgend ein loser Vogel ersonnen hat, einem Albernen etwas aufzubinden. Zweierlei kann mich zum unbändigsten Zorn reizen, nämlich wenn einer mir zeigt, daß er mich für schlecht oder daß er mich für dumm hält.‘

‚Ich sage Ihnen,‘ entgegnete einer von den Gästen, ‚die ganze Stadt ist voll von den drei Dingen. Erstlich einmal soll sich am letzten

Freitag im Februar auf dem Schneckenberg ein herrliches Schloß haben sehen lassen.'

Ein langer Seufzer unterbrach den Sprechenden. Er kam von einem Tische, an dem drei junge Männer saßen.

‚Zum zweiten', fuhr jener fort, ‚logiert im Hôtel de Bavière gegenwärtig eine Dame von unendlichen Reichtümern, die anstatt eines Kopfes, wie es bei lebendigen Menschen üblich, einen Totenkopf auf dem Halse trägt.'

Wieder erscholl von jenem Tische her ein Seufzer.

‚Die dritte Merkwürdigkeit endlich ist, daß alle acht Tage im Härtel'schen Palais bei Nacht eine wundersam-fremdartige Musik sich hören läßt, ohne daß ein lebendiger Mensch drinnen sich aufhält.'

Ein dritter Seufzer erklang von dem Tische, an dem die drei jungen Männer saßen, und lenkte alle Blicke dahin. Es waren drei blasse Gesichter; das eine zeichnete ein außerordentlich langes Haar, das zweite ein schwarzes Pflaster auf der linken Wange, das dritte ein starker Knebelbart aus. Auf jedem der drei Gesichter stand in deutlichen Lettern das verlorene Lebensglück zu lesen. Keiner sprach eher ein Wort, als da die andern Gäste, im Schachspiel vertieft, sie nicht mehr zu gewahren schienen. Da mich die drei ungemein interessierten und ich in der Stimmung, in welche mich des Freundes Mitteilung versetzt hatte, mich vor dem Tête-à-Tête mit mir selbst fürchtete, so ließ ich eine Bowle Punsch bringen und bat jene, meine Gäste zu sein. Ich erfuhr nun, daß sie drei Literaten waren; der Langhaarige gab sich daneben mit dem Sanskrit ab, der mit dem Pflaster hatte sich auf das Altdeutsche und auf die politische Poesie geworfen, der Literatus mit dem Knebelbarte endlich übersetzte persische Lieder ins Deutsche.

Wir wurden bei jedem Glase bekannter. Endlich sagt' ich, indem ich das meine erhob: ‚Was wir wünschen!' Alle drei seufzten auf wie vorhin bei der Erzählung von den drei Gerüchten. Da der Langhaarige meine Verwunderung bemerkte, sagte er: ‚Sie wundern sich über den Eindruck, den das Wort „Wünsche" auf mich gemacht hat; wollen Sie die Erzählung meiner Schicksale anhören, werden Sie ihn begreiflich finden.' Er erzählte:

Geschichte des ersten Literaten.

‚In meinem siebenzehnten Jahre', begann der erste Literat seine Geschichte, ‚in meinem siebenzehnten Jahre war ich Laufbursche bei dem Schuhmachermeister Fintlein in der kleinen Fleischergasse. Ich fühlte auf das lebendigste in mir, daß ich zu andern Dingen bestimmt sei als zum Wasserholen, Stiefelwichsen und was damals noch sonst meines Amtes war. Da ich nun dies alles mit Widerwillen trieb, so ist es kein Wunder, daß es oft nicht zu meinem Lobe ausfiel und ich böser Worte genug vernehmen mußte, was meinen Widerwillen nur wieder verstärkte. Das einzige, was in jenen Tagen trauriger Knechtschaft mich erhielt, war ein Freundschaftsbund, den ich mit zwei gleichgeplagten Wesen gestiftet hatte. Der eine, ein schlanker zarter Junge, war dem Schneidermeister Heidermann eine Treppe tiefer das, was ich eine Treppe höher Herrn Fintlein war. Der andere, der Pflegsohn einer gewissen Madame Müller, ein blonder Krauskopf mit treuherzig-blauen Augen und roten Backen, wohnte uns gegenüber. Wir wußten uns auf unsern Berufswegen zu begegnen; da ging denn die eine Hälfte des halben Stündchens, das wir zu erübrigen wußten, mit Klagen über die Gegenwart, die andere Hälfte mit Träumen in die Zukunft hin. So saßen wir einst, während unsere Tyrannen uns im Schweiße unsers Angesichtes glaubten, ganz gemütlich beisammen. Einige noch unbesetzte Buden und unausgepackte Kisten — denn es war gerade die Ostermesse — verbargen uns vor jedem Späheraug', das unsere Muße unsern Tyrannen hätte verraten können. Wir saßen auf unsern Holzpantoffeln zu ebener Erde und schauten träumend in das helle Frühlingsgewölk hinein, das eilend über uns dahinzog.

Endlich sagt' ich: ‚Wißt ihr, was ich eigentlich werden möchte? — Ein schwedischer General! Da dürfte mich Herr Fintlein nicht um jede Kleinigkeit aushunzen, und wenn ich Semmeln holte, ging' ich in Uniform. Wie würde der dicke Bäcker dann Respekt bekommen, und Madame Nauplius, die hübsche junge Fleischerin an der Ecke, was würde die für Augen machen!'‘

Hier unterbrach den Literaten mit dem langen Haar der Literat mit dem Pflaster, und seine Stimme zitterte vor Freude: ‚Der schlanke Schneiderjunge hatte seine Augen fest auf das große Haus gerichtet, welches ihm gegenüberstand. ‚Wenn ich das große Haus hätte', sagt' er, ‚brauchten wir nicht mehr auf offener Straße zusammenzukommen, wo einer unserer Tyrannen uns doch einmal finden kann. Das schönste Zimmer behielten wir dazu; das Übrige würde vermietet und dafür Pfefferkuchen gegessen.''

Der Literatus mit dem Knebelbarte stand auf und sprach in großer Bewegung: ‚Der kleine blonde Krauskopf aber sagte: ‚Wer ein Pascha von drei Roßschweifen wäre! Dann weint' ich nicht mehr, wenn ich betteln muß, sondern zöge meinen türkischen Säbel heraus. Wie würde mich dann Madame Müller loben, brächt' ich nicht bloß schlechte Pfennige nach Hause.''

Noch nicht ausgesprochen hatte der dritte Literatus, als sich alle drei lachend und weinend in den Armen lagen.

Hundert Fragen flogen hin und her. ‚Erzähle du nun fort,' sagte der zweite Literatus, ‚dann melden auch wir nach der Reihe unsere Abenteuer; auf diese Weise erfahren wir in kürzerer Zeit und in besserer Ordnung, wie es jedem ging und wie es ihm noch geht, als durch verwirrendes Hin- und Herfragen.'

So fuhr denn der erste Literatus in seiner Geschichte fort: ‚Wir träumten', sagt' er, ‚und träumten; darüber verging Stunde um Stunde, und die einbrechende Nacht erinnerte uns zu spät an das Nachhausegehn. Wir stoben auseinander und haben einander nicht wiedergesehen, bis wir nun uns so unerwartet wiedergefunden haben. Wie ich nach Hause kam, blieb Meister Fintlein ruhig auf seiner Brücke sitzen und sah sich nicht einmal nach mir um, sondern zeigte jene schreckliche Ruhe, die einem Gewittersturm voranzugehen pflegt. Ein alter verabschiedeter preußischer Korporal, der ihn jeden Abend zu besuchen pflegte, saß ihm gegenüber und dampfte aus einem tönernen Pfeifenstück, das er, wenn er einige Züge getan, vor sich hin hielt, indem er es nachdenklich zu betrachten schien. Endlich bewegte er nach alter Leute Art erst wie sprechend den Mund, eh' er begann: ‚Ich weiß nicht, Monsieur Fintlein,

ob Sie die Geschichte wissen vom alten Fritzen, die sich im Anfang des siebenjährigen Krieges zugetragen hat.' Herr Fintlein verneinte.

‚Ja seht Ihr', sagte der alte Soldat, ‚der alte Fritze hatte einen Blick in seinen Augen, der desperat war. Wenn er einen armen Sünder nur ansah, so fiel der in die Kniee und gestand alles, was er auf seinem Gewissen hatte. Wenn er diesen Blick nicht hatte, war er in der Schlacht bei Lowositz verloren. Da sieht er sich einmal per Zufall um, und was sieht er? Einen österreichischen Grenadier sieht er ganz in der Nähe, der die Flinte auf ihn angeschlagen hat und eben losschießen will. Da denkt der alte Fritz: ‚Wenn der losschießt, so ist der siebenjährige Krieg in den vier ersten Wochen zu Ende.' Was tut nun der alte Fritz? Der alte Fritz sieht den Kerl mit seinem desperaten Blick an, so daß der hinfällt vor ihm, die Flinte wegwirft und anfängt, alle seine Sünden zu gestehen, die er in seinem Leben begangen hat. Aber der alte Fritz lachte sich ins Fäustchen, daß das Ding so gut abgelaufen war, und ritt davon.'

Meister Fintlein lachte ärger als der alte Fritz und konnte sich gar nicht wieder zufrieden geben. Der Korporal aber, der nicht sicherer zu beleidigen war, als wenn man über seine Geschichten lachte, stieg von seinem Stuhle auf und ging mit einem kirschroten Gesichte umher, indem er leise vor sich hin fluchte. Ein böses Ungefähr, wenigstens hielt ich es damals dafür, ein böses Ungefähr wollte, daß er in dieser Stimmung meiner ansichtig wurde. Ich saß in einer Ecke und spann Hanf. Er trat vor mich hin, wichste seinen grauen Schnauzbart und schnauzte mich an: ‚Willst du auch solch ein Schuster, solch ein Monsieur Pechvogel werden?'

‚Nein, Herr Korporal', sagt' ich in Angst; ‚ich will kein Schuster werden, aber ein General will ich werden.'

‚Was?' schrie der alte Soldat, froh, eine Kreatur gefunden zu haben, an der er seinen Zorn auslassen konnte. ‚Ich hab's nicht weiter gebracht als bis zum Korporal, und solch ein Esel von Schusterjungen will General werden? Und solch ein Monsieur Fintlein will mir meine Geschichten verdetestieren?'

Damit zog er mich mit der Kraft eines alten Löwen hinter meinem

Spinnrade vor, warf mich über einen Schemel und bearbeitete mich mit seinem alten Korporalstock auf das beste.

Herr Fintlein aber geriet aus seinem Lachen plötzlich in gleichen Zorn. ‚Solch ein Korporalstecken will dem Fintlein eins aufstecken? Wer's aber nicht ruhig einsteckt, das will ich ihm stecken!' So schrie Herr Fintlein und — schlug mit dem Korporal um die Wette auf mich los.

‚Ich habe andern Leuten meine Geschichten erzählt; dem General Möllendorf hab' ich meine Geschichten erzählt! Weiß Er das?'

‚Dieser Junge ist dazu da, daß ich ihn prügle; es hat niemand anders meinen Jungen zu prügeln. Ich bin selbst alt genug, meinen Jungen zu prügeln! Weiß Er das?'

So wurden die beiden, indem sie sich zankten, immer heftiger, und ich Unglücklicher konnte an einem gewissen Teil meines Leibes ihre zunehmende Hitze gradweise messen. Lang ertrug ich's mit heldenmäßiger Fassung, endlich aber riß ich mich los und rannte vor Schmerz und Wut laut weinend davon.

Wo und wie lang ich nun, von Schmerz, Scham und Wut betäubt, herumgelaufen sein mag, das weiß Gott. Die Besinnung kam mir wieder in der Gegend des Café français, als ich mich vergebens fragte, ob ich wache oder ob ich träume. Denn vor mir lag 'statt des Schneckenberges ein herrliches Schloß, rotglühend, wie aus einem einzigen Rubin geschnitten. Und rings um das Schloß wiegten riesige Bäume ihre seltsam geformten Blätter in sommerwarmer, von den süßesten Düften träufender Luft. Große rote Blumen, wie ich hernach erfuhr, Lotosblumen, winkten aus dem smaragdenen Grün wie halbgeöffnete küssedurstige Mädchenmünde. Ohne zu wissen, was ich tat, schritt ich immer weiter in diese Herrlichkeit hinein. Jetzt dehnte sich, zitternd im Mondenscheine, unübersehbar vor mir ein blinkender See, von weißen und goldgelben Schwänen berudert. Drin spiegelte sich das rubinrote Schloß und die schlanken Palmen mit den tausend und abertausend Pfauen, deren Flügelschlag die lauen Lüfte sanft kühlend bewegte. Der See hatte seinen Zufluß von einem Wasserfall, der in unzähligen Absätzen von einem Gebirge herabkam, welches, in dunkeln Wald gekleidet, von Höhe zu Höhe aufstieg, bis

seine letzten blauen Spitzen mit dem Himmel verschwammen. Hier rollten die Wasser mit sanfter Gewalt zu Tal in den See hinab; ein Brausen aus der Ferne erzählte, daß sie weiter oben jäher herabstürzen müßten. Rechts, wo ein Teil der Wasser von dem andern sich trennte, um nach kleinem Umwege wie verirrt, zwischen schattigem Gebüsche hin- und herwankend, nach dem See sich hinzufühlen, glaubt' ich unter blühendem Jasmin eine menschliche Gestalt ruhen zu sehn. Ich hatte mich nicht geirrt. Es war das schönste Weib, das man sehen konnte. Halb lag sie, halb saß sie; den rechten nackten Arm hatte sie wie selbstvergessen über sich ausgestreckt, so daß das Wasser des kleinern Falles, an ihrer Hand sich brechend, in funkelndem Staubregen über die ganze liebliche Gestalt dahinstob und sie mit einem Schleier von dem feinsten Silberflor überdeckt schien. Über die schlanken Glieder, deren Schönheit ein grünes Gewand nicht verbarg, war eine süße Mattigkeit ausgegossen; der Busen zuckte von Zeit zu Zeit, wie mit einem Kummer ringend, auf; das lieblichste Mädchenantlitz war auf die Seite gesunken; um den Mund wohnte der reizendste Ausdruck schmerzlicher Sehnsucht, und die großen dunkeln Augen waren halb träumend, halb suchend nach der Ferne gerichtet.

Ich stand in einem nahen Busche und wagte nicht zu atmen; da sagte die wunderschöne Gestalt halblaut vor sich hin: ‚Es kommt wieder keiner; es kommt wieder keiner.' Der wunderbar klagende Ton klang mir in der Seele wieder; mein eigenes Ungemach war vergessen über dem Schmerz, von dem ich dieses Wesen tyrannisiert sah, dessen unaussprechliche Anmut meine ganze Seele eingenommen hatte. Er weckte einen nie gefühlten, nie geahnten Heroismus in mir. Ich hielt mich nicht mehr und stürzte vor ihr auf die Kniee, die mich verwundert freundlich betrachtete.

‚Nehmen Sie mein Leben, Mamsellchen, wenn es Ihnen helfen kann!' so rief ich, indem ich mich innerlich über mich selber wunderte, wie ich zu der Herzhaftigkeit komme, so zu einer so vornehmen Dame zu reden. Schon fürchtete ich, sie werd' es übelnehmen, aber sie erhob sich und lachte laut vor Freude und klatschte in die Hände wie ein recht fröhliches Kind; aber es stand ihr das alles so schön und

majestätisch wie vorhin der Ausdruck des Schmerzes. Von dem See kamen auf das Klatschen sechs Schwäne auf mich zu, die mich, ich weiß heute noch nicht, wie es zuging, in die Luft hoben und mit mir davonflogen. Erst wußt' ich nicht, sollt' ich mich fürchten; bald aber gefiel mir diese Partie außerordentlich. Ich lag wie auf dem weichsten Bette und hatte ganz das angenehme Gefühl, als wenn ich zuweilen im Traume flog. Nun ließen sie sich sanft herab und trugen mich in ein grünes, rings mit Spiegeln verziertes Gemach, auf dessen Boden ein Bassin von weißem Marmor angebracht war. Als sie mit ihren Schnäbeln an meinem Schusterschurz zupften, verstand ich sie und legte den Schurz, ebenso meine übrigen Kleidungsstücke und meine Holzpantoffeln ab, worauf sie mich mit sanfter Gewalt in das Bassin drängten, das mit lauem Wasser soweit angefüllt war, daß es, wenn ich drin saß, mich bis zum Hals bedeckte. Da ich zu verstehen glaubte, was ich solle, so säuberte ich mich nach Kräften. Das Wasser mußte eine wunderbare Kraft besitzen, denn ich mußte selbst die Weiße und Zartheit bewundern, die meine Haut nach dem Bade zeigte. Die Schwäne hoben mich abermals auf und trugen mich in ein anderes Bassin, das wie Rosen duftete und, wie ich nachher erfuhr, mit Rosenöl gefüllt war. Als ich aus diesem Bassin stieg, sah ich mich in den unzähligen Spiegeln und wunderte mich selbst über mein schönes Ansehen. Die Schwäne brachten mir von Jasmin duftende Kleider von fremdartigem Schnitt, in deren Gebrauch ich mich nun so leicht fand, als sei ich von Kind an an diese Tracht gewöhnt. War aber meine Außenseite verändert, so war es mein Inneres noch viel mehr. Der ganze Schusterjunge war durch dieses Bad aus meiner Persönlichkeit herausgeschwemmt; ich begriff selbst nicht, wie ich zu den hohen Gedanken kam, die in den gewähltesten Ausdrücken mir nur so von der Zunge flossen.

Als ich der Spiegel nicht mehr bedurfte, rauschte es rings um mich auf, und ich merkte nun erst, daß die grünen Wände von den dichten Zweigen des Sambu gebildet waren, daß, was ich für die blaue Decke des Gemachs gehalten, der blaue Himmel selbst und die Spiegel nichts anders als die ausgebreiteten Schwänze weißer Pfauen gewesen

waren. Nun hoben mich die Schwäne abermals auf und brachten mich in einen herrlichen Hain voll von den lieblichsten Vögelgesängen. Sie hatten mich kaum niedergesetzt, als ich die schöne Jungfrau von einem goldenen Throne herabsteigen und mir entgegenkommen sah. Sie war herrlich geschmückt, ihr schönster Schmuck aber ein wahrhaft königlicher Anstand neben dem schamhaftesten mädchenhaftesten Wesen. ‚Heil', sagte sie, indem sie sich entschleierte und mich mit roten Asokablumen überstreute, ‚Heil meinem Herrn!' Dann faßte sie mich bei der Hand und hieß mich, mich auf einen ebenfalls goldenen Thron setzen, der neben dem ihrigen stand. ‚Teuerster Prinz', fuhr sie fort, ‚von nun seh' ich Euch für meinen Herrn und Gatten an, und alles, was Ihr sehet, dieser große frucht- und tierereiche Hain wie das Rubinschloß mit seinen sieben Höfen, alles, was ich besitze, ist Euer Eigentum, wie ich selbst es bin. Aber es ist schon spät, und Ihr werdet der Ruhe bedürfen.' Sie klatschte in die Hände, und von dem See her kamen die Schwäne, hoben uns auf und trugen uns in das Schloß, und zwar in das herrlichste heimlichste Schlafgemach, das man sich denken kann.

So schnell ich vorhin mich angekleidet hatte — wieviel schneller kleidete ich mich nun aus! Als wir beide das Lager bestiegen hatten, schlug ich trunken von Seligkeit meine Arme um sie. Wie erstaunt' ich, wie schmerzte mich, als sie meine Zärtlichkeit nicht allein nicht erwiderte, sondern sich mir entwand und sich erhob, wie ich glauben mußte, um mich zu verlassen.

‚Nicht so, Prinz', sprach sie mit Ernst. ‚Wisset, daß ich Vasanta bin, eine von den drei unglücklichen Prinzessinnen, die dem heiligen Chyavana mit Kusagras in die Augen stachen. Da ich die letzte war, die es tat, bin ich, obwohl zu Strafe, doch zu geringerer von ihm verdammt als meine geliebtesten Schwestern, diese so ärmsten und beklagenswertesten Frauen, wie sie die schönsten und besten sind. Diese Strafe besteht darin, daß ich, ihnen nahe, dennoch ewig von ihnen getrennt bin. Nur der Liebe ist es vergönnt, über dieses Ungemach mich zu trösten. Und zwar kann nur ein Goldensonntagskind mein Gatte werden, da kein anderer weder mich noch mein Schloß und

meine übrigen Besitztümer gewahr werden kann. Jeder andere sieht nur einen kleinen Sumpf, über den hinweg der Blick einen Ruhepunkt findet, eh' er noch der Ruhe begehrt, und einen Ruhepunkt findet in dem unschönen Hinterteil eines gemästeten Engels auf der Höhe des Berges von der traurigen Gestalt. Ihr seid solch ein Goldensonntagskind, das mir Indra zugeschickt hat. Ihr seid nun mein Gatte und Herr und könnet in ewiger Jugend und Schönheit bei mir wohnen, wenn Ihr nur eins zu tun fest gewillet seid. Dies eine ist, daß Ihr nie das Mal zu sehen begehret, welches ich auf meiner linken Hüfte trage. Wollet Ihr mich nun ganz besitzen, so schwöret mir, dies eine zu halten.'

Ich schwor. Sie nahm mich hierauf, indem sie vor Scham und Freude errötete, liebevoll in die Arme, küßte mich auf den Mund und sagte mit dem süßesten Tone: ‚Oh, halte deinen Schwur, mein liebes Herz, daß du mein bleibst, den ich mehr liebe als mich; sowie du ihn brichst, sind wir ewig geschieden.' —

So führten wir nun ein Leben, in dem Sorge, Ärger und Gram Fremdlinge waren. Sie zeigte mir mit jedem Tage mehr Liebe; jeder Tag wies mir neue Reize an ihr. Weit entfernt, daß der ungestörte Besitz Überdruß oder auch nur vorübergehendes Erkalten erzeugt hätte, wuchs unsere Seligkeit mit jedem Tage; sie war so reich, daß sie immer neu blieb; jeder letzte Kuß schien mir der süßeste. So lebten wir, und so würden wir noch leben, wär' ich nicht der Elendeste und der Hassens- und Verachtungswürdigste unter allen Menschen.

Einst brachten wir wie gewöhnlich die schönste tropische Nacht im Freien zu. Ich horchte den Gesängen des Koil; Vasanta sah unverwandt zum gestirnten Himmel auf. Plötzlich verbreitete sich ein Lächeln über ihre Züge, ein Lächeln, schön wie diese Züge selbst, und sie rief: ‚Heil mir, daß die Zeit gekommen ist, meinem lieben Herzen einen Wunsch zu erfüllen, wonach es lange geschmachtet hat!' Dann aber wischte eine ängstliche Blässe das Lächeln vom Lotos ihres Antlitzes, und mit trauriger Stimme fuhr sie fort: ‚Wehe mir, daß die Stunde zu kommen droht, da ich die Sonne meines süßen Glückes zum letzten Male sehen soll!' Damit ergriff sie beide meine Hände und

senkte ihre Augen tief in die meinen und sagte mit einer Stimme, die mir das Herz umwendete: ‚Liebe Seele, brichst du mir deinen Schwur, so sind wir beide elend; du nur kurze Zeit, denn ihr Menschen habt den mitleidigen Tod, ich aber ewig und ohne Ende!‘

Ich stürzte ihr zu Füßen und verschwor mich bei allem, um sie zu beruhigen, ich Unseliger! Es gelang mir, wenn sich das treuste Herz der Erde nicht nur so stellte, als sei sie beruhigt, um mir nicht einen Augenblick zu verbittern, — mir, der ich Unmensch genug war, aus elendem kindischem Fürwitz sie und mich zu verderben.

Es begab sich aber, daß der König von Schweden unerkannt nach Leipzig kam und einige Zeit sich daselbst aufhielt. Abends pflegte er mit einem Kammerherrn um das Tor zu wandeln. Bei einem solchen Gange fiel ihm ein großer und prächtiger Palast auf dem Roßplatze auf. Er hatte nie ein schöneres Gebäude gesehen; dazu waren alle Fenster des Palastes prächtig erleuchtet, Trompeten- und Paukenschall scholl festlich aus dem Palaste weithin durch die Nacht. Elegante Wagen kamen von allen Seiten her angerasselt, prächtig gekleidete Herrschaften stiegen heraus, und so oft einer vorfuhr, so oft sprangen zwei Tore von köstlicher Eisenarbeit auf, und man sah in einen unermeßlichen Raum mit so unzähligen Lichtern, daß mehr als Sonnenhelle herausdrang, und mit schönen Gruppen der herrlichsten fremden Blütenbäume aus allen Zonen in solchem Reichtum besetzt, daß mit jeder Türöffnung ein wahrer Strom der süßesten Wohlgerüche herausquoll. Der König befahl seinem Begleiter, den ersten besten, der aus dem Schlosse kommen würde, nach seinem Besitzer zu fragen und nach der Ursache des Festes, welches derselbe heut feiere. Es währte nicht lange, da schritt ein ansehnlicher Mann heraus; diesen hielt der Kammerherr an, indem er ihn höflich bat, seine Neugier zu entschuldigen. ‚Mein Herr‘, entgegnete der Gefragte, ‚was ich von dem Besitzer des Schlosses weiß, will ich Ihnen gerne mitteilen. Sie fragen nach der Ursache des Festes, was er gibt? Darauf kann ich Ihnen nur sagen, daß er entweder jeden Tag ein Fest gibt oder gar keins; denn so prächtig und laut wie heute ist das Schloß jeden Tag, den Gott werden läßt. Daraus können Sie abnehmen,

wie reich der Besitzer des Palastes sein muß. Betrachten Sie aber seine Gemahlin, so wissen Sie nicht, weshalb er mehr verdient, beneidet zu werden, um seine Reichtümer oder um die Schönheit, die Güte und den Geist seiner Frau. Man sagt, daß er einer wunderlichen Grille zu Gefallen in der Welt umherreist. Er erwartet nämlich, daß irgend ein Fürst ihn zum General mache, aber ohne daß er sich darum auf irgend eine Art bemühen will. In dem Lande, wo er General wäre, würde er dann bleiben. Der Fürst, der es wüßte und seinen Wunsch erfüllte, würde seinem Lande keinen geringen Vorteil dadurch verschaffen, denn es ist kein König, der mehr Aufwand machte als der Besitzer dieses Palastes.'

Dieser, der Besitzer dieses Palastes, war ich nun selbst, und meine Gemahlin hatte, ohne daß ich es wußte, alles angeordnet, daß es so kommen mußte, wie es kam.

Der König von Schweden fühlte eine unbezwingliche Lust, den Besitzer des Schlosses und seine Gemahlin kennen zu lernen. Deshalb entschloß er sich kurz, mit seinem Kammerherrn ohne weiteres hineinzutreten. Sollte der Besitzer des Schlosses fragen, was sie wünschten, so sollte der Kammerherr sagen, sie seien Fremde, die morgen mit frühestem abreisen müßten; weil sie nun soviel von der Schönheit des Schlosses gehört, so hätten sie sich mit eigenen Augen davon überzeugen wollen, selbst auf die Gefahr hin, unhöflich und zudringlich zu erscheinen. Als sie dies untereinander ausgemacht, traten sie auf das Tor zu und verwunderten sich nicht wenig, daß die Torflügel vor ihnen aufsprangen, als wären sie erwartete Gäste. Ihr Staunen wuchs, als auf der Treppe ich und meine Frau ihnen mit prächtigem Gefolge entgegenkamen und beide, den König und den Kammerherrn, auf die Weise bewillkommten, wie es ihrem Rang zukam.

Er konnte sich kaum fassen, und besonders schien die Schönheit Vasantas, die im ausgesuchtesten modernen Putze bei weitem alles überstrahlte, was ein Auge irgend von weiblicher Schönheit und fürstlichem Anstand gesehen haben mag, ihn auf das angenehmste zu überraschen. Wir führten ihn durch viele Säle, deren jeder anders

und schöner verziert war als der vorige, in den Speisesaal; meine Frau wies ihm und seinem Kammerherrn die ersten Plätze an, die für sie aufgespart waren. Die Pracht des Saales und der Tafelausschmückung, die Vortrefflichkeit des Orchesters, das den Gästen unsichtbar angebracht war, die Delikatesse der feinsten Speisen und Weine, vor allem aber die geistreiche Unterhaltung meiner Frau bezauberten ihn so, daß, wie er endlich, von seinem Kammerherrn mehrmal erinnert, aufbrach, er seinen Rock aufknöpfte und den Gustav-Wasaorden, den er über dem Unterkleide trug, herabnahm und ihn mir umhing, indem er sagte: ‚Einen Mann, den das Glück und die Natur bedacht wie Sie, können Könige nicht beschenken. Nehmen Sie dies nur als einen Zoll der Dankbarkeit für den schönsten Abend, den ich bei Ihnen genießen durfte. Weil aber nach den alten Ordensgesetzen diesen Orden niemand tragen darf, der nicht Generalsrang hat, so müssen Sie sich schon gefallen lassen, daß ich Sie hiermit zu meinem General der Infanterie ernenne.‘

So sprach der König und ging, und am Tore, bis wohin wir ihn begleiteten, stand eine köstliche Staatskarosse für ihn bereit, die ihn nach Hause brachte.

So war ich denn nun am Gipfel aller meiner Wünsche angelangt, Gatte des schönsten besten Weibes und, was zu sein ich schon als Kind gewünscht, schwedischer General. Ich war der glücklichste aller Menschen, wie ich so bald darauf der unglücklichste werden sollte — durch meine eigene Schuld!

Es war schon am nächsten Morgen, daß das Unkraut des unseligsten Fürwitzes in mir aufschoß, noch im ersten Gefühl der Freude über den neuesten Liebesbeweis meines Weibes, als ich schon mutwillig ihr ganzes Glück vernichten konnte. Ich war munter und weidete meine Augen an der Schönheit meines Weibes, das noch fest schlummerte. Ihr Köpfchen lag auf meinem linken Arm; da kam mir der unselige Gedanke: ‚Sie liegt so, daß die kleinste Bewegung dir das Mal zeigen könnte, das du nicht sehen sollst.‘ Der Gedanke dieser Möglichkeit erregte mir so das Blut, daß ich meine Pulse schlagen hörte. Ich rief all meine Festigkeit zu Hülfe. Ich wünschte, sie möchte auf-

wachen und so den Kampf in mir enden. Und doch weckt' ich sie nicht, weil der Fürwitz in mir sprach: ‚Wer weiß, ob je die Gelegenheit dir wiederkommt, die du jetzt benutzen kannst, ohne daß sie es merkt, ohne daß irgend jemand es merkt'; dabei sah ich mich in dem Zimmer um, als wollt' ich mich überzeugen, daß niemand mich das tun sehe, was ich vorhatte. Immer schneller wechselte das Für und Wider in meinen Gedanken, eine Art Wahnsinn kam über mich; ein krampfhafter, wie unwillkürlicher Zuck mit dem Finger, und — die schönste Hüfte lag bloß, wie aus Marmor gehauen, vor meinen Augen, die das bewegte Blut wie mit Nebel umhüllt hatte. Gerade auf der Mitte der Wölbung ward das Mal, einer Lotosblume ähnlich, sichtbar, nur wie ein Erröten auf das zarteste Weiß gehaucht. Eine ebenso schnelle Bewegung verdeckte es wieder. — Nun das Gelüste befriedigt war, überfiel mich der entsetzlichste Haß, die tiefste Verachtung gegen mich selbst. Sie seufzte in demselben Augenblick im Schlafe auf, und ihr Antlitz erbleichte wie von tödlichem Schreck. Hätt' ich eine Waffe in den Händen, ich erlebte den Augenblick nicht, in dem sie die Augen öffnete und mich mit so schmerzlichem und doch vorwurfslosem Blick ansah. Ich hatte meine Augen geschlossen vor Scham und hatte nicht den Mut, mich nur zu regen. Blinzend, indem ich mich stellte, als schlief' ich noch, sah ich, wie sie aufstand und sich anzog, in welcher Beschäftigung sie sich tausendmal unterbrach, um die Hände zu ringen. Ihr Antlitz war wie versteinert, und vergebens bemühte sie sich zu weinen. Dazwischen sank sie mehrmal kraftlos auf das Bette zurück. Endlich war sie fertig. Sie kam auf mich zu; indem sie sich über mich bog, kamen ihr die ersten Tränen und kamen in solcher Fülle, daß sie mich wirklich in Tränen badete. Der Schmerz, der mir wie ein glühendes Eisen durch die Seele sengte, nahm mir die Besinnung. Nur noch wie im Traume hört' ich, wie sie in den süßschmerzlichsten Worten von mir Abschied nahm; wie sie mir so liebevoll zuredete, mich zu fassen, und dann wieder in lautes Schluchzen ausbrach; fühlt' ich, wie sie mich mit tausend Küssen und Tränen bedeckte, meine Hände und mein Gesicht unaufhörlich an Mund, Wangen, Augen und Busen drückte.

Wie ich endlich wieder zu mir kam, war sie verschwunden samt dem Gemach und dem Bette; unfern des Schneckenberges glaubt' ich in einem Busche zu liegen. Eiseskälte rann statt des Blutes durch meine Adern; von neuem floh mich die Besinnung. Zum zweitenmal erwachend, fand ich mich in einem ärmlichen Bette; die guten Leute, die mich umstanden, hatten mich im bloßen Hemde als einen Fieberkranken im obern Park gefunden. — Und so bliebe mir denn weiter nichts zu melden, als daß ich aus Verzweiflung unter die Literaten gegangen bin. Die langen Haare trage ich, um den Mangel meines rechten Ohrläppchens zu verstecken, welches mein scheidendes Glück im Schmerzenssturme des Abschiedes mir abbiß.'

Alle Anwesenden bezeugten mit mir dem ersten Literaten, wie er seine Erzählung mit einem tiefen Seufzer als Punktum geschlossen hatte, ihre Teilnahme und wandten sich nun zu dem zweiten Literaten, der alsbald folgendermaßen das Wort nahm:

Geschichte des zweiten Literaten.

‚Vor allen Dingen muß ich Ihnen,' so begann der Literatus mit dem Pflaster auf der rechten Wange, ‚den Wunsch, den ich als Schneiderjunge tat, als ich mit meinen beiden Leidensgefährten hinter den noch unbenutzten Buden saß, die uns eine Mauer waren gegen den möglichen Überfall eines unserer Tyrannen, vor allen Dingen muß ich Ihnen diesen Wunsch in das Gedächtnis zurückrufen, das große schöne Haus zu besitzen, dem ich gegenübersaß, und mich einmal satt essen zu können in Pfefferkuchen.

Als ich jenen Tag nach Hause eilte, fürchtete ich das Ärgste von dem Grimm des Herrn Heidermann, der mir bei ähnlicher Gelegenheit schon gedroht hatte, mich fortzujagen, sobald ich wieder meine Pflicht vergessen würde. Diesen Tag sollte das drohende Gewitter ohne Ausbruch über mich dahingehn. Herr Heidermann war ausgefahren und wollte erst spät wieder zurückkommen. Sie müssen wissen, daß mein Tyrann — was wahr ist, muß man sagen — der nobelste Tailleur war, den man sich denken kann. Er besaß eine nette Equipage und mit einem Kollegen zusammen einen Kutscher, aus

dem sein Genie einen kleinen Hofstaat zu machen wußte, da er ihn vermittelst mehrer Livereien bald als Kutscher, bald als Reitknecht, bald als Jäger auftreten ließ. Dazu war er ein Patriot und Liberaler, voller Flamme gegen den Servilismus, und zwar einer aus der zahlreichsten Klasse der Liberalen, einer von denen, die, während sie gegen Tyrannei deklamieren, Tyrannen ihrer Familien sind und aller der Unseligen, die von ihnen abhängen. In seiner äußern Erscheinung war er Kavalier und Lebemann, wußte trotz einem Grafen durch die Nase zu reden, wenn er dem Marqueur rief; in Gebärden und Sprache war der große Kunst sein Muster. Was soll ich viel Worte machen? er war der Schneider des Jahrhunderts. Auch Madame Heidermann stand nicht im Geruche des Servilismus. Vor den Augen der Leute waren Herr Heidermann und Madame Heidermann das zärtlichste Paar, woraus ich schon damals, besaß ich mehr Erfahrung, hätte schließen müssen, sie seien sich im Herzen spinnenfeind.

Wie ich schon sagte, war Herr Heidermann, als ich jenes Mal zu spät nach Hause kam, ausgefahren. Dazu hatte den Studiosus, der uns gegenüber wohnte und zufällig immer etwas zu fragen und zu bestellen hatte, wenn Herr Heidermann nicht zu Hause war, eben wieder ein solches Geschäft herübergeführt; da nun Madame Heidermann während seiner Anwesenheit besonders guter Laune zu sein pflegte, kam ich auch bei ihr heut ohne Strafe, ja selbst ohne Strafrede durch.

‚Ich habe', sagte der Studiosus Bellin zu Dame Heidermann, ‚ich habe das Gedicht, was Sie zu dem morgenden Geburtstage Ihres Gemahles wünschten, besorgt. Schicken Sie nur zu Herrn Sterzing im Gewandgäßchen bei Herrn Restaurateur John und lassen Sie das Gedicht holen, von dem ich mit ihm gesprochen, daß es eine Dame würde abholen lassen.'

Dies geschah sogleich, und zwar wurde der Auftrag mir. Um mein voriges Ausbleiben gutzumachen, eilt' ich nun desto mehr; als ich mit dem Gedichte zurückkam, fand ich Herrn Bellin und Dame Heidermann über einem ausgezogenen Sekretärfach gebückt, worin sie sehr angelegentlich etwas zu suchen schienen. Sie fuhren wie erschrocken

auseinander, als ich hereintrat; Herr Bellin hob die Hand hoch auf, in der er eine Stange Siegellack hatte, und rief: ‚Hier hab' ich's! Ist das Gedicht gesiegelt, daß er es für einen Brief halten muß, so wird's Herrn Heidermann eine doppelt angenehme Überraschung verursachen.' Während Herr Bellin die Siegelung vornahm, verbot mir Dame Heidermann bei Strafe sofortiger Entlassung mit Schimpf, Herrn Heidermann etwas davon zu sagen, daß Herr Bellin in seiner Abwesenheit hier gewesen, Siegellack mitgesucht und das Gedicht gesiegelt, weil ihm sonst, wie sie sagte, die Freude der Überraschung verdorben werden würde. Herr Bellin empfahl sich und ging.

Der merkwürdige Tag brach an, der der Welt den Heidermann gegeben, ebenso heiter, als Herr Heidermann selbst als Sonne des Hauses im Osten seines Schlafzimmers aufging. Der stolze Blick seiner Augen war gemildert durch eine sanfte Rührung. So begegnete er mir, festlich in seine Kommunalgardistenuniform geknöpft, auf seinem ersten Wege zum Wohnzimmer. Um einen Zentner fühlt' ich mein Herz leichter, als er mir im Vorbeischreiten lächelnd mit dem Finger gedroht hatte. Im Wohnzimmer, wohin ich ihm folgte, weil ich Zeuge der Überraschung sein wollte, die hier vorgehn sollte, kam ihm Dame Heidermann mit ausgebreiteten Armen entgegen. Das Dienstmädchen mußte das Pfand ihrer ehelichen Liebe herbeibringen, bei dessen Erblicken eine neue graziöse Umarmung erfolgte, wobei Dame Heidermann über die Schulter des Herrn Gemahls einen Feuerblick nach Herrn Bellin hinüberwarf, der gegenüber in seinem Fenster sichtbar war, und Herr Heidermann mit der Hand des rechten Armes, den er in gefälliger Rundung um den Nacken seiner Frau gelegt, dem Dienstmädchen die pralle Wange kneipte. Dazu seufzten beide vor Wonne und Rührung dermaßen, daß erst der Zuschneider und dann die übrigen Gesellen, die der großen Szene zuschauten, in ein lautes Weinen ausbrachen, in das aus Sympathie einzustimmen ich als eine weiche Seele mich nicht enthalten konnte. Madame Heidermann führte den König des Festes zu dem Tische, auf dem die Geschenke ausgebreitet lagen, unter ihnen das versiegelte Gedicht. Dies ergriff er, warf einen Blick auf seine Gattin, dann zum Himmel. Er erbrach's, ent-

faltet' es, las laut einige Verse und schrie auf, indem sein Haar sich sträubte: ‚Entsetzliches Weib, tust du mir das?'

Wie er so, wie Karl Moor auf der Bühne, mit dem Oberleibe zurückgebogen, die geballten Fäuste weit vor sich hinstreckte, ließ sich fast zugleich ein unauslöschliches Lachen und ein schmerzliches Weinen vernehmen. Das Lachen kam von Herrn Bellins Fenster, das Weinen von Madame Heidermann, die mit Schmerz und Zorn erkannte, daß Herr Bellin ein Unwürdiger sei und ihr Herz schändlich betrogen. Wie ich später erfuhr, hatte Bellin Herrn Sterzing, den er gut kannte, gebeten, eins von seinen schönen Schneiderliedern sauber abgeschrieben bereitzuhalten, weil eine sehr gebildete Dame, die dem Volkshumor sehr zugetan wäre, es abholen lassen würde. Eine tolle Laune hatte ihn getrieben, das Schneiderlied dem Festeskönig in die Hand zu spielen. Herr Sterzing mußte glauben, ich sei von jener Dame gesandt. Dies war die Ursache dieses entsetzlichen Schneiderzorns, und ich sollte sein Opfer werden.

Madame Heidermann, das Ärgste fürchtend von dem Zorn des tyrannischen Gatten, der, noch immer sprach- und bewegungslos, eine furchtbare Gewitterwolke an dem Horizont stand, dessen Sonne er eben noch gewesen, rief schluchzend: ‚Teuerster Heidermann, holder Gatte! Zürne nicht deinem unschuldigen Weibe, das bis in den Tod dich liebt! An dem Irrtum ist der Junge schuld, der das Gedicht, zu deinem Preise bestimmt, holen sollte und dieses Unglückspapier gebracht hat.'

Mehr brauchte es nicht, um Herrn Heidermanns ganze Wut auf mich Unschuldigsten zu lenken. Wie ein Tiger stürzt' er auf mich los. Entfloh ich nicht, so war es meine letzte Stunde. Ich hört' ihn noch, indem ich über die Gasse lief, wie er vor Wut brüllend Spiegel, Gläser und selbst die Fenster mittelst einer großen Schere demolierte, die ihm unglücklicherweise gerade zur Hand gelegen hatte. — Ich war lange gelaufen, als ich meinen Schritt anhielt und zu überlegen begann, was nun zu tun sei. Zu Herrn Heidermann zurückzukehren, dazu hätte mich keine Macht der Welt zwingen können.

Wie ich zufällig aufsah, merkt' ich, daß ich wieder vor dem Hause stand, dessen Besitz mein größter Wunsch war. Ich habe Gelegenheit

genug gehabt zu bemerken, daß auch das zarteste Schneidergemüt immer Courage hat; einen Beleg dazu finden Sie, meine Herren, in diesem Teil meiner Geschichte. Jeder andere, jeder Nichtschneider würde an meiner Stelle der Verzweiflung nahe gewesen sein; ich hielt mein Haupt keck empor und schaute mich um und fragte das Schicksal: ‚Welches von diesen Häusern hast du für mich bauen lassen?‘

Über dem Besinnen, was ich tun sollte, fiel mir ein Gerücht ein, welches Magister Kauderer bei Herrn Heidermann erzählt hatte. Im Hôtel de Bavière sollte seit einiger Zeit eine Dame von ungeheuern Reichtümern logieren, von der es hieß, sie sei nach Leipzig gekommen, sich einen Mann damit zu kaufen. Manche, jung und alt, waren, von der Hoffnung angelockt, den Reichtum der Dame zu heuraten, zu ihr gekommen und hatten sich ihr zum Gemahle angeboten. Solang die Dame den Schleier vorbehalten, hatt' es gutgetan; sowie sie aber den Schleier gelüftet, waren sie, vom entsetzlichsten Grauen gepackt, davongelaufen und todkrank oder wahnsinnig geworden; denn statt des schönen blühenden Antlitzes, auf das man von ihrer Gestalt und ihren schönen Händen schloß, hatte sich ein grinsender Totenkopf gezeigt. Schneider haben immer Courage. Ich war wegen des Geburtstagsfestes im vollen Putz — ein junger Mensch muß sich alles versuchen — ich blies über meinen blauen Frack hin, und — ich brauch' es Ihnen nicht erst zu sagen, daß ich den Weg nach der Petersstraße zu einschlug.

In den Torweg des Hôtel de Bavière kaum eingetreten, wurd' ich von dem ersten Marqueur, dessen ich ansichtig ward, noch eh' ich ein Wort gesprochen, auf das artigste gebeten, ihm zu der Dame zu folgen, die mich erwarte. So seltsam dies mir schien, so ging ich dennoch, ohne das Mindeste von Furcht oder Besorgnis zu empfinden, dem Voranschreitenden nach. Denn ich wußte, daß ich mein Glück machen würde, weil ich wußte, daß ich es recht wollte. Man kann, was man will, aber man muß wollen können. Hätt' ich es immer gekonnt!

Der Marqueur öffnete und hieß mich eintreten. Wollte ich sagen, daß meine Fassung sich völlig gleich geblieben wäre, so würd' ich lügen.

Dies Halbdämmer, das, durch irgendeine künstliche Art der Beleuchtung erzeugt, hier herrschte, konnte wohl den, welchen eben noch die Helle des natürlichen Tages umgeben hatte, überraschen. Dazu war es ein seltsam grünliches Licht, welches an den schwarz beschlagenen Wänden spielte, durch dessen Wirkung mir meine eigenen Hände wie Totenhände vorkamen. Einige lange Minuten stand ich in Erwartung dessen, was da kommen sollte, allein. Es war eine solche Totenstille, daß mir war, als hörte ich die Gewänder der Zeit vorbeirauschen. Nun öffnete sich ohne das mindeste Geräusch eine Türe, und herein trat leise wie ein Geist eine hohe schöne Frauengestalt. Ein schwarzes Gewand umschloß ihren Leib und bedeckte selbst die Füße und folgte ihrem Schritt in dunkeln Wellen als Schleppe. Den obern Teil ihres Leibes, Gesicht und Schultern verhüllte ein schwarzer Schleier von solcher Dichtigkeit, daß weder Farbe noch Umriß durch ihn zum fremden Auge sprach. Zwei weiße Hände von seltner Schönheit glichen zwei weißen Rosen auf einem Leichentuch. Eine tiefe Altstimme von außerordentlicher Weichheit und Anmut, dabei von seltsam feierlichem Klang, ließ sich vernehmen, wie sie mich als einen Bekannten, Längsterwarteten empfing und durch die Türe, aus der ich sie eben schreiten gesehen, in ein Gemach führte, dessen Beleuchtung und Ausschmükkung noch weit schauriger war als die in dem ersten. Die Wände waren ebenfalls schwarz tapeziert; darauf waren in gleichen Zwischenräumen Kissen gemalt wie von blutrotem Sammet, auf welchen die zwei Totenbeine, die sich auf unsern Beinhausverzierungen unter einem Schädel kreuzen, in blendender Weiße glänzten. Man wunderte sich, daß die Schädel fehlten. Eben das erinnerte aber an die Sage, daß die Dame statt eines blühenden Mädchenkopfes einen solchen auf den Schultern trage. Ein Schneider hat immer Courage; nichtsdestoweniger fühlt' ich Schauer auf Schauer in mir dahingleiten. Die Hand, in der sie die meine hielt, schien mir regungslos glatt und kalt wie Marmor; dafür pulsierten meine eigenen Fingerspitzen: ich zitterte vor dem Augenblick, in welchem sie den Schleier heben würde. So saß sie stumm vor mir, ohne daß ich ihren Atem hörte oder aus der mindesten Bewegung ihrer Schleierfalten und ihrer Busenbe-

deckung hätte schließen können, daß ein lebendiges Herz unter ihnen schlage. Dazu ward's dunkler und dunkler und immer dunkler, die schwache Beleuchtung schien gänzlich verlöschen zu wollen; der grünliche Schein wurd' immer grüner.

Endlich sagte sie, und ihre Stimme klang wie eine Totenglocke: ‚Sie haben mich noch nicht gesehn; es ist Zeit, daß Sie mich sehen.' Und ohne daß sie sich bewegte, wie von unsichtbaren Händen gezogen, fiel der Schleier zu beiden Seiten zurück — mich schüttelt' es — ein bleicher weißer Schimmer — ‚Jetzt gilt's', sagt' ich zu mir, indem ich entschlossen die Zähne zusammenbiß; ‚sei's, was es wolle, ich mache mein Glück!' — und mit festem Blick schaut' ich — plötzlich wurd' es tageshell — in das schönste blühendste Mädchengesicht, dessen Züge von der lieblichsten Freude strahlten.

‚Alle Götter mögen dich segnen', rief sie aus, ‚mein liebster Freund, für deinen Mut! Alle, die bis jetzt um mich warben, alle sahen in dieser Dämmerung das Gespenst ihrer eigenen Feigheit, das sie zum Wahnsinn erschreckte. Ich bin nun dein mit allem, was ich besitze, selig, das Eigentum eines Mannes zu sein. Doch schwöre mir, eh' ich dein Weib werde, daß du nie an einem Montage mich besuchen willst oder forschen, was ich an diesem Tage treibe. Brichst du den Schwur, so ist dein Glück und das meine für ewig dahin.'

Ich schwor, und sie nahm mich in die Arme, indem sie mich liebevoll küßte; dabei fiel ihr langes gelbes Haar um uns beide und deckte die Umfangenen bis auf die Füße wie eine goldstoffene Decke. Sie klatschte in die Hände, da traten zwanzig schöne Jungfrauen herein, alle mit blondem Haar und von hohem schlankem Wuchs, ihnen folgten zwanzig zierliche Pagen und ebensoviel Ritter in schimmernden Schuppenharnischen.

‚Wisse', sagte sie zu mir, ‚daß ich Hildeswinth bin, die Tochter Herrn Dietrichs von Berne!' und zu jenen gewandt sprach die Prinzessin: ‚Hier sehet ihn, der nun mein und euer Herr geworden ist.'

Ich war erstaunt; die Prinzessin sagte lächelnd, indem sie mich an das nächste hohe Spitzfenster des gotischen Saales führte: ‚All diese Burgen, die du diese Waldberge krönen siehst, gehören dir; bis wo

der blaue Himmelsbogen sich müde auf die fernen Gebirge stützt, dehnt sich das Reich Dietrichs von Berne, dessen König du nun bist. Tausende von Menschen, Sklaven des Tyrannen Gold sehen von diesen Herrlichkeiten nichts; ihnen ist diese Gegend flach, wie sie selbst sind. Darauf sehen sie eine bunte Masse von Häusern, in denen man mit Kaffee handeln kann und mit Büchern und Papieren; das nennen sie Leipzig und bilden sich viel darauf ein.'

Ich muß sagen, daß mich diese Rede fast verdroß. Ich bin ein geborener Leipziger und habe, wie alle meine Mitbürger, und mit Recht, eine große Verehrung für meine Vaterstadt. Wer aber kann über solche Worte zürnen, wenn sie von den schönsten frischesten Lippen kommen, von Lippen, die ihn so liebevoll geküßt, von Lippen, die nur erst gesprochen: ‚Ich und all mein Land, wir sind von nun an dein'? Und gegen das alles braucht' ich nichts in die Wage zu legen als je nach sechs Tagen des Vergnügens einen Tag der Entsagung, einen Tag, der mir ohnedies nicht Langeweile bringen konnte, da es der lustige blaue Montag war.

Der lustige blaue Montag — mir raubte er die Lust meines Lebens.

O Schändlichster! Heut erfüllt das beste Weib deinen heißesten Wunsch, und morgen schon dankst du ihr mit Verrat! Ach, sie ahnte nichts von ihrem und meinem, also um so mehr ihrem Unglück, als sie mir das Tuch von den Augen nahm und über mein Erstaunen lachte, die Hände zusammenschlug und wieder lachte wie ein frohes Kind, indem sie zehnmal wiederholte: ‚Siehst du, was der heilige Christ meinem Kinde beschert? Siehst du, was der heilige Christ meinem Kinde beschert?'

Vor mir aber stand, mit unzähligen brennenden Weihnachtslichtern besteckt, jenes große schöne Haus, das ich als Kind schon zu besitzen gewünscht. An der Fassade des Hauses waren die herrlichsten Zieraten angebracht, und zwar, wie ich bald sah und roch, von dem gewürzigsten Pfefferkuchenteig, von Mandeln strotzend und Zitronat. Einen großen Pfefferkuchen gab sie mir zum Kosten; wie ich ihn breche, um ihn mit ihr zu teilen, hab' ich den Schlüssel zu dem Hause in der Hand; der Pfefferkuchen war in den Kaufbrief geschlagen.

Hier geriet der zweite Literat in große Bewegung. Wiederholt schlug er sich mit den Fäusten vor die Stirn, indem er mit kläglichem Tone rief: ‚Und all dies Glück mußtest du stören! Du selbst! Was du durch Mannesmut errungen, durch die erbärmlichste kindischeste Leichtgläubigkeit verlieren! Ach, mir selbst scheint es jetzt unglaublich! Blauer Montag! Blauer Montag! was für ein schwarzer Fleck bist du in meiner Geschichte!‘

‚Mußtest du Unseliger‘, fuhr der zweite Literat fort, ‚mußtest du Unseliger in den „drei Mohren“ vier Gläser Grog trinken? Daß du dem, der innen schwärzer ist als drei Mohren zusammengenommen von außen, daß du dem Straßburger, der nicht begreifen konnte, woher dir, dem armen Schneiderjungen, die feinen Kleider kamen, die elegante Equipage, der in seinem schwarzen Herzen um alles dieses dich beneidete, erzählen mußtest, wie du dazu gekommen! Mußtest du seine Einflüsterungen anhören? Mußtest du ihm nicht bei dem ersten zweideutigen Worte, welches deine Frau betraf, eine stechen? Beim zweiten ihn massakrieren? Nein! So renne ich wütend in meinen Wagen; wie mein Kutscher auf die Pferde schlagen muß, so schlägt im Wagen der Teufel, der mich reitet, auf mich; so stürz' ich aus dem Wagen, die Treppe hinauf; so zertrümmer' ich die Türe zu ihrem Zimmer in meiner Wut, so — Gott im Himmel! wie schnell kam mir die Besinnung zurück, da ich nun beschämt vor ihr stand, die erstaunt, dann schmerzlich zürnend zu mir aufsah! Gott im Himmel! wie strich die Reue wie mit einer Feile über mein Herz, wie sie von dem Sofa aufstand und, jeden Augenblick vom Schluchzen unterbrochen, ausrief: ‚So sei's Gott geklagt, wie du mir lohnst für meine Liebe! So sei's Gott geklagt, wie du mich stürzest in die Tiefe des Jammers! So sei's Gott geklagt, wie du mich zwingst, dich unglücklich zu sehen! So sei's Gott geklagt, wie du mich zwingst, dich zu lassen, ohne dir helfen zu können! Ach nur noch ein Jahr, einen Mond, einen Tag, eine Stunde nur, um mich deiner noch zu freun und dich zu trösten! Ich habe dir die Größe meiner Liebe nicht gezeigt, da du noch mein warst; das kränkt mich ewig, da es nun zu spät ist. Oh, zeige jeder dem Freunde seine ganze Liebe, jeden

Augenblick kann das Schicksal euch trennen, und dann bereut ihr's zu spät!'

So klagte sie, indem sie mich, der ich vor Schmerz keines Wortes mächtig war, hundertmal an sich drückte, immer heftiger, und mich endlich in die rechte Wange biß. Der Schmerz drang durch alle meine Glieder; ich verlor das Bewußtsein. Oh, wäre mir's nie wiedergekehrt! Als ich erwachte, war mir nichts geblieben als die Last peinigender Selbstvorwürfe. Die Bißwunde in meiner Wange hier unter dem Pflaster hat so wenig heilen wollen als die Wunden in meinem Herzen. Ich wurde später Hauslehrer bei einem reichen Kaufmann in Leipzig; da ich seine Kinder das Vaterunser lehrte, sagt' er: ‚Meine Kinder sollen keine Katholiken werden' und dankte mich ab. Die alte Desperation und der neue Ärger wirkten zusammen, und so ging auch ich unter die Literaten.

So endete der zweite Literat, wie der erste getan hatte, mit einem tiefen Seufzer. Und mit einem tiefen Seufzer begann seine Geschichte der dritte:

Geschichte des dritten Literaten.

‚Ich bin, wie ihr wißt, an zehn Jahre jünger als ihr, meine Jugend- und Leidensgenossen, mit denen mich an jenem verhängnisvollen Tage derselbe Schlag traf. Ich beginne aber meine Geschichte von einer frühern Zeit, von jener Zeit, wo ich von dem Totenbette meiner armen Pflegemutter in die Welt hinaus mußte. Ich wußte nur meinen Schmerz, bis der Hunger mich lehrte, auf dieser Welt gelt' es nicht, Vergangenes zu beklagen; hier gelt' es, in die Gegenwart sich zu schicken und dem Zukünftigen zu begegnen. Ach, für mich gab's kein ander Mittel, nicht Hungers zu sterben, als das Betteln. Solang meine Pflegemutter lebte, hatt' ich, so arm sie war, nie betteln müssen. Kein Wunder, daß ich den Mut dazu nicht finden konnte. In der kleinen Fleischergasse in der weltberühmten Stadt Leipzig geschah's, daß auf einmal ein Stimmchen neben mir sich vernehmen ließ: ‚Madame Müller! Madame Müller! Meine Mutter läßt Sie fragen, ob Sie morgen, wenn's schön wäre, mit betteln gingen?'

‚Komm herauf‘, sagte eine ältliche Dame, die zu einem Dachfenster herausſah, ‚komm herauf und bringe den Kleinen mit, der da neben dir ſteht.‘ Das Kind, ein kleines Mädchen, nahm mich bei der Hand, und ich, der ich nichts zu verſäumen hatte, folgte ihr willig und gern.

‚Sehn Sie nur‘, ſagte die Dame, indem wir in ein ärmliches Stübchen traten, das in ſeiner Art elegant genannt werden konnte, ‚ſehn Sie nur einmal, werteſter Herr Magiſter Kauderer, dieſen kleinen blonden Krauskopf. Aus ſeinen großen blauen Augen ſpricht viel Talent; freilich müßten die roten Backen wegfallen. Wenn er, wie mein geübter Blick mir ſagt, herren- und heimatlos iſt, könnt' ich mich entſchließen, ihn an der Stelle meines freundlichen Adelbert zu behalten, den der Tod mir aus den Armen riß, die ihm mütterliche geworden waren.‘

Und wirklich trat ich, nachdem ein Examen die Schärfe ihres Kennerauges belegt hatte, an jenes Adelbert Stelle. ‚Wie heißeſt du?‘ fragte Madame Müller. ‚Jakob? Der Name klingt nicht, rührt nicht; er iſt einer von jenen gleichgültigen Namen; von nun heißeſt du Theodor, mein Kind. Sieh, das iſt Belcolore, dies Ghismonda, dieſe Kleine Roſaurabella, talentvolle Anfängerinnen, die ſind nun deine Schweſtern.‘ Nach dieſem feierlichen Aktus fuhr Magiſter Kauderer fort, wo unſer Eintreten ihn im Vorleſen des „Sächſiſchen Trompeters“ geſtört hatte. Und zwar las er zunächſt von einem Paſcha mit drei Roßſchweifen, deſſen Namen er, ſooft derſelbe vorkam, mit ſolchem Reſpekt ausſprach, daß von dieſem Augenblick an der Wunſch in mir lebendig wurde, ein Paſcha von drei Roßſchweifen zu ſein, der mich nie wieder verlaſſen hat.

Dame Müller widmete mir einen großen Teil ihrer Zeit. Sie war ungemein von ihrer Kunſt eingenommen und ſuchte auch ihren Zöglingen dieſe Liebe zu derſelben beizubringen. Vormittag übte ſie uns in der Theorie, das heißt: wir mußten rührende Geſchichten erſinnen, wobei ſie durchaus nicht auf äußerſte Wahrſcheinlichkeit drang. Denn ſie ſagte: ‚Ich kenne tauſend Damen, darunter die feinſten, die im Theater oder beim Roman über die unwahrſcheinlichſten Leidensſituationen in Tränen zerfließen und beim wirklichen Elend kalt vor-

übergehen können. Es ist also nicht die Sache an sich selbst, die die Wirkung tut, sondern allein die Behandlung. Das weibliche Herz — und dieses kommt bei unserer Kunst vornehmlich in Betracht, da die Männer leichter geben als die Frauen und meist, ohne daß man Kunst anwenden müßte — das weibliche Herz ist so zart, daß das wirkliche Elend es nicht rührt, sondern beleidigt in seiner rohen, nicht durch Kunst gemilderten Erscheinung. Und daher, eben von dieser Geistigkeit, dieser Zartheit kommt es, daß das weibliche Herz sich öfter vor diesen Eindrücken verschließt, nicht aber von einer gewissen innerlichen Kälte, wie jene Weiberfeinde behaupten, die da annehmen, die Frauen besäßen nur Phantasie, aber kein Gemüt.'

Doch ich komme von diesen Äußerungen der Madame Müller, die wenigstens beweisen können, daß sie eine gebildete und denkende Künstlerin war, wieder zu meiner Geschichte selbst. Vormittag also wurden rührende Situationen erfunden und in Szene gesetzt, das heißt: die nötigen Zutaten von Gestikulation, Blicken, Seufzern, Tränen und dergleichen hinzugefügt. Der Nachmittag gehörte der Praxis. Meine Pflegeschwestern gingen schon ihre eigenen Wege; ich aber mußte, nachdem mein zu gesunder Teint durch Fasten etwas gemildert war, mit der Madame gehn. Da galt ich denn bei kinderlosen Frauen für eine Waise, die Madame Müller angenommen, weil ihr der Himmel die Erfüllung des heißesten Wunsches, ein eigenes zu haben, versagt. Bei Damen, die mit ihren Gatten im Zwist lebten, war ich das Kind eines rohen Menschen, der sie, meine Mutter, und mich im Trunke zu töten gedroht, weil er uns nicht mehr ernähren könne, und dergleichen. Sehr stolze Damen bat sie zu Gevatter und versicherte so lange, nicht Eigennutz, sondern außerordentliche Verehrung vor ihnen sei die Ursache, bis die gebotene Ablösungssumme ihr genügte. Ich würde nicht fertig werden, wollt' ich erzählen, wie sie aus der Geschichte derjenigen selbst, die sie um Hülfe ansprach, das Hauptmotiv der Geschichte nahm, die sie als die ihre erzählte. Dies fiel ihr leicht, da sie die Dienstmädchen, denen sie die Karte schlug oder die Kunden der Leihbibliothek von Ritter-, Räuber- und Geistergeschichten waren, die Madame Müller nebenbei hielt, auf

die pfiffigste Weise auszuhorchen und für sich zu stimmen wußte. Ich würde nicht fertig werden, wollt' ich erzählen, wie sie hier die Farben ihrer Schilderung nur hinhauchte, dort wieder mit markigem Pinsel auftrug, hier einen einzigen halbverhaltenen Seufzer spielen ließ, dort eine ganze Sündflut von Tränen bereit hatte, je nachdem sie wußte, was die Nerven der bestürmten Damen aushielten. Das einzige, was öfter unverändert wiederkehrte, war der Refrain: ‚Unsereins ist schlimmer dran wie ein Bettler; man leidet im stillen.'

Der Wohltätigkeitssinn der Leipziger ist bekannt; einer solchen Künstlerin konnt' es nicht fehlen.

Solang ich als Appendix der Madame Müller mich passiv verhalten konnte, tat es gut; wie ich mich auf eigenen Füßen bewegen sollte, zeigte sich bald meine gänzliche Unfähigkeit. Dazu kam, daß, nachdem ich einigermaßen an das Fasten gewöhnt war, meine Gesichtsfarbe wiederkehrte und mein ganzes Ansehen immer weniger zu meinem Berufe paßte. Sie pflegte mich hungern zu lassen oder körperlich zu züchtigen, wenn die Gaben, die ihr jene Geschichten einbrachten, ihr zu gering schienen. Das hatte im Anfang die von ihr wohlberechnete Folge, daß, während sie ihre Dichtungen vortrug, das Vorgefühl meines nahenden Ungemachs mir bittere Tränen erpreßte, wodurch ihre Bemühungen sehr gefördert wurden. Mit der Zeit aber wurd' ich fühllos, und weder das Vorgefühl noch das Ungemach selbst vermochten mehr, mich aus meiner apathischen Gleichgültigkeit zu scheuchen. Dame Müller hatte also Gründe genug, mit mir unzufrieden zu sein.

So stand ich um die Zeit, als ich euch kennen lernte, deren Unglücksgenosse ich später noch einmal zu werden bestimmt war, unter derselben oder noch schlimmern Tyrannei wie ihr. Und unser Träumen und gänzliches Vergessen der Außenwelt an jenem Frühlingsnachmittage verursachte auch in meiner Geschichte eine Katastrophe. Madame Müller empfing mich nicht mit tätlichen Bezeigungen ihrer Unzufriedenheit, wie ich gefürchtet hatte, sondern richtete mit dem feierlichen Ernste, den sie so sehr in ihrer Gewalt hatte, etwa folgende Rede an mich:

‚Lieber Theodor, ich halte es für meine Pflicht, ein ernstes Wort mit dir zu reden, ein Wort, dessen Notwendigkeit mich so sehr kränkt, als es dich nur irgend kränken kann, ein Wort, welches ich nicht mehr verschieben darf, will ich die Versicherungen der mütterlichen Fürsorge, welche ich dir oft getan, nicht Lügen strafen. Lieber Theodor, das Schrecklichste, was dem Menschen begegnen kann, ist, wenn er sich sagen muß: Du hast deine Bestimmung verfehlt; um so schrecklicher, je weiter er über das Alter hinaus ist, in dem man noch hoffen darf, mit Erfolg einen neuen Lebensweg einschlagen zu können. Noch bist du nicht über dieses Alter hinaus. Lieber Theodor, es kränkt mich, deine jugendliche Eitelkeit so zerschmettern zu müssen, wie ich doch muß, aber ich muß dir sagen: Du hast kein Talent zu der Kunst. Mit der rotbäckigen stumpfen Behaglichkeit, mit der du mir eben zuhörst, als ginge die Sache dich gar nicht an, wirst du nimmer zu der Objektivität der Darstellung hindurchdringen. Es gibt, wie du weißt, viele gute Menschen in Leipzig. Du bist nicht häßlich und hast etwas Wackeres in deinem Ansehen; vielleicht nimmt einer oder der andere dich als Laufjungen in den Dienst. Hältst du dich gut, kannst du mit der Zeit Markthelfer oder Hausknecht werden, am Ende deiner Lebensperspektive steht vielleicht — wer kann es wissen? — eine bürgerliche Nahrung. Unsere Nachbaren, der Schuhmacher Fintlein und der Schneider Heidermann sind beide willens, ihre derzeitigen Laufjungen fortzujagen. Es käme nun drauf an, was du werden möchtest: Schusterjunge oder Schneiderjunge?‘

Ich hatte sehr aufmerksam zugehört, sowenig ich auch den größten Teil ihrer Rede verstand. ‚Ach, Madame Müller‘, sagt’ ich in meiner Unschuld, ‚Schusterjunge mag ich nicht werden, Schneiderjunge auch nicht, aber ein Pascha von drei Roßschweifen möcht’ ich werden!‘

So sagt’ ich. Ich weiß nun nicht, glaubte Madame Müller wirklich, ich habe sie verhöhnen wollen, oder war sie der Gelegenheit froh, auf diese Weise mich loszuwerden. ‚Nein‘, rief sie, indem sie mich zornesrot am Arm ergriff und aus der Türe warf, die sie hinter mir verschloß, ‚eine solche Schlange will ich nicht länger an meinem Busen wärmen. Komm mir nie wieder vor meine Augen, undankbare Kreatur!‘

Lange stand ich weinend vor der Türe; sie öffnete sich mir nicht wieder. Weinend stolperte ich die vier Treppen herab. Wie ich aus dem Haustor ging, kam mir erst recht das Gefühl meiner nunmehrigen Verlassenheit; ich rang meine Hände und schrie, indem ich bitterlich weinte, unaufhörlich: ‚Ach, Madame Müller! Ach, Madame Müller! Ich will ja gewiß kein Pascha mit drei Roßschweifen werden; behalten Sie mich doch nur!‘

Während ich diese Worte unter den schmerzlichsten Tränen wiederholte, kam wie eine gute Fee Madame Flötenspiel die Gasse daher. Nachdem sie mich nach ihrer gutmütigen lebhaften Art über die Ursache meines schmerzlichen Gebärdens ausgefragt hatte, wobei sie an meinem blonden Kraushaar zupfte und mit der flachen Hand mir auf die Backen schlug, indem sie bald über mein Elend zu Tränen gerührt war, bald über meine naiven Ausdrücke sich tot lachen wollte, sagte sie: ‚Laß gut sein, Krausköpfchen, und weine mir nicht deine muntern blauen Augen krank! Ich will für dich sorgen, und wirst du so, wie dein Aussehen verspricht, wer weiß, was dann geschehen kann. In zwölf Jahren ändert sich gar manches.‘ Sie nahm mich mit sich nach Hause. Herr Nauplius, denn so hieß ihr damaliger Gatte, wohl dreimal so alt als sie, schien nicht sehr zufrieden mit diesem Zuwachs der Familie; aber sie verstand ihn so für mich zu gewinnen, daß er allmählich eine wirkliche Zuneigung zu mir zu fassen schien. So schlecht mir es sonst gegangen war, so gut ging mir es jetzt. Die besten Bissen wußte Madame Flötenspiel — lassen Sie mich meine Wohltäterin bei ihrem jetzigen Namen nennen — mir zuzuwenden. Und ebenso mütterlich sorgte sie für mein geistiges Teil. Ich lernte lesen, schreiben, rechnen, Französisch, Englisch, und lernte um so fleißiger, je mehr ich merkte, welch Vergnügen ich meiner Wohltäterin dadurch bereitete. Als ich mein fünfzehntes Jahr zurückgelegt hatte, gab mich Madame Flötenspiel bei Herrn Entenfraß, einem Kaufherren in der Petersstraße, in die Lehre. Ich kann den wundersamen Eindruck, den mein Herr Prinzipal, als ich ihn zum erstenmal sah, auf mich machte, nicht vergessen. Acht Kommis besorgten den Verkauf. Herr Entenfraß, ein ziemlich untersetzter, jedoch ungemein be-

weglicher Mann, schien zwecklos dazwischen in dem Gewölbe umherzusteigen. Mit einer gewissen, fast ängstlichen Unruhe, welche sich in beständigem Achselzucken aussprach, schob er den grünen Augenschirm, den er immer trug, bald auf diese, bald auf jene Seite. Dabei rief er von Zeit zu Zeit mit gellender Stimme: ‚Nummer eins, De-El-Em! Nummer zwei, De-El-Em!‘ und gestikulierte auf das seltsamste mit dem rechten Arm, dessen Hand mit einer Elle bewaffnet war. Die Bedeutung dieses Treibens blieb mir, solang ich Lehrling war, ein Rätsel. An dem Tage, mit dem meine Lehrzeit ablief, rief der jüngste Kommis mich in das Comptoir, wo ich Herrn Entenfraß samt seinen übrigen Leuten in einer magischen Dämmerung antraf. Es war eines Sonntags unter der Kirche. Die Fensterladen waren geschlossen, und das mystische Helldunkel rührte von der einsiedlerischen Flamme einer Comptoirlampe her. Herr Entenfraß begrüßte mich, indem er die Elle, die er in der rechten Hand als Kommandostab zu führen gewohnt war, vor mir senkte, eine Ehrenbezeugung, die mir bis dahin noch nie zuteil geworden war. Rings um Herrn Entenfraß standen die acht Kommis in feierlichem Schweigen, die Markthelfer hinter ihnen.

‚Da Herr Fischer‘, so begann Herr Entenfraß zu reden, ‚unsere bisherige Nummer eins, uns verläßt, wird Herr Schmidt, unsere seitherige Nummer zwei, in die eins vorrücken, die bisherige Nummer drei in die zwei und so fort. Und du, Theodor, wirst als Nummer acht in die Reihe dieser würdigen Männer eintreten. Und so wäre denn die Zeit, das ernste Geheimnis des De-El-Em dir aufzuschließen. Es gibt, werteste nunmehrige Nummer acht, es gibt Menschen, deren ganzes Streben dahin geht, mit Kaufleuten und Wirten wider den Willen dieser in Gütergemeinschaft zu treten. Dazu gibt es zwei Wege: den Weg des Borgens, ohne den Willen zu bezahlen, und den Weg des unmittelbaren Besitznehmens von einer Sache wider nicht allein den Willen, sondern auch wider das Wissen des bisherigen Besitzers. Beide Richtungen zählen in unserm Leipzig viele Anhänger. Und namentlich vor der zweiten mich zu wahren, ist mein Geschäft, während meine Kommis verkaufen, die Physiognomieen und Gebärden der oft nur vorgeblichen Kunden zu studieren. Find' ich etwas

Verdächtiges, so warn' ich die betreffende Nummer durch das so unbefangene und doch so vielsagende De-El-Em — die Anfangsbuchstaben der drei Worte: das L . . . r mauſt!

Und nun noch einiges Beherzigenswerte über den Stand, dem du angehörſt. Ein altes Sprichwort ſagt: Lieber zehn Neider als einen Mitleider. So laſſet uns froh ſein! Zeigt ſich der Neid im Verkleinern ſeines Gegenſtandes, in der Bemühung, ihn lächerlich zu machen, ſo fehlt es unſerm Stande nicht an Neidern. Wieviel Spottnamen hat der Neid anderer Stände für uns erfunden! oder glaubt er, erfunden zu haben! Denn wir würden, wenn wir ſie betrachten wollten, finden, daß wir ſolchen Spott uns leicht gefallen laſſen können, indem er nichts als eine Anerkennung iſt, die ſich im Ärger, daß ſie ſich nicht verleugnen kann, ſtellen will, als ſei ſie Spott.

So nennt man uns zuweilen Induſtrieritter. Sind wir es nicht? Wo liegt das Beſchimpfende? Ich kann es im Worte nicht finden. Hat man es im Ärger darüber erfunden, daß wir es ſchneller dahin bringen wie andere, Pferde kaufen zu können zu unſerm Vergnügen und auf dieſe Weiſe beritten zu werden? Wer belegt uns hauptſächlich mit dieſem Namen? Die ſogenannte gelehrte Kaſte, in unſerm Sinne oft: die geleerte. Was anders treiben denn aber ſie ſelbſt als Induſtrie? Der eine verkauft ſeine Überzeugung der Kirche oder dem Staate gegen eine jährliche Rente und macht in Aberglauben, der andere marktet mit dem Rechte, der dritte verkauft ſeine Gifte für Geld und arbeitet für den Totengräber, der vierte macht in Syllogismen. Induſtrie iſt alſo auch ihre Göttin; aber Ritter ſind ſie nicht. Wir ſind noch ein Echo jener fahrenden Ritter; während jene gähnend hinter dem Ofen hocken, bieten wir die mutige Bruſt den Winden, den Waſſern des Himmels und den Saugſtacheln hungriger Gaſtwirte auf der Reiſe. Während ſie, was die Zeit in ihrem Fortſchreiten bereits zertreten hat, zu traurigem Scheinleben wieder aufzubrüten ſich mühen, werfen unſere rüſtigen Hände die Weberſchiffchen von Land zu Land, von Meer zu Meer und weben dem neuen Geiſte ein neu Gewand, ziehen wir der Erde den Ringpanzer der Eiſenbahnen an zum Todeskampf mit tauſendjährigem Dunkel. Wir

wiegen und nähren den jungen Geist eines neuen, kräftigern Lebens auf unsern tätigen Armen, der, ein junger Herkules, noch in der Wiege die Schlangen Despotie und Geisteszwang zerdrücken wird. Und so schlag' ich denn dich, gegenwärtigen Theodor Espe, zu solchem Ritter! Theodor, du warst bis heute Lehrling; Herr Espe, von nun an sind Sie Kommis!'

Herr Entenfraß zitterte vor Begeisterung, als er mit der Elle meine Schulter berührte. Es war ein feierlicher Augenblick. —

Die nächsten Jahre bieten meiner Geschichte nichts, als daß ich von Nummer acht zu Nummer eins emporstieg. Madame Flötenspiel konnte ihre wachsende Neigung zu mir nicht bergen, und es war kein Zweifel, daß ich, sowie Herr Nauplius, der bereits vor Schwindsucht in seiner eignen Haut wie in einem Burnus einherging, das Zeitliche segnete, der Mitbesitzer ihres bedeutenden Vermögens werden würde. Nicht vergessen darf ich, daß ich in dieser Zeit für acht gute Groschen zu Mittage aß, beständig das Eleganteste auf dem Leibe trug, vier Dutzend der feinsten Hemden von schlesischer Leinwand besaß, daß ich Konzerte und Theater besuchte, über alles sprechen konnte, daß ich die Ritterpflicht nie versäumte, wenn ich mit meiner Prinzipalin und ihren Töchtern in einem Kaffeegarten oder auf einem Balle zufällig zusammenkam, sie auf das galanteste zu unterhalten. Sie waren stolz auf mich und konnten es sein, denn Urteile wie: Schiller führt uns aus uns heraus, Goethe führt uns in uns hinein — was man auch umgekehrt sagen kann — Redensarten und Ausdrücke wie: objektiv und subjektiv, absolut und relativ, Sauerstoff, Stickstoff, Wasserstoff, Kohlenstoff, die höhere Ironie und dergleichen haschten sich auf meinen Lippen. Dabei schwärmt' ich für die Menschheit wie Marquis Posa, und wo zum Besten Armer, Abgebrannter und dergleichen getanzt oder Konzert gehört wurde, da war ich nicht der letzte und schonte weder Füße noch Ohren. Dieses Schwärmen gab mir etwas Interessantes, Schmachtendes, vornehm Abgestandenes; dazu die unendliche Bescheidenheit, die ich immer besaß und noch besitze — kurz: ich war der liebenswürdigste und vollkommenste Jüngling, den das Königreich Sachsen seit Jahrhunderten hervorgebracht hatte.

Eines Tages – es war in der Ostermesse – trat eine schlanke schöne Dame in persischer Tracht in Herrn Entenfraßens Gewölbe. Sie wandte sich an mich; ich mußte ihr das zeigen und jenes; sie ließ, was sie kaufen wollte, beiseitelegen und gab es ihren Begleitern, einem schwarzen Sklaven und einer weißen Sklavin, die es nach Hause bringen sollten. Dann nahm sie den Schleier ab, verbeugte sich und verließ mit ihren Domestiken das Gewölbe. Wie vom Blitz getroffen stand ich da. Solche Schönheit hatt' ich nie gesehen, nie geahnt. Mit nie gefühlter Wonne durchschauerte mich ihr Lächeln. Ich sah die blendendweiße Stirn mit den dunkelschwarzen Bogen der Brauen, die feinste Adlernase zwischen zwei dunkeln Sonnen, den schmalen zarten Mund, das lieblich gerundete Kinn, den vollen und doch so zierlichen Wuchs, ich sah diese Reize lange noch, nachdem ihre Besitzerin den Laden verlassen und neu eingetretene Kunden verwundert vor mir standen, daß ich, sonst die Gewandtheit, die Gesprächigkeit, das Leben selbst, ein steinernes Bild geworden schien.

Mit Schrecken fiel mir plötzlich ein, daß die Dame mich nicht bezahlt hatte. Herr Entenfraß war verreist; wie sollt' ich vor ihm bestehn, dem er alles anzuvertrauen gewohnt war! Es war keine Kleinigkeit, was die Waren, die sie gekauft und mitgenommen, betrugen; es war eine Summe von mehr als tausend Talern. Meine einzige Hoffnung war, die schöne Perserin werde sich erinnern, daß sie mich nicht bezahlt, und das Geld entweder selbst bringen oder schicken, eh' Herr Entenfraß zurückgekommen sein würde.

Und wirklich hatt' ich mich nicht getäuscht. Acht Tage nachher kam sie wieder mit ihren beiden Begleitern. Ihre Stimme klang mir nun doppelt wie die süßeste Musik, da sie sich entschuldigte, in der Zerstreuung das Bezahlen vergessen zu haben; sie nahm noch mehre Waren heraus, dann bezahlte sie diese und die vorigen mit. Und wieder nahm sie den Schleier ab, eh' sie ging, und wieder stand ich regungslos wie eine Bildsäule; der Markthelfer, der mich erinnerte, das Geld einzustreichen, das leicht, ohne daß ich es gemerkt haben würde, jemand hätte hinwegnehmen können, mußte mich wecken wie aus dem tiefsten Schlafe.

Von Madame Flötenspiel kam eine Einladung auf den Abend. So dankbare Gesinnungen ich gegen sie hegte, so war in meiner Seele ihr Bild durch das der Fremden dennoch völlig in den Hintergrund gedrängt. All meine Gedanken, all meine Empfindungen schwärmten wie Bienen um die Blume jener wundervollen Reize. Ob ich sie wiedersehen werde? Ob und wie sie meiner denke? Diese und tausend ähnliche Fragen wandten trotz allen Widerstrebens meine Gedanken immer von neuem von meinem Geschäfte ab, daß ich froh war, wie die Stunde des Gewölbschlusses schlug. Kaum konnt' ich vor Unruhe die gewählte Toilette machen, die Leipzigs Damen an mir zu bewundern gewohnt waren. Ohne eigentlich zu wissen, wohin ich wollte, verließ ich meine Wohnung so im Träumen, daß erst der ungeheure Lärm, aus dem Rasseln des Dampfkarussels, dem Brüllen der Löwen, dem Aborgeln schauderhafter Mordtaten und unzähligen andern Elementen gemischt, mich lehrte, daß der Weg, den ich unwillkürlich verfolgt, unter die Buden führe, in die lärmende Stadt der Vagabunden, die mit Anfang der Messe wie ein Pilz aufschießt und vier Wochen darauf wie in die Luft zerstoben scheint.

‚Friede sei mit Euch!' sprach eine Frauenstimme zu mir. Ich sah auf und erblickte — denkt euch mein Staunen, meine Freude! — die Begleiterin des Inbegriffes meiner Wünsche. ‚Allah sei gepriesen, der mich in Euern Zügen lesen läßt, daß die Befürchtungen meiner Gebieterin vergebens gewesen sind —'

Mein Entzücken ließ sie nicht ausreden. ‚Oh, daß ich alle Befürchtungen Ihrer und meiner Gebieterin zu tilgen vermöchte, wenn es anders möglich ist, daß Befürchtungen einem so vollkommenen Wesen haben nahen können, als Ihre und meine Gebieterin ist!'

Die Sklavin zeigte mir ebensoviel Freude, als sie in den meinen bei Erwähnung ihrer Herrin gelesen haben mochte.

‚Reden Sie!' fuhr ich fort. ‚Sprechen, befehlen Sie! Was kann ich tun, ihres Anblickes würdig zu werden, ohne den ich, ich fühl' es zu gewiß, nicht mehr leben kann.'

‚Allah ist groß!' rief sie aus. ‚Wisset, daß die liebenswürdigste Prinzessin der Welt, Sonne des Lebens genannt, so sehr nach Euerm An-

blick schmachtet, daß die Perlen ihrer Gazellenaugen nicht mehr über Rosen rollen, sondern über Lilien. Schlaflose Nächte haben die Sonne in einen Mond verwandelt, der in Tränenwolken badet.'

Während die gute Sklavin also sprach, lenkte sie ihre Schritte nach dem Königsplatze zu, über den Königsplatz dahin, die Zeitzer Straße entlang; wir waren am Härtel'schen Palais angekommen, als sie stehen blieb und in die Hände schlug. Da öffnete sich die Türe, der Schwarze, den ich schon zweimal in der Begleitung der schönen Perserin gesehen, ließ uns eintreten und verschloß wieder hinter uns die Türe.

Eine silberne Treppe mit goldenem Geländer führte mich die Sklavin hinan; zu beiden Seiten der Treppe standen ungeheure brennende Wachskerzen. Die Düfte von Moschus und grauem Ambra zogen in Wolken durch die weiten Räume des schönsten aller Paläste. Ich staunte, indem ich bei mir sagte: ‚Ist das nicht, als würd' ein Märchen der Tausendundeinen Nacht lebendig?' Wirklich, meine Freunde, ich war nahe daran zu zweifeln, daß, was mir begegne, Wahrheit sei, daß ich nicht träume oder im Fieber phantasiere. Jetzt sprangen zwei Flügeltüren auf, und wir traten in einen Saal von unzähligen Säulen gestützt, die hohen Palmbäumen glichen. Die Kuppel schien aus einem Smaragd geschnitten, und seine Farbe war dieselbe wie die des Himmels, der durch die großen offenen Fenster von allen Seiten sichtbar war. Mitten in dem Saale drängte ein großer Springbrunnen seine Wassersäule fast bis zur Decke der Kuppel empor; seine Wogen, in tausend blinkende Sterne zerbrochen, weckten, in das Silberbecken zurückfallend, die süßesten Cymbeltöne. Ich stand und wagte kaum zu atmen. Nun nahte von außen Musik, eine andere Türe sprang auf, und herein traten in schöner Ordnung zwanzig schwarze Verschnittene mit gezückten Säbeln, prächtig in goldbrokatene Gewänder gekleidet. Darauf folgten ebensoviel der schönsten Sklavinnen mit Saitenspielen, die sie auf die lieblichste Weise rührten. Und nun kam Sonne des Lebens selbst in ihrer Wunderschönheit. Noch einmal zwanzig Frauen, auf Hoboen blasend und sanften Flöten, beschlossen den Zug. Die schwarze Dienerschaft reihte

sich hinter dem Tisch, an den Sonne des Lebens sich setzte, nachdem sie mich auf das anmutigste willkommen geheißen und eingeladen hatte, mich zu ihr zu setzen. Die Sklavinnen umgaben uns, bald in den lieblichsten Tänzen ihre Reihen verschlingend, bald in den ergötzendsten Gruppen geordnet. Sonne des Lebens schnitt derweile den saftigsten Apfel in der Mitte durch und gab die eine Hälfte mir, dann schenkte sie selbst den kühlen Wein in eine Schale, neigte sich vor mir und trank. Nun reichte sie die Schale mir, indem sie mit der süßesten Stimme sang, wobei die Sklavin, die mich hierher geführt, sie auf der Laute begleitete.

‚Sonne,' dies war der Sinn der Verse, die sie sang, ‚Sonne des Lebens nennen sie mich; aber du bist die Sonne und ich das Leben, das ohne die Sonne sterben muß. Bin ich Sonne des Lebens, so mußt du Leben der Sonne heißen.'

Ich trank, nachdem ich mich gegen sie verneigt, und sang zu den Tönen, die die Sklavin auf der Laute anschlug:

‚Du bist die Sonne; ich will der Mond sein, der dich liebt und dir ewig folgt.'

‚Bist du der Mond,' entgegnete Sonne des Lebens, ‚bist du der Mond, so nimmt von nun die Sonne ihr Licht vom Monde, nicht mehr der Mond sein Licht von der Sonne; denn ohne dich bin ich dunkel, und meine Strahlen verlöschen in den Tränen der Sehnsucht, die ich um dich weine.'

Schon beim Beginnen dieses Verses waren Tränen aus ihren Augen gestürzt; nun erhob sie sich und eilte wie außer sich auf mich zu; indem sie ihre Arme um mich schlug, ward sie ohnmächtig. Kaum, daß ich sie nicht fallen ließ und selbst hinsank! So bebten alle meine Lebensgeister vor der Übermacht dieser Seligkeit.

Als sie wieder zu sich kam, sprach sie: ‚Süßes Leben, das ich endlich in den Armen halte, so bin ich nun dein mit allem, was mein ist; nicht der Gedanke eines Gedankens, nicht der Hauch eines Hauches in mir, der nicht dein wäre, die ich der Schatten deines Schattens bin! Weh mir, daß ein unerbittliches Verhängnis sechs Tage in der Woche mich dir und mir selbst entrückt! Jede Woche findest du mich

an diesem Tage hier, bis die Sonne des künftigen Tages uns wieder für sechs, sechs lange Tage trennt. Aber schwöre mir erst: ein Geheimnis sei unsere Liebe! Der Hauch, der einem fremden Ohre das mindeste von ihr verrät, verlöscht uns die Kerze süß-ewigen Liebesglückes.'

Ich schwor. Darauf setzten wir uns wieder an unsere Plätze; sie schenkte ein; wir aßen, tranken und sahen uns in die seligen Augen. Auf einen Wink von Sonne des Lebens machten die Tänzerinnen eine Pause; ihre Lieblingin rührte allein die Laute, und die Schönste selbst begann ohngefähr folgendes zu singen:

‚O Schmerz, sechs Tage getrennt zu sein; sechs Jahre werden sie mir scheinen, der Tag des Wiedersehens, ach, nur ein Augenblick.

So lange du mich küssest, scheint mir die Zeit stillezustehn; ach! aber sie scheint es nur und eilt mit verdoppelten Schritten.

So lang du mich in deinen Armen hältst, fühl' ich, daß ich glücklich bin; sowie du mich lässest, wird mir bang.

So lang dein Herz mich drückt, bin ich gesund; dann aber drückt mich das meine, und ich kranke zum Tode.

Nur dann wär' ich gesund, hätt' ich das Gift deines Mundes, an dem ich kranke, beständig an meinen Lippen; nur dann wär' mir leicht, ruhte immer die Last deines Hauptes drückend auf meinem Nacken; nur dann wär' ich frei, läg' ich immer in den Rosenketten deiner pressenden Arme.

Süßes Leben, unser Glück ist die Rose, aber Schweigen heißt der Zweig, der sie trägt.

Und wie wonnig ist's zu wissen, daß wir uns lieben; zu wissen, daß nur wir es wissen, daß wir uns lieben!

Mein Glück und dein Glück sind wie ein Antilopenpaar gelagert. Darum schweige, mein Leben! Sprichst du ein Wort, so schrickt es auf und flieht, wo du es nimmer wiedersiehst.

Tränen stürzen aus seinen großen Augen, wenn es dich fragt: Da wir spielten, warst du so glücklich; warum verscheuchtest du uns?

Denk' ich, du könntest nicht schweigen, so wird mir bang; die Schatten trüber Zukunft verschlingen mir den Tag der heitern Gegenwart.

Drum lass' uns hingehn, wo wir ungesehen uns fassen und uns umfangen halten, solange die Nacht uns beide umfangen hält.

Den pressenden Armen glaubt die Liebe mehr als dem Munde; dem Munde glaubt die Liebe mehr, wenn er küßt, als wenn er spricht.'

Damit stand sie auf, nahm mich bei der Hand und führte mich in das schönste Schlafzimmer, welches man sich denken kann. So sehr wir eilten, so lange währt' es, bis wir es erreichten, weil wir uns bei jedem Schritte küssen mußten. Das Lager war weich, Wolken von Wohlgerüchen umschwammen es; von ferne klang das Saitenspiel der Sklavinnen und süße Wettgesänge, dazwischen säuselte das Klingen der Wassertropfen auf dem silbernen Becken vom Saale her.

Mein Glück war zu groß, als daß es hätte dauern können. Und von seinem höchsten Gipfel mußt' ich fallen hinab in die Tiefe des Harms. Derselbe Tag, an dessen Morgen die teuerste Hand das Dekret des Sultans mir übergab, mittelst dessen ich zum Pascha von drei Roßschweifen ernannt war, an demselben Tage verlor ich Geberin und Gabe. Ach! sie ahnt' es wohl! Eh' ich von ihr ging, umfing sie mich so innig, als wollte sie mich erdrücken, und biß mir das Stück aus der Oberlippe, weswegen ich den Schnauzbart tragen muß.

Noch desselben Tages führte mich mein Weg an dem Hause des Herrn Nauplius vorbei. Ich sah mehre schwarzgekleidete Männer ins Haus treten; die Erinnerung an die süßeste Nacht, denn jede letzte war die süßeste, beschäftigte mich so, daß mir nicht einfiel, der Todesfall, den die Anwesenheit dieser Schwarzgekleideten verkündete, könne die Familie betroffen haben, der ich soviel Dank schuldete. Daran wurd' ich erst erinnert, da Madame Flötenspiel am Fenster erschien. Sowie sie mich sah, öffnete sie das Fenster und sagte: ‚Ich sehe wohl, daß Sie wenig Zeit für mich haben; bedenken Sie aber, wie sehr ich jetzt eines Freundes bedarf, so schenken Sie mir doch vielleicht den kurzen Augenblick, um den ich Sie bitte.'

Sie sprach diese Worte mit dem Ausdruck unverkennbaren Schmerzes; ich sah nun erst, wie unrecht es war, wie undankbar, eine solche Wohltäterin so ganz zu vernachlässigen, wie ich mir vorwerfen mußte,

gegen Madame Flötenspiel getan zu haben. Und mit dem festen Vorsatze, was ich versäumt, nachzuholen, insoweit es geschehen könne, ohne Sonne des Lebens Rechte auf mich zu kränken, ging ich hinein.

Madame Flötenspiel führte mich schweigend an die Leiche des Herrn Nauplius und ebenso wieder zurück. ‚Er war mir ein Vater', sagte sie, und ihre verweinten Augen straften diese Worte nicht Lügen. ‚Dennoch gilt', fuhr sie fort, ‚mein Kummer nicht ihm allein; die Hälfte meines Kummers gehört einer Hoffnung an, die ich zugleich mit meinem Gatten begraben muß.'

So sprach Madame Flötenspiel, und ihre krampfhaft aufzuckende Brust wiederholte das Gesprochene. Was sollt' ich entgegnen? Ich verstand nur zu gut, was sie meinte. Und hätt' ich's bei jener Äußerung nicht verstanden, so mußte das, was folgte, das Verständnis mir eröffnen. Sie sah mich einige Augenblicke ernsthaft an, dann, wie sie sah, daß sie mich traurig gemacht hatte, mühte sie sich, in das launige Wesen zu fallen, das sie so gut kleidete. ‚Sag' mir nur, Krausköpfchen', sagte sie, ‚wo du dich jetzt herumtreibst. Seht nur, welch ernsthaftes Gesicht er macht, damit ich die Lüge glauben soll, die er vorbringen will! Und er weiß es nur zu gut, daß ich mir noch Schlimmeres von ihm gefallen lasse als solche Falschheit, wenn ich ihn nur sehen kann. Er weiß zu gut, wie ich mich vor zehn Jahren in ein kleines Krausköpfchen verliebte, in ein irreflatterndes verwaistes Vögelein, daß ich's an den Busen nahm und wärmte und ihm mein Herzblut gegeben hätte, wenn dem Schalk damit gedient war; nun fliegt mir's fort und sieht nicht mehr nach mir.'

Bei den letzten Worten hatte sie die vergebliche Bemühung, ihre Empfindungen unter dem launigen Wesen zu verstecken, aufgegeben, und nun rächten jene sich für den Zwang, den sie ihnen angetan, durch Verdoppelung ihrer Gewalt.

Ich habe kein besseres Herz gekannt als das der Madame Flötenspiel; zudem macht es doppelte Wirkung auf uns, sehen wir einen Menschen so recht traurig, den wir nur froh gesehen und von dessen Persönlichkeit wir kaum die heitere Laune trennen können; vorzüglich aber war es der Vorwurf, der für mich sowohl in ihren Äußer-

rungen als eben in der Art, mit der sie getan wurden, lag, was mich auf das heftigste erschütterte.

‚Ihre Äußerungen', entgegnete ich und mühte mich nicht, meine Bewegung zu verbergen, ‚lassen mich besorgen, daß Sie mich des schändlichsten Lasters fähig halten, welches ich mir denken kann.'

‚Wer sagt das?' sprach Madame Flötenspiel. ‚Hab' ich gesagt, ich halte Sie eines Lasters fähig? Hab' ich Ihnen hülfreich werden dürfen, so muß mir das eine Freude bleiben; aber ein Recht gibt mir's nicht über Sie, es müßte denn das Recht sein, daß ich mir's nicht von Ihnen wehren lasse, Ihre Mutter ferner zu bleiben. Können Sie einen Vorwurf in dem, was ich sagte, finden, da Sie wissen, daß ich Sie auf keine Weise kränken will?'

Ich war im Begriffe zu antworten. Madame Flötenspiel, die kein trauriges Gesicht sehen konnte, versuchte nochmals jenen scherzenden Ton. Die Herzensgüte, die sich darin zeigte, vermehrte nur meine Bewegung.

‚Glaubst du denn, Krausköpfchen', sagte sie, indem sie mich am Haare zupfte, ‚ich wüßte nichts von der Prinzessin am Zeitzer Tor?'

Ich Unseliger nahm in meiner Verwirrung diese Worte, mit denen sie, wie man zu sagen pflegt, auf den Busch schlug, für baren Ernst, und so mußt' ich glauben, sie kenne das ganze Verhältnis. ‚Wissen Sie — ?' wollt' ich voll Erstaunen fragen. ‚Alles!' unterbrach sie mich. Aber ich hätte auf ihrem Gesichte lesen müssen, daß sie überrascht war, wenn nicht ein böser Genius mich blind und taub gemacht hätte, nur — leider! — nicht stumm. ‚Glauben Sie mir', rief ich, ‚alles will ich tun, was Sie wünschen! Ich weiß, wieviel ich Ihnen schulde; nur von Sonne des Lebens zu lassen verlangen Sie nicht von mir! Nur das —' Ach! einen Augenblick zu spät kam ich zur Besinnung; das unselige Wort war gesprochen — wie ein Wahnsinniger schrie ich auf — wie ein vom Blitz Getroffener stürzt' ich nieder.

Madame Flötenspiel knieete nieder zu mir, der sich am Boden wand wie ein Verzweifelter. ‚Beruhige dich doch, armer Schelm', sagte sie, weinend aus Mitleid mit mir; ‚hast du das Mädchen lieb und ist sie gut, so heurate sie doch; du weißt ja, was ich besitze, ist dein. Be-

ruhige dich doch nur! Ich will ja weiter nichts von dir, als nur manchmal dich sehen. Beruhige dich doch nur, armer Schelm! Beruhige dich doch nur!'

Ich hatte nur Sinn für meinen Schmerz. Fort rannt' ich.

Den nächsten Sonnabend abends war ich unter den Buden; es zeigte sich keine Sklavin, mich zu Sonne des Lebens zu führen. Ich lief an das Härtel'sche Palais; es war und blieb verschlossen. Ich mietete ein Zimmer in der Nähe. Ich wurde ein Ritter Toggenburg. Herrn Entenfraß, Madame Flötenspiel hatt' ich vergessen; Tag und Nacht stand ich lauschend an meinem Fenster oder rannte wie wahnsinnig um das Palais herum. Vergebens; es öffnete sich mir nie wieder. Und nun frag' ich euch, hatt' ich weniger Grund als ihr, unter die Literaten zu gehen?'

So beschloß der dritte Literatus mit einem tiefen Seufzer seine Erzählung."

Fortsetzung der Liebesgeschichte:
Zu stille Liebe.

„Während der letzten Worte des dritten Literaten war ein Gast hereingetreten, den ich um diese Zeit hier nicht erwartete. Es war Herr Jammerdegen; mit ihm kam eine bleiche kranke Mannsgestalt. Beim Anblick des Bleichen fuhr mir's wie ein Schwert durch meine Seele. Diesem also konnte Fides mich aufopfern? Und warum? Weil er unglücklicher schien als ich? So war es nur das Erbarmen eines Engels gewesen, was ich für Liebe hielt. Und dies Erbarmen wandte sich von mir, da es einen Bedürftigeren fand. Gott im Himmel weiß es, daß mich nicht reizt, was tausend andere verführen kann: Geld, Ruhm, Wollust, Macht; was ich schon als Kind ersehnt, was noch heute mein heißer alleiniger Wunsch auf dieser Erde ist, ein Herz, unbedingt mir hingegeben wie ich ihm, das also hatt' ich verloren oder — nie besessen! Freilich hatt' ich ja nie ein Wort davon zu ihr gesprochen. Hatten wir denn aber nicht auf jenes Kindes Lippen den Verlobungskuß geküßt? Hatte mein Aug' nicht durch das Aug' des Kindes, nicht mein Mund durch den Mund des Kindes

um sie geworben, ihr Auge, ihr Mund auf demselben Wege das beseligende Ja mir gesandt?

Herr Jammerdegen nahm neben mir Platz, sein Begleiter mir gegenüber. Die drei Literaten sprachen von den Hoffnungen, die durch jene Gerüchte in ihnen erweckt waren, andere sprachen anderes; ich fuhr fort in meinem Selbstgespräch. Herr Jammerdegen, der bis jetzt nach seiner Weise auf dem untersten seiner blanken Frackknöpfe die Augen hatte ruhen lassen, wandte sich endlich zu mir und sprach, und mit jedem Worte wurd' er freundlicher:

‚Ich habe schon öfter das Vergnügen gehabt, Sie zu sehen, Herr —' er nannte meinen Namen. ‚Ich heiße Jammerdegen und bin, wie Sie wohl wissen werden, Buchhändler, Buchdruckereibesitzer, Stadtrat, Kirchenvorsteher, Ersatzmann beim Landtage und dergleichen. ‚Er präsentierte mir seine goldene Dose: ‚Darf ich —? Wiewohl, was ich mit Ihnen zu sprechen habe, eigentlich nicht hierher gehört — Sie haben meiner Tochter das Leben gerettet und lieben sie, wie ich recht gut weiß, obschon Sie mich es nie haben wissen lassen. Fides hat erklärt, sie könne nur mit Ihnen glücklich sein. Ich will ihrem Glücke nicht in den Weg treten; ich kenne sie zu gut, als daß ich glauben sollte, eine Laune, die mit den Flitterwochen schwindet, spreche aus ihr. Sie sehen, daß ich keiner von den grausamen Vätern bin, deren ich selbst einige verlegt habe. Ich hoffe, Sie kennen mich nun. Ich heiße Jammerdegen und bin, wie Sie wohl wissen werden, Buchhändler, Buchdruckereibesitzer, Stadtrat, Kirchenvorsteher, Ersatzmann beim Landtage und dergleichen. Drum wünscht' ich aber nun auch, daß mein künftiger Schwiegersohn Ruf hätte, eine Notabilität wäre. Haben Sie etwa ein Manuskript liegen? Bringen Sie mir's morgen. Ich will's verlegen. Und wenn ich's verlege, so ist Ihr Ruf gemacht. Wir Buchhändler sind's, die aus den Schriftstellern etwas machen.'

So sprach Herr Jammerdegen. Was ich empfand! Wie alle Seligkeit gegen meinen Zustand im Preise fiel! —

Ein Donnerschlag oder ein Erdstoß zitterte unter unseren Füßen dahin. Herr Jammerdegen ward zusehends größer; die Schöße seines Frackes dehnten sich und wurden zum Königsmantel; in unbeschreib-

licher Majestät stand er da. Vor Erstaunen wie betäubt begann ich: ‚Verehrtester Herr Buchhändler, Buchdruckereibesitzer, Stadtrat, Kirchenvorsteher, Ersatzmann Jammerdegen —‘

‚Jamadagni!‘ entgegnete mit majestätischem Lächeln der Angeredete, ‚Jamadagni, der königliche Weise, der Enkel Brahmas, der durch seine Inkarnation als Leipziger Buchhändler den Fluch löste, der Vasantasena, seine und der göttlichen Urvasi Tochter, jahrhundertelang von den geliebten Schwestern trennte, weil diese Chyavana, den die weißen Ameisen überbaut, mit Kusagras die heiligen Augen verletzt.‘

Staunt' ich schon über die Veränderung, die mit Herrn Jammerdegen vorgegangen war, so wußt' ich noch weniger, was ich denken sollte, wie die Straße draußen, von unzähligen Fackeln beleuchtet, ein Schauplatz der wundersamsten Aufzüge wurde. Fast zugleich kamen von verschiedenen Seiten her vier edelgestaltete verschleierte Damen, die eine auf einem weißen Elefanten, die andere in einem Wagen von Schwänen gezogen, die dritte auf einem mit Glöckchen behangenen Kamel, die vierte auf einem weißen Zelter von außerordentlicher Schönheit. Ich will gar nicht reden von den goldstoffenen Sätteln und Decken; ich würde vergebens ihre Pracht zu schildern übernehmen. Die zwei ersten Damen trugen indische Fürstengewande, die dritte zeigte sich in persischer Prinzessinnentracht, die vierte war angetan wie Chriemhild in den Nibelungen. Hinter ihnen ein Gefolge von Brahminen und Bajaderen, von schwarzen und weißen Sklaven und Sklavinnen und altdeutschen Jungfrauen, Pagen und Rittern, alle auf das herrlichste geschmückt und beritten.

‚Vasanta!‘ ‚Hildeswinth!‘ ‚Sonne des Lebens!‘ schrieen die drei Literaten zugleich auf, unvermögend vor freudigem Schreck, ihre Sitze zu verlassen. Die Damen waren unterdes mit Hülfe des Gefolges von ihren Tieren herabgestiegen und lagen lange und sprachlos sich in den Armen. Jetzt traten sie herein und knieeten vor dem königlichen Weisen, der sie segnete und umarmte. Drei von den vier Damen eilten nun auf die Literaten zu, die vierte, die edelste Gestalt, die je ein Auge gesehen, die schlanken Glieder in Purpur gehüllt, auf dem unzählige Perlen prangten, einen Kranz der lieblichsten Blumen in der

weißen Hand, nahte sich mir; sie schlug den Schleier zurück; der himmlische Friede selbst lächelte mich an aus großen braunen Augen — es war Fides! Sie trat nahe zu mir, über ihre Wangen ergoß sich das süßeste Rot, als sie den Kranz mir auf das schwindelnde Haupt drückte. Wir sanken beide in die Kniee; unsere Stirnen berührten sich; keines aber sah das andere durch den Schleier der unaufhörlich quellenden Freudentränen. Von dem Tische der Literaten her rauschten Küsse und das Achzen des höchsten Entzückens. Über uns schwebte die segnende Hand Jamadagnis, die Wände der Restauration wichen zurück und dehnten sich in unübersehbarer duftender Grüne, die Decke hob sich und streckte sich unendlich und wunderblau über uns hin — ich sank zurück vor dem Übermaß der Wonne, eine Ohnmacht deckte ihre kühlen Schleier über mich hin.

Zum zweitenmal erwacht' ich in ganz fremder Umgebung. Es schien mir eine Stube über der Restauration des Herrn Walderich, in der ich, wie ich mich zu erinnern glaubte, früher schon einmal übernachtet hatte. Wie war ich hierher gekommen aus dem Palmental? Wo war Fides, wo Jamadagni, der königliche Weise, wo waren die drei wunderschönen Damen, wo die drei Literaten hingekommen? Ich stand auf und trat ans Fenster; drüben die Firma: Hahn'sche Verlagsbuchhandlung, weiter vorn die Post — ich hatte mich nicht getäuscht. Im Kopfe war mir's düster wie nach einer durchschwärmten Nacht. Ich zog mich an und ging hinunter in die Restauration. Ich fand Herrn Walderich allein.

‚Sagen Sie mir doch um des Himmels willen', fragt' ich, ‚wo der königliche Weise Jamadagni hinkam, nachdem ich die Besinnung verloren hatte vor übergroßer Freude? Wo die vier Prinzessinnen, die auf Elefanten, Kamelen, Schwanenwagen und Rossen gestern kaum hier eingezogen waren?'

Herr Walderich sah mich voll Erstaunen an; dann sagt' er: ‚Elefanten — Kamele — Jama —?'

‚Jamadagni', ergänzt' ich, ‚der in seiner Inkarnation Jammerdegen hieß und —'

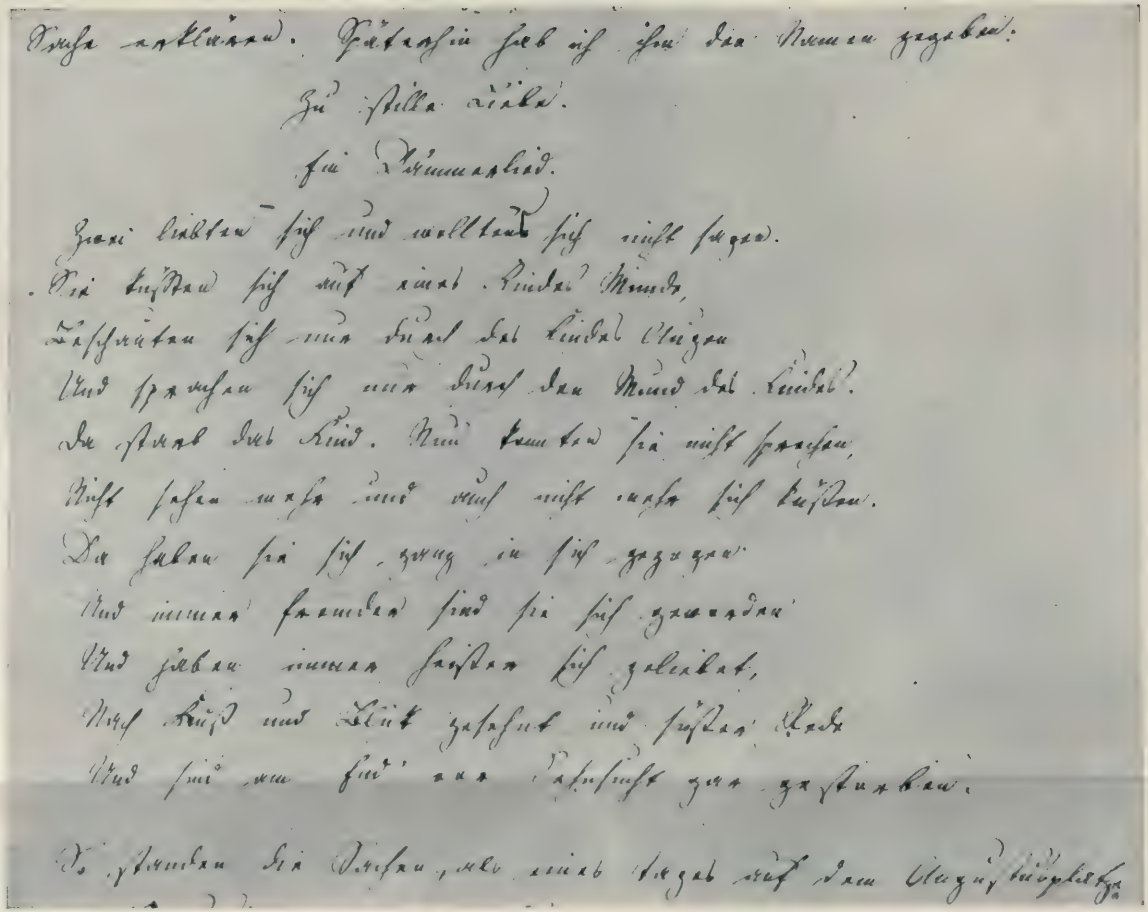
‚Jammerdegen — ach so', entgegnete Herr Walderich, ‚Sie meinen

den reichen Buchhändler, der gestern, vom Regen überrascht, mit seinem Schwiegersohn hier eintrat.'

‚Schwiegersohn?' fragt' ich. ‚Sie reden da Dinge, die ich nicht verstehe.'

Herr Walderich zeigte mir im Tageblatte eine Verlobungsanzeige: Fides! —

Einige Wochen nachher kam in der Liste der Getrauten: ‚Jungfrau Fides, eheleibliche einzige Tochter des Herrn Gottlieb Daniel Jammerdegen, Buchhändlers, Buchdruckereibesitzers, Stadtrats, Kirchenvorstehers und so weiter, mit —' wüßt' ich nicht zu gut, wie sich die Sache wirklich verhält, so hätt' ich wahnsinnig werden müssen, wie ich das las. Nur das eine will mir nun nicht klar werden, das einzige, warum diese Trennung sein muß! Warum nahm mich Jamadagni, mich allein nicht mit in sein Reich, wie er ohne Zweifel mit den glücklichsten der Menschen, mit den drei Literaten, getan hat, die nun mit ihren Frauen in den goldenen Hainen von Gandhamadana hausen in ewiger Jugend der Liebe und des Lebens, unter schlanken Palmen, wo der Lotos duftet und der süße Koil singt, wo der folgende Tag immer der schönere ist. Wüßt' ich nicht, daß Fides-Vasantasena durch die Bitten und Tränen ihrer Sehnsucht ihren Vater bewegen wird, mich nachzuholen, so — nein! ich muß an andere Dinge denken, sonst" — dabei fühlt' er seinen Puls — „sonst erleb' ich's gar nicht einmal."



Faksimile eines Stückes aus der Reinschrift der „Wahrhaftigen Geschichte von den drei Wünschen"

Maria

Eine Novelle

1843

Erstes Buch

Erstes Kapitel

Sie hatten den Wagen erreicht, den der alte Eisener, um noch ein Stündchen die Gesellschaft seines Sohnes zu genießen, bis auf die Höhe vorausgeschickt hatte, von der herab man auf der einen Seite ein enges, durch Mühlen und Fabriken belebtes, auf der andern ein breites Tal mit freundlichen Dörfern vor sich liegen sah.

Der Alte schob die Reisemütze tiefer in die Stirn, so daß der große Schirm derselben die blendende Röte der Abendsonne von seinen Augen abhielt, die er noch besonders durch seine buschigen schwarzgrauen Brauen schützen zu wollen schien, die er tief herabzog, indem er zu sprechen fortfuhr: „Und je einförmiger das Geschäft ist, um welches sein Leben sich schlingt wie die Pflanze um den schützenden Stab, desto besser für den Menschen. Je kleiner der Punkt, von dem aus er wirkt, desto mehr wird er wirken. Er wird gezwungen, seine Kräfte zusammenzuhalten, und das ist schon ein Vorteil von Bedeutung. Und von diesem Punkte aus kann er sich allmählich ausbreiten ohne Gefahr, seinen Schwerpunkt zu verlieren. Hat er's so weit, daß nicht nur seine Existenz gesichert ist, daß er sonst noch manche Ausgabe bestreiten kann, ohne jene zu schmälern, nun, so schaffe er sich Bücher an, Bilder und was ihm sonst beliebt. So hab' ich's gemacht. Mochten meine Bilder andern gefallen oder nicht, kamen sie dem manieriert vor, jenem blechern, dem dritten Gott weiß wie, mir gefielen sie. Ihre Betrachtung soll mich zerstreun. Je weniger sie Anspruch darauf machten, mich inniger zu berühren, desto besser für mein Geschäft und mich. Nur Geschäftlose haben aus dem Betrachten von Bildern, aus dem Beurteilen von Büchern ein Geschäft machen können, und

man sieht eben wieder daraus, wie der Mensch eigentlich für das Geschäft geschaffen ist. Was man Kunst nennt, soll uns das Leben verschönern, aber nicht unbequem werden dadurch, daß sie eigene Gesetze haben will, die wir lernen und respektieren sollen. Was mir gefällt, das ist schön für mich, und wenn mir's nicht mehr gefällt, werf' ich's weg. Wenn ich's bezahlen soll, so muß es sein, wie ich's brauchen kann. Wenn die Reichen alle den gesunden Lebenssinn besäßen, so würde dieser gerühmte Künstlerstolz bald zu einer Künstlerdemut und kein junger eitler Mensch mehr, durch dies Phantom verlockt, den Vernünftigen zu einem Gegenstand mitleidigen Achselzuckens werden."

Der Sohn, auf welchen diese Reden eigentlich abgezielt hatten, fühlte sich zu verletzt durch sie, als daß er sich hätte zutrauen dürfen, wenn er darauf entgegne, den Ton festhalten zu können, der dem Sohne dem Vater gegenüber geziemt; zugleich kränkte ihn die Meinung, die sein Freund, der sie beide begleitet hatte, ein Künstler von bedeutendem Rufe, nach diesen Reden von dem Manne bekommen mußte, den er so gern von jedermann geachtet gesehen hätte. Den Alten verdroß dagegen das anscheinend stolze Schweigen des Sohnes, und so wurde der Abschied nicht zugleich ein Abschluß, was er unter Freunden und so nah Verwandten immer sein sollte.

Der Alte, der dies empfand, ließ den Wagen noch einmal halten und sagte zu dem Sohne: „Deine Reise wird, wenn du sie so, wie ich hoffe, zur näheren Bekanntschaft mit den verschiedenen Zweigen der Industrie benutzest, einen vernünftigen Menschen aus dir machen, den wiederzusehen ich mich freuen werde." Er nahm die Mütze ab und wies ein Gesicht, in dessen strengen Zügen sich mehr Vaterliebe und Sorge zeigte, als die Empfindlichkeit des Sohnes überdauern konnte.

Nachdem er dem Wagen eine Zeitlang nachgesehen hatte, wandte der junge Eisener sich bewegt zu dem Freunde und sagte mit der Treuherzigkeit, die ihm eigen war: „Wenn Sie ihn genauer kennten, würde Ihre Meinung von ihm eine vorteilhaftere sein. Er ist der beste Mensch und voll Liebe, und sein rauhes, zuweilen tyrannisches Benehmen nur

der Ungestüm eines redlichen liebenden Herzens, dem es leider versagt ist, aus der Enge einer beschränkten Lebensansicht herauszugehen."

„Es fragte sich nun," sagte Ritter, „ob wir umkehren oder ob wir, da wir einmal so weit sind, vollends nach Marklinde hinuntergleiten, das heute seinen großen Jahrmarkt hat."

„Marklinde?" entgegnete der junge Eisener. „Ist's nicht die Pastorstochter von Marklinde, die der künftigen Himmelskönigin auf Ihrem Bilde ‚Maria und Magdalena als Mädchen' Gestalt und Züge geliehen hat?"

„Wie ich das Bild malte," sagte Ritter, „hab' ich nicht daran gedacht, daß es Marie und Magdalene als Mädchen vorstellen sollte; die ungemeine Ähnlichkeit von zwei mir bekannten Mädchen, deren eine allerdings jene Pastorstochter ist und die einander doch wieder so gänzlich unähnlich sind, hat mir Anlaß und Stoff zu dem Bilde gegeben; es sind zwei Mädchen auf der Grenze zwischen Kind und Jungfrau, in das Träumen vertieft, welches jenem Alter so eigen ist. Ihre Zukunft, deren Geist sie träumend und ahnend beschwören, tritt für den kundigen Beobachter sichtbar aus ihren Zügen hervor. Denn der Charakter des Menschen ist sein Schicksal. Ich weiß nicht, wer das Bild so taufte, wie Sie es nennen und alle, die von ihm reden."

„Ich erinnere mich nicht," sagte Eisener, „je ein freuden- und friedengebender Gesichtchen als das der Marie gesehen zu haben. Doch ist es noch völlig das Gesicht eines Kindes; wie auch in der Gestalt, trotzdem daß es ihr nicht an Fülle mangelt, noch keine Spur vom Weibe. Während die Magdalene im Auge schon das Dunklere, Durstige, in der Gestalt schon das Sich-in-sich-Verhüllende, das, ohne es selbst zu wissen, locken will, im Ausdruck des Gesichtes und der Gestalt das Weiche, Nachlassende trägt, steht die Marie so kindlich-unbefangen, so unbedürftig-abgeschlossen, daß man nicht zweifelt, die Entwickelung, die bei jener ihren Jahren bereits um vieles vorgeeilt, habe bei dieser noch gar nicht begonnen. Man sieht, daß jene weiß, was sie wünscht, während dieser der Gedanke noch gar nicht gekommen ist, daß sie noch etwas anderes wünschen könne, als sie als Kind gewünscht hat."

„Wenn Sie das in dem Bilde gefunden haben," sagte Ritter, „so bin ich zufrieden mit meiner Arbeit. Aber Sie müssen die Mädchen selbst sehen. Fräulein Agthe, die Magdalene, wie Sie sie nennen, wird heute wahrscheinlich zugegensein. Sie ist die Tochter des Rentamtmanns von Marklinde und wird diesen Ehrentag ihres Geburtsortes gewiß nicht in ihrer Pension in dem nicht so fernen Dresden zubringen. Sie werden sich wundern über das Verhältnis, in welchem die kleine Marie zu ihr und den übrigen Mädchen steht, wie namentlich zwischen diesen beiden, die sich so ähnlich sehen wie selten zwei Geschwister, nicht die mindeste Annäherung stattfindet, wiewohl es bei der gänzlichen Verschiedenheit beider Naturen eigentlich nichts weniger als seltsam ist."

„Wird man beide wohl an einem öffentlichen Orte zusammen sehen?" fragte Eisener.

„Wir gehen", sagte Ritter, „in die Pfarre. Sie müssen nämlich wissen, daß die Schenke heut überschwemmt ist von lärmenden streitsüchtigen Betrunkenen. Alles, was sich für nobler hält als jene, geht zum Pastor; das versteht sich wie von selbst. Und wir brauchen um so weniger Bedenken zu tragen, als der Pastor neben seiner sehr guten Stelle ein ebenso bedeutendes Vermögen besitzt und diesen Ehrentag seines Dorfes auch für seinen ansieht. Dort können Sie schon das Pfarrhaus mit seinen Umgebungen erkennen. Nach dem Garten zu oder vielmehr im Garten sehen Sie das kleine freundliche Gebäude, was der Pastor auf seine eigenen Kosten dazu gebaut hat. Sehen Sie, dort zwischen den zwei ersten der drei hohen Pappeln auf dem nächsten Hügel, über welchen die Chaussee führt, links von dem buchenbewaldeten Berge; es unterscheidet sich von den andern Häusern und namentlich von dem alten Pfarrhause durch die hellere Röte seines neueren Ziegeldaches; auf den Schornstein hat ein Storch mit seiner Familie sich etabliert; das Nest verbirgt uns noch der große Lindenbaum, das uralte Wahrzeichen von Marklinde — gleich dahinter blinkt ein Fenster von der Kirche aus dem Violettgrau von Weinbergen. Wir gehen hier von der Chaussee ab; betrachten Sie sich noch einmal jene Berge und das wunderschöne Tal. Wenn wir diesem

nähern Fußsteige folgen, der uns zwischen den grünen Samenfeldern hindurch bis an den Lindenbach, dann zwischen Wiesen und den Erlen, die ihn beschatten, ganz nah an ihm dahinführt, verlieren wir dies Tal ganz aus den Augen, und jene Berge sehen wir erst unter dem Dorfe wieder und zwar von einer weniger großartigen Seite."

Eisener, der so kurzsichtig war, daß er mit unbewaffnetem Auge nicht einmal die weniger fernen Punkte, die Ritter ihm zeigte, deutlich wahrnehmen konnte, sagte: „Ich möchte Sie beneiden um Ihr scharfes Auge. Wie glücklich, wer ein gutes Auge hat! Die Formen sind ihm plastischer, die Farben farbiger, nichts ist ihm zu fern, selbst der Himmel ist ihm näher. Der Einfluß eines schärfern oder schwächern Gesichtes auf den Charakter seines Besitzers ist unberechenbar. Wieviel entschlossener, klarer, bestimmter, lebensmutiger ist der Gutsehende als der Schlechtsehende!"

Eisener fand den Weg, wie der Freund ihm vorher gesagt hatte. Sie schritten rüstig auf. Nun hörten sie schon die Trompete, die Hörner und den schnurrenden Baß von der Tanzmusik auf der Wiese beim Wirtshause. Einige Minuten führte sie ihr Weg zwischen Gärten dahin; der alte ungeheure Lindenbaum bot sich als Wegweiser, das Storchnest tauchte aus den grünen Büschen; eine Wendung, und, Linde und Storchnest verdeckend, stand das alte Pfarrhaus vor ihnen. Das Grün des Teufelszwirns, der das alte, aus grauem Sandstein erbaute Haus fast ganz überdeckte, gab ihm ein trauliches gastliches Ansehen. Der große Hund, der seitwärts an der Kette lag, schien den Gebrauch dieses Tages zu kennen; er empfing die Fremden, ein Bild der Hospitalität, mit Schweifwedeln und freundlichem Winseln, als ob er bedaure, ihnen die Höflichkeit seiner Begleitung nicht erweisen zu können.

Sie traten hinein. Durch die offene Türe sahen sie ein schönes schlankes Mädchen in der Wohnstube mit zwei Kindern beschäftigt. Dem Knaben legte sie statt des beschmutzten einen neugewaschenen Kragen um; dabei trieb der Kleine solch ausgelassene Streiche, daß sie in der Mitte ihrer Strafpredigt vom Lachen unterbrochen wurde. „Siehst du, Muhme Marie," sagte der Knabe, indem er sich mühte,

ernsthaft auszusehen, „du schmälst mich, und eigentlich bist du selbst ausgelassen und lachst, wo es gar nicht nötig ist.“ Das Mädchen bemerkte unsere Freunde, die sie freundlich willkommen hieß. „Wollen Sie nur dahinter in den Garten gehn! Da finden Sie den Vater und die ganze Gesellschaft.“

„Ein kleiner Neffe wohl?“ fragte Eisener, dem Knaben die hochrote Wange streichelnd. Das Mädchen schüttelte den Kopf und sagte in ihrer freundlichen Weise: „Es sind die Kinder von einem Freunde meines Vaters aus Dresden. Sie leben bei uns, weil die Landluft und die Landkost die kleinen Menschen gesund und stark macht. Und gibt's nun einmal Unruhe und Unordnung im Hause, dann sind sie nicht zu bändigen.“

Während unsere Freunde über die Hausflur und den Hof gingen, an den der Garten stößt, sagte Ritter: „Sie ist geistig noch so wenig Weib, daß die Neigung, die ihre schöne Bildung einflößt, auch nicht das mindeste von der Geschlechtsneigung hat und man sogar ihre körperliche Entwickelung übersieht. Da ist auch von jener reizenden Scheue, die aus der bloßen Ahnung entspringt, es müsse doch etwas anderes um den Mann sein, noch keine Spur. Gleichwohl hat sie das sechzehnte Jahr hinter sich und besitzt in der Führung des Hauswesens eine Mündigkeit wie wenig' Ältere.“

Der Pastor, ein kleiner brünetter Mann von großer Beweglichkeit, kam den Freunden entgegen wie langerwarteten Gästen. Im Garten saßen auf der einen Seite die Älteren und Verheurateten um einige große Tische; das junge Volk ergötzte sich in einiger Entfernung springend, singend, lachend und spielend auf seine Weise. Marie zeigte sich tätig als Wirtin, war bald hier, bald dort, nahm aber weder hier an dem Gespräche noch dort an dem Spiele teil. Ein ältlicher hagerer Herr von munterem Aussehen trat zu unsern Freunden und dem Pastor. „Behaltet“, sagte er zu diesem, „den ältern für euch; den andern nehm' ich für uns junge Leute in Beschlag. Was sollen wir“, fuhr er fort, indem er ohne weiteres Eisenern unter den Arm nahm und hinwegführte, „was sollen wir bei den Alten sitzen, wir, die wir noch vom Scherzen und Küssen etwas halten? Die Lippen sind zum

Lachen und Küssen gemacht, nicht um damit vom Wetter zu plaudern. Sehen Sie hier nichts als hoffnungsvolle Jugend, die sich vorgenommen hat, nicht eine Minute vor der Zeit alt zu werden."

Man begrüßte den neuen Ankömmling wie einen alten Bekannten. Fräulein Agthe, der ein junger Jäger viel Angelegentliches mitzuteilen zu haben schien, sah verstohlen zu dem hübschen Eisener herüber, der sich zwischen zwei junge Damen setzen mußte, um bunte Reihe zu machen.

Es war eine Pause eingetreten. Von der heftigen Bewegung des letzten Spieles, der sogenannten Russischen Motion, erhitzt, vom Lachen ermüdet, saß man auf Stühlen, Bänken und im Grase und wehte den glühenden Gesichtern mit Tüchern und Zweigen Kühlung zu. Endlich wandte sich der Oberamtmann Breitung, so hieß der muntere alte Herr, an Fräulein Agthe und sagte, indem er ihr mit komisch-graziöser Knieebeugung eine Guitarre überreichte: „Lieblichste aller Julien, sämtliche gegenwärtige Lungen bitten durch die meinige Ihren schönen Mund, nun auch die Herzen in Bewegung setzen zu wollen, von denen sie behaupten, sie seien bis jetzt auf ihre Kosten geschont worden."

Fräulein Agthe errötete, suchte und fand Ausreden, die nicht angenommen wurden und auch nicht angenommen werden sollten. So nahm sie die Guitarre und sang nach einigem Zureden mit hübscher Stimme folgendes Liedchen:

Der Städterin Wunsch.

Ein Pfarrermädchen möcht' ich sein,
Wie auf dem Lande sind;
Ach, solch ein Pastorstöchterlein
Ist gar ein glücklich Kind!

So voll und doch so schlank von Bau,
Die Füßchen leicht und klein;
Die Wänglein rot, die Äuglein blau —
Was kann wohl schöner sein?

Das knappe ländliche Gewand,
Dazu der runde Hut,

Die Zöpfe lang mit buntem Band,
Die ſtehn ihr gar zu gut.

Im grünen Garten vor dem Haus
Kann ſie ſpazieren gehn;
Die Städter kommen all heraus,
Das Paſtorskind zu ſehn.

Die Städter ſind an Artigkeit
Und Komplimenten reich;
Geknetet wird mit Zierlichkeit
Der alte Zuckerteig.

Es ſtrömt der nieverſiegte Born
Der Schmeichelei ſobald;
Sie lauſchet nur dem Jägerhorn;
Fernher erklingt's vom Wald.

Der junge Jäger bläſt ſo hell,
Er bläſt ihr Lieblingslied.
Jetzt tritt er aus dem Walde ſchnell —
Meint ihr, daß ſie ihn ſieht?

Er bückt ſich voll Verlegenheit,
Sie wird zur Antwort rot.
Wieviel iſt doch Verwegenheit
Zu einem Gruße not!

Ein Pfarrermädchen möcht' ich ſein,
Wie auf dem Lande ſind.
Ach, ſolch ein Paſtorstöchterlein
Iſt ein glückſelig Kind!"

Der junge Eiſener mußte ſich geſtehen, daß Fräulein Agthe ein reizendes Kind genannt zu werden verdiene. Einigemal begegnete ſeinen Augen, die mit Wohlgefallen von dem Spiel ihrer ſchönen Hände zu dem dunkellockigen Köpfchen und von da auf jene zurückwanderten, ein Blick von ihr, den ſeine Eitelkeit zu ſeinen Gunſten zu deuten mehr als nur zu willig war.

Das Liedchen war geendet. Breitung ſagte zu Eiſenern, nachdem er die Sängerin in ſeiner launigen Art mit Lob und Komplimenten überhäuft hatte, mit einer gewiſſen Weichheit: „Für mich hat ein ſolches Pfarrerkind mit rundem Strohhut und langen Zöpfen, friſch

wie die Natur, in der sie aufgewachsen ist, wie es über den abgerissenen Bildern vom Stadtleben, die es sich nach den Äußerungen Besuchender gemacht, brütet, sie vereinigt, neue hinzudichtet und sich über ihre eigenen Träume wundert, etwas ungemein Anziehendes. Ein Pfarrerkind aber kenne ich, das ich mehr liebe, als ich ein eigenes Kind würde lieben können. Jetzt steht sie hinter der kleinen Kokette. Seht hin, junger Freund, wollt Ihr das Weib, wie sie sein sollten, neben dem Weibe sehen, wie sie wirklich sind."

„Ich meine," sagte Ritter, der herzugetreten war, „die Weiber könnten nicht besser sein, wenn wir Männer nur nicht so schlecht wären. Wir benutzen die Schwäche der Weiber, weil wir schwächer sind wie sie. Das Bedürfnis zu lieben, das so leicht getäuschte Vertraun der Unerfahrenheit wär' ihre Stärke und ihr Schutz, wäre der Mann ihr gegenüber edel, wie er sein sollte. So wird die Unschuld selbst an dem Weibe zur Verräterin, und sie müssen sie schon verloren haben, um zu wissen, daß man sie verlieren und wie man sie schützen kann."

Der junge Eisener reichte dem Freunde die Hand und sagte: „Was Gutes an mir ist, hab' ich den Frauen zu danken. Das Andenken an meine treffliche Mutter hat mich von mehr Unbesonnenheiten zurückgehalten als die Lehren und das Beispiel der weisesten und besten Männer. Diese sanfte Macht, der zu gehorchen so süß ist und so lohnend zugleich! Während sie so liebevoll ergeben dem Manne gehorcht, beherrscht das Göttliche in ihr den Mann, ohne daß er es weiß. Der unmerkliche, aber mächtige Einfluß ihrer sanften Nähe hat seinen Entschluß schon bestimmt, eh' er ihn faßte, ist seinem Zorne schon wie ein Engel in den Arm gefallen, eh' seine eigene Kraft sich wider ihn waffnen konnte, hat ihn schon zum Rechten und Schicklichen gewandt, eh' er sich der Wahl bewußt war. Vor ihrem klaren Blick kann das Verworrene nicht bestehn, sinkt dem Frechen das rohe Wort unausgesprochen in die schamerfüllte Brust zurück; aus ihren Augen trifft den Gefallenen schmerzlich mahnend der Glanz des verlorenen Paradieses, lächelt dem Bereuenden der Trost der ewigen Barmherzigkeit; sie sind die Sonne, um die die Sterne des

Großen, Edeln und Schönen kreisen, von ihnen erhellt und erwärmt."

Der alte Breitung weidete sich an dem glühenden Gesichte Eiseners, dann sagte er lächelnd: „Für Euern Eifer, junger Herr, verdientet Ihr schon einen freundlichen Blick von den schönsten dieser Sonnen. Aber was solch enthusiastisches Lob des schönen Geschlechtes selbst betrifft, so ist es im Munde eines jungen Mannes mehr dazu gemacht, uns von seinem Erteiler gut, als von dem Geschlechte selbst besser denken zu lassen. Wenigstens von dem größten Teile des Geschlechtes; denn alle über einen Kamm zu tadeln, möchte wenig klüger sein, als alle zu loben. Aber wir kommen vor den Weibern nicht zu den Weibern. Seht, wie argwöhnisch sie zu uns hersehen; sie ahnen so etwas von einer Verschwörung gegen sie. Übrigens merk' ich, daß es zum Abendessen gehen soll."

Unter den Bäumen, in denen ein leiser Abendwind musizierte, saß es sich frei und lustig bei Wein und kalter Küche. Eisener hatte ein Plätzchen gefunden, welches ihm außerordentlich gefiel. Er saß Julien gegenüber, die ebensoviel Gefallen an ihm zu finden schien wie er an ihr. Zur Rechten hatt' er den muntern alten Breitung, der durch lustige Einfälle und fleißiges Einschenken die ihm zunächst Sitzenden in die Stimmung zu versetzen suchte, die ihn selbst außer dem Hause selten verließ. Dies gelang ihm vollkommen, und die entfernter Sitzenden hatten nur immer zu fragen und weiter zu erzählen, welch lustige Torheit eben von dort ausgegangen sei. Dem jungen Eisener, den der eingenötigte Wein mehr, als ihm gut war, erwärmte, schien die schelmische Julie immer reizender; ein Spiel mit Blicken begann zwischen beiden, welches den jungen Jäger eifersüchtig zu machen schien. Hingegen empfand Eisener selbst etwas ganz Ähnliches, wenn sein Nachbar zur Linken, ein junger Beamter, an die emsige Marie Worte richtete, die die Neigung, die sie eingegeben hatte, nicht verbargen. Fast mit Ängstlichkeit lauschte er ihren Antworten und war entzückt, daß in ihnen auch nicht das mindeste einer Entgegnung dieser Neigung hörbar wurde, und dann wunderte er sich selbst über diese seltsame Teilung seines Wesens. Im dunkeln Auge Juliens glühte eine

Flamme, von der er fühlte, wie sie ihn entzündete und ihr Feuer in ihm immer mehr um sich greifen müsse, ohne daß er ihr werde wehren können, ja ohne daß er dies würde wollen können.

Der junge Beamte sagte zu ihm: „Sehen Sie nur einmal, nirgends fehlt etwas an der ziemlich langen Tafel, und gleichwohl ist's nur Marie, die aufwartet. Alles ist geschehen, eh' der Wunsch ausgesprochen, ja eh' er gefühlt ist. Und da ist nicht ein Hin- und Hereilen, ein Bringen und Wiederwegtragen. Es ist immer alles gemacht, und man sieht nicht, wie es gemacht wird; man denkt unwillkürlich an die alte Sage von den Hausgeistchen, die den Frauen unsichtbar helfen."

Eben stand die schlanke Marie wie ein Heiligenbild hinter Julien, und das reizende Weltkind sank ihm in aller seiner verführerischen Grazie neben jener tief im Preise. Er fühlte das Bedürfnis, sich klar zu werden, da stieß Breitung mit seinem Glase gegen das wiedergefüllte Eiseners. Trinkend und lachend fand er den bunten Wechsel von äußerst lebhaften Vorstellungen, der bereits an die Stelle ruhiger Besonnenheit trat, bald immer weniger bedrohlich und endlich sogar angenehm und erwünscht.

Es war Nacht geworden; mehre von den Gästen, die fühlen mochten, daß sie zuviel getan, suchten ihr Lager. Das junge Volk vergnügte sich, aufgeregt vom Weine, mit Spielen, die, mit Tanz und lebhaften Bewegungen verbunden, die Aufregung nur noch vermehrten. Man lärmte und schrie durcheinander, und wenn man merkte, wie sehr man sich anstrenge, ohne weder die andern zu verstehen noch von ihnen verstanden zu werden, brach man in Lachen aus und vermehrte den Lärmen nun aus Mutwillen und Lust an der Ausgelassenheit. Der junge Eisener, der, von je an Mäßigkeit gewöhnt, sonst nie an solch lärmendem Treiben Geschmack gefunden, wunderte sich selbst, wie er sich heute darin wie in seinem eigentlichsten Element befand.

Nun wurde das Handwerkerspiel gespielt, in welchem zwei Mitspielende das Zimmer verlassen, um ein Werkzeug zu ersinnen, welches von den Handwerkern gebraucht wird, als die sie beim Wiedereintreten sich zu erkennen geben. Wird von einem der übrigen Mitspielenden dies Werkzeug erraten, so muß dieser mit seinem Nachbar

an die Stelle jener treten, und diese nehmen dafür die durch den Abgang jener leer gewordenen Sitze ein. Der sogenannte Plumpsack, der die Rücken derjenigen trifft, die sich zu langsam im Gehen und Setzen erweisen, darf dabei nicht fehlen. Eisener hatte erraten und mußte mit seiner Nachbarin das Zimmer verlassen. Ihm wurde seltsam, wie er in dem dunkeln Nebenzimmer sich zu der schnellatmenden Julie herabbog und statt ihres Ohres ihr glühender Mund seinem Munde begegnete und die weiche pulsierende Gestalt ihm wie ohnmächtig in die Arme fiel. Im Ringen mit sich selbst, im Bestreben, die Besinnung festzuhalten, die ihn zu verlassen drohte, faßte er unwillkürlich ihren Arm und stand schon wieder mit ihr im Gesellschaftszimmer, eh' er noch sich des Warum bewußt war.

Endlich trennte man sich scherzend und lachend. Der alte Breitung, der einzige von den Älteren, der sich noch nicht zurückgezogen hatte, wies, wie er denn die Stelle des Haushofmeisters auch den Tag über versehen, den jungen Leuten ihre Nachtquartiere an. Jedes Geschlecht wurde zusammen untergebracht, die Mädchen in einer großen Stube des Parterre neben den verheurateten Frauen, die jungen Männer neben den ältern eine Treppe hoch. Den jungen Eisener wies er in ein Zimmer im Pavillon, in welchem dieser seinen Freund, den Maler Ritter, bereits schlafend fand.

Eisener stellte sich an das offene Fenster, um sein erregtes Blut zu kühlen und, weil er fühlte, er könne nicht schlafen, an der schönen Gegend, die im Silber des Vollmondes vor ihm lag, sich zu erfreun. Aber seine Phantasie zauberte, sooft er ihr auch wehrte, immer wieder jenes dunkle Zimmer um ihn und die reizende Julie in seine Arme. Er bereute tausendmal, sosehr er sich mühte, sich über seine instinktmäßige Flucht zu freuen, daß er das süße Gift nicht in vollen Zügen aus dem Becher getrunken, dessen bloße Berührung sein ganzes Wesen in dies fieberhafte Pulsieren gebracht hatte. Die Glut, die in ihm wohnte, gab er dem Zimmer schuld und ging herab in den Garten, in dem er die gesuchte Kühlung ebensowenig fand. Der Duft der Blumen, das Säuseln der Blätter und das ferne Rauschen eines Wehrs wiegten endlich seine erregten Lebensgeister in jenes angenehme

Dämmern, in dem der Wechsel der Bilder so schnell erfolgt, daß die ermüdete Aufmerksamkeit weit zurückbleibt und das Gefühl des Daseins endlich in der Empfindung einer süßen Mattigkeit aufgeht. Er lenkte seine Schritte, schon in halber Bewußtlosigkeit, dem Pavillon wieder zu, stieg ebenso die Treppe herauf, öffnete, kleidete sich aus und legte sich zu Bette.

Eben war er im Einschlafen, als ein Geräusch ihn störte und seine Augen nach der Türe wendete, die er leise öffnen hörte. Ihm war, als ob er eine weiße Gestalt hereinkommen sehe, und doch hört' er keinen Tritt. Jetzt wurde ein Vorhang aufgezogen; der Schein des vollen Mondes drang durch das Fenster und zeigte ihm eine schlanke weibliche Gestalt, die eine ziemliche Weile ohne irgend eine Regung im Fenster stehen blieb. Seinem schwachen Gesichte war es unmöglich, mehr zu erkennen als eben noch die Gestalt; überdies wandte sie ihm jetzt den Rücken zu. Jetzt ging sie an den Spiegel unweit des Fensters; indem sie hineinsah, schien sie sich auszukleiden. Daß sie sich auskleide, vermutete er mehr, als er es sah, da der Spiegel im Schatten hing. Jetzt bewegte sich die Gestalt nach ihm zu. Er griff mit den Händen nach der Seite, wo Ritters Bett unmittelbar neben dem seinigen stehen mußte. Er fand es nicht; er mußte in ein anderes Zimmer geraten sein. Der Gedanke, in der Sicherheit der Nacht zum ersten Male mit einem weiblichen Wesen allein zu sein, schlich erst wie ein Tropfen Eis, dann wie Feuerglut über alle seine Nerven hin. Sein Herz pochte hörbar, als die Gestalt zu ihm ins Bette stieg. Das Seltsame, Abenteuerliche der Situation war nicht gemacht, ernüchternd auf den Berauschten zu wirken, dem die Erregung bis in die Fingerspitzen pulsierte. Die Macht der warnenden innern Stimme schwand mit der Besinnung, und der Streit war kurz, in dem die Natur Siegerin blieb.

Die Gestalt, die seine Liebkosungen ohne Erwiderung, aber auch ohne Widerstand geduldet hatte, erhob sich bald wieder und entfernte sich, nachdem sie sich vor dem Spiegel wieder angekleidet hatte, ebenso geräuschlos und gespenstig, als sie gekommen war.

Zweites Kapitel

Sehr früh erwachte Eisener, geistig und körperlich verstimmt. Das seltsame Abenteuer dieser Nacht mühte er sich für die Gaukelei eines Fiebertraumes zu halten. Er wendete sich im Bette um und versuchte, ob er nicht wieder einschlummern könne. Aber jenes Abenteuer malte sich ihm trotz seines Mühens, es jetzt zu vergessen, in immer lebhafteren Farben vor; eine wachsende Unbehaglichkeit bemächtigte sich seiner, so daß er zuletzt aufsprang und sich ankleidete, um in einem Morgenspaziergange die Heilung zu finden, die er sonst in ähnlichen Zuständen oft mit Erfolg darin gesucht hatte. Auf dem Boden vor dem Spiegel lag eine weiße Spitzenschleife; sollte die Gestalt gestern diese Schleife verloren haben und also doch kein bloßes Fieberbild gewesen sein?

Er nahm die Schleife auf, betrachtete sie, als könne sie ihm Aufklärung geben, und je länger er sie betrachtete, desto gewisser schien ihm, es sei Wirklichkeit, was er so gern für einen Traum gehalten hätte.

Er steckte die Schleife zu sich und ging hinab in den Garten. Die Frische tat ihm wohl. Vor dem heitern Morgenwind, dem muntern Schlage der Finken, dem Duft der grünen Bäume und der Blumen und dem behaglichen Gefühle, das alles sei wirklich, verschwammen ihm die Erinnerungen der Nacht in einen gestaltlosen Knäuel, der in eben dem Maße an Farbe abnahm, als seinem erkräftigteren Geiste die Farben des jungen Morgens farbiger und seine Töne klingender erschienen.

In vollen Zügen sog er den Morgen ein. Durch das Gebüsch schimmerte ein rosenfarbenes Gewand. Es war Marie, die an der nächsten Wendung des parkartigen Weges vor ihm stand, beschäftigt, wilde Heckenrosen zu pflücken. Sie hatte ihn nicht bemerkt und wendete sich mit leichtem Erschrecken nach der Seite hin, von welcher sein Fußtritt hörbar wurde. Es schien, sie sei ungewiß, ob sie bleiben oder sich entfernen solle. Eisener wunderte sich, indem er an die zu-

trauliche Sicherheit dachte, in der sie sich gestern immer gezeigt hatte. Sie bückte sich tiefer, und Eisenern schien der kleine Teil ihrer Wange, den er sehen konnte, sowie Ohr und Hals etwas mehr als gewöhnlich gerötet, was freilich auch in der gebückten Stellung und der Frische der Morgenluft seinen Grund haben konnte.

Er sagte: „Sie sind so frühe schon munter, Marie?" Sie sah auf und sagte: „Ich muß wohl. Wenn die Leute früh zur Arbeit sollen, muß man selbst früh aufsein. Und nun bin ich so gerne jeden Tag ein Stündchen im Garten; man sieht, was zu tun ist, damit er nicht verwildert; und ist einmal das wilde Stadtvolk hereingebrochen, dann ist mir's immer, als wär's mein alter schöner Garten gar nicht mehr."

Eisener wunderte sich, daß Marie ihm heute größer erschien als gestern oder vielmehr, daß er heute erst zu bemerken glaubte, daß sie groß sei. Übrigens verscheuchte ihr Anblick auch die letzten Reste seiner übeln Stimmung, und er war fest überzeugt, daß, was ihn so bedränge, nur ein wilder und sehr lebendiger Traum gewesen sei.

„Trinken Sie wohl frischgemolkene Milch?" fragte Marie den Nachdenkenden; „es gibt nichts Gesunderes und Wohlschmeckenderes. Bis die andern aufstehen, währt's Ihnen doch mit dem Frühstück zu lange."

Sie ging voran, und Eisener folgte, indem er sich an ihrer schönen Gestalt und ihrem elastischen Gang erfreute.

Die Ställe waren reinlich, so die Mägde und das Vieh. Eisener äußerte seine Verwunderung darüber, wie die handfesten Mägde der jungen Marie an den Augen abzusehen schienen, was sie wünsche, und wie willig sie sich der Ausführung dieser Wünsche unterzogen.

„Man kann das Gesinde," sagte Marie, „nur zu leicht verwöhnen und verderben. Die Hauptsache ist, daß man alles erst recht genau bei sich selber überlegt, damit man keinen Befehl gibt, der zurückgenommen werden muß oder auf dessen Ausführung man nicht dringen könnte; man darf nie befehlen, nur weil man zu befehlen hat; was aber einmal befohlen ist, das muß getan werden. Viel Plaudern setzt einen bei gemeinen Leuten herab und berechtigt sie zu Vertraulichkeiten,

deren Abweisung sie aufbringt. Finden sie, daß, was man getan haben will, auch immer das Verständigste ist, so führen sie's um so lieber aus, und dann tut ein freundlich Wort Wunder, während es, wo die Leute ihre Herrschaft nicht innerlich achten müssen, nicht hoch angeschlagen wird und dieser noch das wenige nimmt, was sie von Respekt bei ihnen besitzen mag. Sehen Sie, wie es die Leute freut wenn ich ihnen zunicke; wie leicht muß es einem großen Herrn werden, alle Menschen für sich zu gewinnen."

Eisener erstaunte über den praktischen Verstand und zugleich über die Anspruchslosigkeit, mit welcher die junge Marie jenen zeigte. Sie nahm den breiten Strohhut ab, wusch sich die weißen Hände; auch den reinlichen Zuber wusch sie noch einmal aus, eh' sie sich anschickte, ihre Lieblingskuh, ein großes schönes Tier von Schweizerrasse, zu melken.

Eisener setzte sich in der Nähe an ein Tischchen, welches um den Stamm einer Birke gezimmert war. Der Himmel war so schön blau, die Bäume und das Gras umher so schön grün, die Wege, mit Kies bestreut, so reinlich und glänzend; dazu das schöne Mädchen in seiner ländlichen Beschäftigung.

„Nur in solchem Leben", sagte Eisener behaglich vor sich hin „kann das Glück wohnen, das wahre Glück, welches nur aus der Tiefe einer ruhigen Seele geboren und in ihr bewahrt wird. Wie tut diese Abgeschlossenheit so wohl! Das Tier, welches mich nährt, ist mein, und ich pfleg' es mit dankbarer Sorge. Das schöne Grün der Wiesen erhält ein herzliches Interesse für mich, weil es meinem Tiere Nahrung gibt. Die einfachsten und größesten Verhältnisse, Gatten-, Eltern- und Kindesliebe, erhalten die Seele gesund; auch der Schmerz ist ein heiligerer, unvermischt mit den kleinlichen Nebenschmerzen und -sorgen, die im Getriebe des Weltlebens sich ihm zugesellen und uns peinigen und zerbröckeln, wo uns jener erhebt. Der große Schmerz stählt und veredelt die Kräfte, die abwehrend gegen ihn in uns aufstehen; die kleinen Sorgen, Empfindlichkeiten, Kränkungen der Eitelkeit sind es, die uns allmählich, aber sicher aufreiben."

Marie war unterdes fertig geworden; sie ließ die gemolkene Milch

durch ein weißes Tuch laufen, schenkte davon in ein Glas, welches sie Eisenern freundlich hinreichte. Dann streichelte sie das Tier, das seinen Kopf mit den gutmütigen Augen nach ihr wandte, und sagte: „Glauben Sie, daß mein gutes Tier nur von mir sich melken läßt? Kommt eine von den Mägden, um sie zu melken, so wird sie ganz wild und beruhigt sich nicht eher, bis ich komme oder bis sie meine Stimme hört."

Die junge Marie ging mit den Mägden nach dem Hause zu, die die Zuber mit der heute gemolkenen Milch ihr nachtrugen; Eisener ging unter den Bäumen, mit deren Blättern der Morgenwind ein anmutiges Farbenspiel trieb, indem er bald ihre hellere, bald ihre dunklere Seite dem Betrachter zukehrte, und malte an dem Bilde eines heitern Patriarchenlebens, in welchem, wie man sich denken kann, die Gestalt der jungen Marie nicht fehlte.

Näher am Hause begegnete er der reizenden Julie, die im zierlichen Negligé an ihm vorbeihuschte. Sie wurde rot, wie sie ihn sah; er erschrak: an ihrem weißen Häubchen fehlte eine Schleife.

So war das Abenteuer, dessen Erinnerung Mariens Gegenwart aus seinen Gedanken verdrängt hatte, doch kein wüster Traum gewesen. Die gefundene Schleife, die an ihrem Häubchen fehlte, das Rotwerden Juliens und ihr Ausweichen — Julie also war der abenteuerliche Besuch dieser Nacht gewesen! Die ganze Unbehaglichkeit seiner Stimmung von diesem Morgen kehrte ihm zurück. Die schöne Natur tat nichts mehr, ihn zu erheitern; umgekehrt nahm der blaue Himmel die graue Farbe seiner Stimmung an. Unwillen und Verachtung seiner selbst war der dunkle Grund, die Erinnerung an Juliens verlockende Bedürftigkeit, an Mariens edle Beschlossenheit in sich die Bilder, die auf ihm wechselten. Das erste erwärmte ihm mählich Blut und Eitelkeit, und jenes Unbehagliche schwand vor ihm bis auf einen Grad, wo es durch den leisen Kontrast nur das Wollüstige des Zustandes erhöhte; das zweite vertrieb wie ein Cherub mit dem Flammenschwert jene seelengefährliche Verschwommenheit und vertiefte durch seine reine Helle jenen dunkeln Grund. Er suchte, sich vor sich selbst zu entschuldigen, das erste, was der Mensch in solchem Zer-

würfnis mit seiner bessern Natur zu tun pflegt. „Unter gleich verführerischen Umständen", sagt' er zu sich, „wäre wohl jeder gefallen." „Befreit dich dies aber", entgegnete die Stimme, die in jedem edleren Gemüte dieser Entschuldigung widerspricht und mit eifriger Parteilichkeit den größern Teil, wenn nicht die ganze Schuld von dem andern ab auf sich wälzt, „von der Pflicht, die du übernommen, indem du vor Gott und der Natur ihr Gatte wurdest? Darfst du dich von den Folgen einer Schwäche durch ein Vergehen freimachen?" Fühlte er, daß sein Blut glühte bei dem Gedanken, die reizende Julie zu besitzen, so wurd' ihm nur um so klarer, wie sein Herz und seine heiligern Gefühle nach Marien hinstrebten.

Es war ihm angenehm, daß Ritter, der eben aus dem Hause getreten war, auf ihn zukam.

„Wissen Sie," fragte Ritter, „daß sich heute nacht die weiße Jungfrau wieder hat sehen lassen?" Eisener erschrak, ohne recht zu wissen warum. „Kommen Sie mit", fuhr Ritter fort, „zu Mariens Mägden! Nichts interessanter als solche Wunder aus solchem Munde." Eisener folgte dem Freund nach dem Wirtschaftsgebäude, wo sie Marien fanden und eine Zeitlang schweigend beobachteten. „Gibt es denn", sagte Ritter, „etwas Reizenderes als dieses sechzehnjährige Hausmütterchen in ihrem wirtschaftlichen Treiben? Sehen Sie nur, sie mag tun, was sie will, so tut sie es auf das beste und auf das schönste zugleich. Wer hat das Kind die Zierlichkeit gelehrt, mit der sie die gemeine Operation des Türöffnens und -schließens adelt!"

Marie bemerkte die Freunde, hörte Ritters Wunsch und rief zwei Mägde herbei. „Da haben Sie das Für und das Wider. Gretchen ist unser Märchenbuch, Hanne die einzige unter den Dienstboten, die sie nicht zum Glauben an sich bekehren kann." Ritter fragte Gretchen, wie es sich denn eigentlich mit der weißen Jungfrau verhalte.

„Ja, sehn Sie," sagte Gretchen wichtig, indem sie die linke Hand unterstemmte und den Zeigefinger der rechten feierlich erhob; „viele Menschen haben sie schon gesehen. Einige sagen, sie sei nicht schön; andere wieder wollen nichts Schöners gesehen haben. Soviel aber ist gewiß, wenn sie sich gezeigt hat, kommt allemal etwas Großes in der

Zeitung. Der Schultheiß sagte heut früh, wie ich ihm begegnete: ‚Merkt auf, Gretchen, ob's nun nicht in der Zeitung kommt, daß sie den Sparten-Nero oder Schwarten-Nero gehängt haben' — ich weiß doch nicht wo — in Ungarn, sagt' er, oder in Spanien; dort herum ist's aber."

„Die weiß die Zeitung!" lachte ein alter Knecht behaglich, indem er Rittern durch eine Art halbvertraulichen Lächelns zeigte, daß er ihm zutraue, er verstehe, daß er dieses nur ironisch gesagt habe. „Sie meint den Esparo, der den Esparklee erfunden hat."

„Meinetwegen kann er den Luzernerklee erfunden haben," sagte Gretchen lachend; „unsereins hat Wichtigeres zu tun als Zeitungslesen. Wenn Er die Geschichte besser weiß, brauch' ich sie nicht zu erzählen."

„Mag er heißen, wie er will, den der Schultheiß meint," sagte Ritter, „von der weißen Jungfrau soll uns Gretchen erzählen, wo sie sich zeigt, wo sie herkommt, wo sie hingeht."

„Ja, sehn Sie," antwortete Gretchen, „sie kommt allezeit drüben vom Kirchhof und geht auch wieder dahin. Da oben in jenem Fenster vom Gartenhause, da steht sie gewöhnlich ein, auch zwei Vaterunser lang und sieht in den Mond und schlägt die Hände über dem Kopf zusammen wie eins, dem's recht weh im Herzen ist. Hat sie nun ein Vaterunser oder zwei dort gestanden, dann fällt allemal der Vorhang wieder herab, und fort ist's."

„Und geschieht dies in gewissen Nächten?" fragte Ritter, während es Eisenern durch alle Adern fröstelte.

„Ja, sehn Sie," sagte Gretchen, „wenn nicht Vollmond ist, sieht man sie nicht. Sie soll, wie sie — Gott behüte uns! — wie sie noch lebte, ein Fräulein gewesen sein von großem Reichtum und noch schöner als reich; die war mit einem jungen Ritter verlobt, der war der schönste, reichste und beste auf viele Stunden. Und die Hochzeit wurde prächtiger ausgerichtet, als es zu sagen ist. Da wurde musiziert, getanzt, getrunken, was Hände, Beine und Keller hergaben, bis das Brautpaar kurz vor Mitternacht in die Brautkammer geführt wurde. Aber kaum, daß sie allein beisammen waren, da rief's mit einer seltsamlichen Stimme draußen vor der Burg: ‚Kunz, komm her-

ab! Kunz, komm herab!' und noch einmal rief's: ‚Kunz, komm herab!' Die Stimme aber klang so klagend und so drohend zugleich. Der Bräutigam sagte: ‚Das ist mein bester Freund; er ist in Not und ruft mir.' Das Fräulein aber sagte: ‚Die Stimme gehört meiner Muhme, die sie vor zwei Jahren tot gefunden haben.' Drum grauselte sie's, daß sie eine Gänsehaut bekam über den ganzen Leib, und sie sagte zu ihrem Bräutigam: ‚Bleibet bei mir, mein herztausiger Schatz! Die Stimme will Euch verlocken! Es ist sicherlich ein böser Spuk, denn es ist um Mitternacht.' Der Ritter aber sagte: ‚Holdseligste Jungfrau Braut, das kann nichts helfen; sei's ein böser Spuk oder ein guter, mich soll niemand vergebens rufen.' Das Fräulein aber sagte: ‚Herztausiger Schatz', hat sie gesagt, ‚so bleibet nur so lang bei mir, bis die Geisterstunde vorüber ist und der volle Mond aufgeht'. Aber der Ritter nahm seinen Degen von der Wand und sagte: ‚Seid lustig, mein Herz, und grämet Euch nicht; bis die Geisterstunde vorbei ist und der volle Mond aufgeht, bin ich wieder bei Euch'. Und er ging hinaus. Das Fräulein aber trat an das Fenster und konnte nichts sehen vor der Finsternis draußen und vor den Zähren in ihren Augen. Da ist denn die Geisterstunde vorbeigegangen, und der Vollmond ist aufgegangen, und sie hat gewartet und gewartet, aber der Ritter ist nicht wiedergekommen. Da schwur sie, keine Nacht zu ruhen, wenn Vollmond wäre, bis sie mit ihrem Bräutigam zu Bette gegangen sei. Und wie ihr erster Bräutigam immer und immer nicht wiederkam, so wartete sie auf einen andern, aber es mochte keiner um sie werben, der um jene Geschichte wußte, weil jeder dachte, es werde ihm ergehen, wie es jenem ergangen war. Darüber ist sie gestorben; ihr Schwur aber ist noch immer nicht erfüllt. Sooft Vollmond ist, sieht sie hinaus, ob noch kein Bräutigam kommt, und tut ganz kläglich und hebt die Hände weinend gegen den Mond."

So erzählte Gretchen; die andre Magd aber sagte: „Glauben Sie's ja nicht; das hat ihr Schreibers Christian erzählt; der ersinnt solche Geschichten."

„Wie kommt denn", fragte Ritter die Erzählerin, „das Fräulein aber hierher in das neugebaute Haus?"

„Ja, sehn Sie," sagte Gretchen, „hier, wo jetzt das neue Haus steht, da hat sonst die Burg gestanden, und eh' das neue Haus gebaut worden ist, haben Goldensonntagskinder die alte Burg hier gesehen und das Fräulein am Fenster, als wenn sie noch stünde. Seit aber das neue Haus gebaut ist, zeigt sie sich in jenem Fenster, und da soll man auch manchmal das Klavier klingen hören, was in der Stube steht, wo jenes Fenster ist."

Hier mischte sich die andere Magd wieder in das Gespräch. „Wenn man freilich", sagte sie, „sich vornimmt, etwas zu sehen, so sieht man wohl etwas, wo nichts ist. Wer nachts beim Vollmond hier unten steht und die Geschichte gehört hat, kann sich leicht einbilden, wenn er mit den geblendeten Augen nach dem Fenster hinaufsieht, das im Mondenschein wie Feuer glänzt, er sieht die weiße Jungfer dahinter. Die weiße Jungfer müßte doch ein Gespenst sein, und das wär' Aberglauben, denn es weiß jeder vernünftige Mensch, daß es keine Gespenster gibt. Das sagte immer mein Vater seliger, der ein gescheiter Mann war, und der wußt' es; aber ein Schatz, meint' er, könnte da liegen, und wenn's auf seinem Grund und Boden wäre und er lebte noch, der hätte lange nachgegraben."

Ritter lachte herzlich. Gretchen antwortete ihrer Gegnerin pikiert: „Wer einmal nicht mehr daran glaubt, der hält auch bald den lieben Gott und die Bibel für Aberglauben; und wenn Hannens Vater einmal in die Kirche ging, wunderte sich das ganze Dorf. Aber wie die Alten sungen, so zwitscherten die Jungen."

„Ich dächte," sagte Ritter zu Eisenern, nachdem die Mägde sich entfernt hatten, „wir brächen jetzt gleich auf. Noch ist es nicht zu warm. Wir gingen durch jenen Wald nach Hause, der uns für den etwas weitern Weg durch seinen Duft, seine Kühle und seine fröhlichen Vogelstimmen herrlich entschädigen wird."

Eisener, innerlich mit den seltsamsten Vorstellungen und Gefühlen ringend, hatte keinen eigenen Willen; fast mechanisch folgt' er dem Freunde. Der Pastor lud sie ein, bald wiederzukommen. Marie, die Eisenern die Hand gegeben hatte, zog sie wie ängstlich-verlegen schnell wieder zurück.

Wenn wir Ursache haben, unzufrieden mit uns zu sein oder mit unserer Lage, dann läßt uns ein heimliches Selbstbedauern alles auf uns und unsere Lage beziehn; wir sind sinnreicher als je, gilt es, ein Verbindungsglied zwischen uns und Dingen zu finden, die wir sonst nicht bemerkt hätten, ja die wir uns oft erst erschaffen. „Die Berührung eines Menschen, wie du bist," sagt' er zu sich selbst, während sie gingen und Ritter, auf bessere Aufmerksamkeit seines jungen Freundes rechnend, ein Gespräch anknüpfte, welches er allein führen mußte, „deine Berührung erregte dem reinen Wesen einen Schauer, ihr ahnend Gefühl warnt sie vor dir. Wie konntest du auch nach den Vorgängen dieser Nacht so frech vor diesem Engel stehn, wie du getan hast, ohne zu versinken im Gefühle deiner Verdorbenheit!" So war er wieder im Zuge, willkürlich das Unbehagliche seiner Stimmung zu vermehren, wozu die rasche äußere Bewegung das Ihrige tat. Das Geschehene stand nicht zu ändern; sein rechtliches Gefühl blieb dabei, er habe in dieser Nacht einem weiblichen Wesen ein Recht auf sich gegeben, welches er, wenn sie es fordere, ihr nicht streitig machen könne; es war ihm eine Beruhigung, sich auf diese Weise gleichsam bestraft zu sehen. Seiner edeln Seele fiel nicht ein, jenem Wesen einen Teil der Schuld aufzubürden, was so nahe lag; vielmehr fand er eine wachsende Lust darin, was davon wirklich das Werk vieler ineinandergreifender Umstände war, sich als das Resultat einer kalten ruhigen Berechnung von seiner Seite vorzustellen. Der solchergestalt aufgeregten Seele wurd' es zuletzt zur Möglichkeit, die Gestalt könne eine gespenstige gewesen sein, und die Unzufriedenheit mit sich steigerte sich zum mit Schauder gemischten Widerwillen.

Drittes Kapitel

In dieser Stimmung brachte Eisener Tage und Wochen zu. Breitung hatte ihn und Rittern eingeladen, ihn in dem alten Schlößchen, welches er in angenehmer Gegend bewohnte, zu besuchen. Ritter, der Eiseners zunehmende Verstimmung nur zu deutlich wahrnahm

und doch dem Vertrauen des Freundes auf keine Weise, weder durch Frage noch durch Andeutungen, vorgreifen wollte, suchte ihn durch kleine Partieen zu zerstreuen. Eines Tages kam er ziemlich früh zu Eisenern. „Wenn Sie nichts anderes heute vorhaben," sagte er, „so besuchen wir unsern Freund Breitung." Eisener war bald zum Mitgehen fertig; so machten sie sich denn auf den Weg. „Ich verspreche mir gute Unterhaltung in Rosnigrode," sagte Ritter. „Gewiß," entgegnete Eisener, „Breitung müßte denn über Nacht die gute Laune verloren haben, die mir unverwüstlich scheint." „Das ist es eben," sagte Ritter. „Sie müssen nämlich wissen, daß der alte Breitung nur außerhalb seines Gutes der heitere, oft ausgelassene Lebemann, als den Sie ihn kennen, in seinem Hause aber und unter den Seinigen der ärgste Griesgram und Hypochonder sein soll. Hat ihn ein heiterer Besuch vergessen machen, daß er zu Hause ist, so bedarf es nur eines Umstandes, der ihn entfernt daran erinnert, um ihn in der Kürze eines Augenblicks zu seinem Gegenteil zu machen." Ritter erzählte einige ergötzliche Anekdoten als Belege, die er von einem vertrauten Freunde Breitungs gehört hatte. Eisener hörte wenig davon. Indem er daran dachte, wie leicht er selbst, durch den kleinsten Umstand an den Gegenstand seiner übeln Stimmung erinnert, dieser anheimfalle, hatte er die Wahrheit dieser Bemerkung schon durch die Tat bewiesen.

Gerne hätt' er Rittern das Abenteuer jener Nacht mitgeteilt; für seine Person hätte er sich durch dies Geständnis wie durch eine Art Buße erleichtert gefühlt; aber seine Denkart erlaubte ihm nicht, das Wesen, an dem er ohnedies gesündigt zu haben glaubte, auch noch zu kompromittieren. Nun erfuhr er von Rittern, daß sie Julien heute bei Breitung treffen würden. Gab sie ihm Grund — so kam er zum Entschlusse — gab sie ihm Grund, sich überzeugt zu halten, sie sei der gespenstige Besuch jener Nacht gewesen, so wollte er ihr Herz und Hand anbieten. Den Zweifel, ob sie es verdiene, der nahe genug lag, wies er zurück als einen Vorwand, den er sich machen wolle, um nur glauben zu können, er dürfe sich lossagen von dem, was er für seine Pflicht erkennen mußte. Daß sein Vater, der bereits eine reiche

Partie für ihn hatte, seine Bewilligung versagen würde, war vorauszusehen. Aber eben das bestärkte ihn eher in jenem Entschlusse, als daß es ihn wankend gemacht hätte. Schon seit einigen Jahren hatt' er sich mit dem Gedanken getragen, seiner Lieblingsneigung, der Neigung zur Malerkunst folgend, ein Geschäft aufzugeben, gegen welches er nur Widerwillen empfand, und dadurch zugleich von der Despotie seines Vaters sich zu befreien, die ihm mit jedem Jahre unerträglicher geworden war.

Während er aber seinem rechtlichen Gefühl folgte, nach welchem er sich für das Eigentum Juliens ansehen mußte, konnte er sich nur immer weniger verhehlen, daß das Innerste seines Herzens Marien zugehörte. Aber er hatte in diesen Tagen sich gewöhnt, das gute Mädchen für ein Wesen zu halten, welches so hoch über ihm stehe, daß seine Liebe es entweihen müsse. Denn sich selbst verachtete er, wenn er an den Stolz auf seinen sittlichen Wert zurückdachte, der seit jener Nacht zertrümmert war; alles Bewußtsein des Edleren in ihm schien ihm eine Selbsttäuschung. Kam nun zu dem allen, daß Ritter, den er liebte und achtete, auf den er das Ideal übergetragen hatte, an welches er glauben mußte, wenn er es auch nicht mehr in sich selbst fand, vielleicht schon in den nächsten Tagen ihn verließ, um sich dem gelobten Lande der Kunst, Italien, zuzuwenden, so ist leicht zu begreifen, daß seine Seele, anstatt sie zu beherrschen, ein Raub der mannigfaltigen Eindrücke, von dem einen zu dem andern schwankend, keines klar bewußt werden, keinen tief fühlen konnte.

Unsere Freunde waren kaum noch einen Büchsenschuß von Breitungs Wohnung entfernt, als ein Knecht, der von dem Schlößchen herkam, in der angestrengtesten Eile an ihnen vorbeilief. Nicht lange, so begegnete ihnen ein zweiter, noch eiliger als der erste, und diesem folgte kurz nachher ein Berittener. Ritter rief den Reitenden an, dieser gab vorbeisprengend durch Zeichen zu verstehen, er habe keine Zeit zu plaudern. „Allem Anschein nach", sagte Ritter zu Eisenern, „kommen wir Breitung jetzt nicht erwünscht. Ist nun jemand, vielleicht er selbst, plötzlich gefährlich krank geworden? Etwas scheint

vorgegangen zu sein, was uns bestimmen könnte, unsern Besuch zu verschieben. Es wird sich ja wohl noch ein Dienstbote finden, der uns Rede steht."

Indem hörten sie seitwärts in den Gebüschen eine leidenschaftlich erhobene Stimme. Nach einigen Lauten, von denen unsere Freunde nicht wußten, bedeuteten sie einige Seufzer oder ein schmerzlich verbissenes Lachen, sagte die Stimme: „Gut! gut! so ist er hin. So wird doch alles noch zu Grunde gehn!"

Die Stimme klang unsern Freunden wie Breitungs; einige Augenblicke darauf sahen sie wirklich Breitung aus dem Gebüsche treten. Gesicht und Gebärden paßten zu jener leidenschaftlich erhobenen Stimme. Wie er die Freunde sah, heiterten seine Züge sich auf, er drückte beiden die Hände und hieß sie mit Freundlichkeit willkommen. Diese Freundlichkeit, durch welche die mühsam versteckte Bekümmernis dennoch hindurchsah, hatte etwas Rührendes. Er führte die Freunde in seine Wohnung. Seine Frau, der er sie vorstellte, eine stattliche Gestalt mit angenehmen Zügen, begrüßte sie so herzlich als ihr Gemahl, aber mit einer unbefangenen Heiterkeit, die seltsam mit seinem bekümmert-feierlich-freundlichen Wesen kontrastierte. Eisenern fiel ein, wie wenig schmeichelhaft Breitung von den Frauen zu sprechen pflegte; er glaubte, die Ursache zu begreifen, und bedauerte seinen alten Freund, wie er wahrnahm, daß die Frau, ohne die mindeste Rücksicht auf ihres Mannes Stimmung zu nehmen, dessen Gegenwart sie sogar halb und halb ignorierte, sich ihrem heitern Temperamente überließ, und verdachte ihm nicht, daß er nun auch seinerseits ihre Gegenwart gar nicht zu bemerken schien.

Unser Eisener saß bei Tische zwischen Julien und Rittern. Die geistige Unruhe gab ihm die äußere Beweglichkeit, der Zwang, den er sich antun mußte, sein Bewußtsein über den Wogen zu erhalten, die in ihm brausten, das Bestimmte des Weltmanns, was ihm sonst fehlte, und so kam es, daß er äußerlich die Gesellschaft beherrschte, während er innerlich nichts weniger war als sein eigener Herr.

Breitung wurde heiterer, als er das Gespräch auf Marien gelenkt hatte, wie er so gern tat, und zwar diesmal, weil ihm die Aufmerk-

samkeit Eiseners gegen Julien, die so sehr einer wachsenden Neigung glich, mißfiel. Er hatte Eiseners treuherziges Wesen liebgewonnen, und es war ihm ein Anliegen geworden, seine beiden Lieblinge, Marien und ihn, vereinigt zu sehn, ein Anliegen, das Ritter und seine Frau, und zwar das einzige Anliegen, das seine Frau mit ihm teilte.

Freilich wußten alle drei nicht, wie ihr Lob bei Eisenern gerade die der erwünschten entgegengesetzte Wirkung tat, wie sie die Kluft, die er zwischen Marien und sich sah, nur immer erweiterten, obgleich seine Neigung zu Marien an den Schmerzen wuchs, die aus seinen Vergleichungen von Mariens Werte mit seinem Unwerte hervorgingen.

„Marie", sagte er, „ist nicht zur Liebe geschaffen, nur zur Verehrung. Die Liebe ist ein Bedürfnis und wendet sich nur dem Bedürftigen zu. Diese in sich abgeschlossene Seele wird, wie sie an sich selbst das Bedürfnis nicht fühlt, es auch an andern nicht verstehn. Die Neigung, die um sie würbe, müßte sie ängsten und ihre Nähe meiden machen. Und welcher Mann verdiente auch, daß sie seine Neigung gegen sie erwiderte!"

„Über die Idealisten!" rief Breitungs Frau mit scherzendem Zorne. „Ihr armen deutschen Mädchen, glaubt ihr euch geliebt von dem, der sich mit den Künsten eines Poeten in euer Herz geschlichen und der der Oden euers engen treuen Daseins geworden ist? Euch hat er nicht geliebt! Ein Schiller'sches Wahnbild hat seine Phantasie mit euern Zügen überkleidet, und ihr müßt seinen Irrtum büßen. Um seinetwillen habt ihr den Anspruchlosen abgewiesen, der euch selbst liebte, eure Schwächen kannte und euch doch liebte, der euch ein fester Stab geworden wäre, wo jener in seiner Künstlichkeit für sich selbst keinen Halt hat und ihn in euerer Idealität eben sucht. Ihr habt das warme Herz um den warmen Kopf verschmäht, habt die Liebe zu euch hingegeben um die Verliebtheit der exaltierten Gemütseitelkeit in sich selbst, die sich in euch nur bespiegeln wollte. Gehören Sie auch zu diesen Bösewichtern?" In dem Tone, mit dem sie die letzten Worte sprach, war mehr Ernst als Scherz.

Der junge Eisener war noch nicht so verkünstelt, daß ihn nicht getroffen hätte, was von Wahrheit in dem lag, was er eben hatte hören müssen; aber die beleidigte Eitelkeit, die eben durch diese Beleidigung in ihm wieder ins Leben trat, deckte sogleich über den verwundeten Teil die Spinnenwebe der Selbsttäuschung einer großartigen Resignation, daß das Edle verkannt werde müsse.

„Wissen Sie, daß in jener Nacht, die wir in Marklinde zubrachten, eine geisterhafte Schöne unter uns gewandelt hat?" fragte Breitung, der, wenn er sah, daß das Gespräch sich um ein Thema drehte, welches seine Frau interessierte, sogleich etwas jenem ganz Fremdes auf das Tapet brachte.

Eisener wandte unwillkürlich bei diesen Worten seine Augen wie fragend nach Julien, die errötete und ihre Verlegenheit kaum zu bergen wußte. Er erschrak; denn an dieser Gewißheit fühlt' er erst, daß er gewünscht, es möge anders sein, fühlt' er erst, wie er Marien liebe.

Das Gespräch wurde jetzt auf andere Weise unterbrochen. Ein junger Mann, wahrscheinlich Breitungs Verwalter, kam schnell herein. Breitung, der zu erschrecken schien, wie er ihn sah, heftete fragend seine Augen auf ihn. Der Verwalter begrüßte nur ganz eilig die Gesellschaft; er bückte sich zu Breitung nieder und sprach ihm eifrig in das Ohr. Die Umsitzenden verstanden nur die Worte: „Wilm sagt, sie haben den Baron im Schierlitzgrunde gefunden, aus einer Wunde blutend."

Breitung erhob sich eilig, stammelte einige Entschuldigungen und entfernte sich hastig mit dem Verwalter. Breitungs Frau knackte währenddes gleichgültig einige Mandeln, deren Kerne sie mit Julien teilte, welcher sie dieselben ohne weiteres in den kleinen Mund steckte. Die ganze übrige Gesellschaft war verstört und verlegen. Als der Hausherr immer und immer nicht wiederkam, erhoben sich alle von den Stühlen. Einige empfahlen sich. Auch Ritter und Eisener hatten eben ihre Hüte genommen, als Breitung wieder hereintrat und ihnen mit Aufhebung aller Freundschaft drohte, wenn sie gingen.

Er schien weit heiterer als vorhin und geriet nun im Garten, wo-

hin die Überbleibsel der Gesellschaft ihm gefolgt waren, beim Wein und interessanten Gespräche in jene Stimmung, in welcher ihn die Freunde als den muntern Breitung vom Marklinder Jahrmarkte wiedererkannten. Seltsam war es, daß in demselben Maße, in welchem Breitungs gute Laune wuchs, seine Frau einsilbiger und zuletzt ganz still und nachdenklich wurde.

Endlich war alles Beängstende vergessen, und die jungen Leute begannen zu spielen und zu tanzen.

Ritter unterhielt sich mit der Dame vom Hause, deren gesunder Verstand über einen Reichtum von Kenntnissen disponierte, der ihn in Verwunderung setzte. Sie mochte gemerkt haben, wie ihr gleichmütiges Benehmen während ihres Gemahls Unruhe und schlechtverhehlter Bekümmernis ihr in Ritters Meinung geschadet hatte. Sie sagte: „Es tat mir leid, wie ich sah, daß Sie und Ihr Freund durch die Unart meines Mannes leiden mußten, der sich einmal nicht bewältigen kann."

„Es gibt", entgegnete Ritter, „Lagen und Stimmungen, in denen man sich allem Bemühen zum Trotze nicht bewältigen kann; dann tritt von seiten der andern die Rücksicht ein, die jener zu nehmen nicht mehr imstande ist."

„Und was glauben Sie denn," fragte die Dame, ihn mit großen Augen ansehend, „daß meinem bedauernswürdigen Gemahl widerfahren ist?"

„Es wäre indiskret," sagte Ritter, „hier forschen zu wollen. Einigen Äußerungen nach betrifft seine ängstliche Sorge einen teuern Freund, einen Baron, den ich nicht kenne und der sich seiner Beobachtung entzogen hat, vielleicht um — nun, er soll gefunden worden sein, aus einer Wunde blutend."

Madame Breitung konnte der Übermacht ihrer Lachlust nicht länger widerstehen. Sie nahm Ritters beide Hände und bat ihn tausendmal, ihr zu verzeihn, daß sie über den versuchten Selbstmord des jungen Barons lachen müsse, und lachte immer wieder. „Ach, der gute Baron!" sagte sie, oft vom Lachen unterbrochen, „der gute, blondbärtige, interessante junge Mann! Er hatte etwas Melancholisches

in seinem Blick, doch schien er sich ganz gemütlich in seinem Pelze zu befinden."

Ritter konnte nicht unwillig auf sie werden, so herzlich bat und lachte sie. „Ich will nicht hoffen —" sagt' er, selbst lachend.

„Hoffen Sie immer!" entgegnete die Lachende. „Schon öfter ängstigte man sich um ihn; Boten flogen vergebens nach allen Revieren der Umgegend — der Baron ist nämlich ein großer Liebhaber der niedern Jagd. Dort sollte er verwundet, dort tot gefunden worden sein, bis er plötzlich und unerwartet aus irgend einer Ecke, wo er sanft geschlafen, mit graziösem Dehnen und leisem Tritte ganz gemütlich in das allgemeine Lamento hereingesponnen kam. Wahr ist's, man kann nicht leicht einen schönern Kater sehn als den Kater Baron. Man möchte weinen, müßte man nicht lachen," fuhr sie fort, indem sie durch Ton und Gebärde die ungemeine Beweglichkeit der weiblichen Stimmung belegte, „muß man dergleichen mit ansehen und anhören. Was soll man dazu sagen? wie sich dabei benehmen? Ich bin ihm nicht sentimental genug, nicht tief genug empfindend, und so denkt und spricht er sich in solche Bekümmernisse hinein, nur um sich selber bedauern zu können und von andern, die die wahre Sachlage nicht kennen, bedauert zu werden, daß er einen Eisblock zur Frau hat. Dazu gibt ihm nun der Kater, den ich, wie er weiß, nicht leiden kann, die schönste Gelegenheit."

Während die Dame vom Hause solchergestalt Rittern ihre Not klagte, hatte ihr Gemahl seinen jungen Freund am Arme genommen und ihn einen Laubgang hindurch nach einem Laubholzwäldchen geführt.

„Lieber Eisener," sagte er zu ihm, „erlassen Sie mir die Versicherungen, daß ich Sie achte und liebe, die ich Ihnen nach Weltart erst machen müßte, um meine Berechtigung zu Wink und Warnung darzutun; glauben Sie mir jenes unausgesprochen. Freund Eisener, Ihre Weiber! Ihre Weiber, die Sie so hoch verehren! sie werden's Ihnen so schlecht vergelten, wie sie jedem tun, der sie in seinem Herzen achtet. Sie haben kein Gemüt; auch das Tiefste in ihnen ist noch Oberfläche. Ein ganz klein bißchen Engel, ein ganz klein bißchen

Teufel und entsetzlich viel Eitelkeit in eine Sammethaut eingefaßt — und das Weib war fertig. Sie sind nie etwas, sie scheinen nur. Sie können noch lügen, auch wenn sie lieben, drum ist ihr ganzes Lieben nur Lüge. In dem innigsten Augenblicke, wenn ihr glaubt, ihre Seele habe alle Verhüllung abgeworfen, hängt sie noch einen Schleier mehr über sich. Auch die Wahrhaftesten gestehen nur Fehler ein, mit denen sie kokettieren können, und ich wette, am jüngsten Tage erscheinen sie noch vor dem Weltenrichter in Trikots."

Breitung hatte sich in einen gewaltigen Eifer hineingesprochen. Eisener hielt solche Äußerungen einem Manne zugut, der dem ganzen Geschlechte die Kälte und Herzlosigkeit vorwarf, die seine Frau, wie Eisener gesehen zu haben glaubte, ihm zeigte.

Breitung fuhr fort: „Nehmen Sie sich in acht vor jener kleinen hübschen Schlange. Während sie, wie ich recht gut weiß, alle Angeln ihrer Reize nach Ihnen auswirft und Sie glauben machen will, daß sie Sie liebe, ja vielleicht — wer weiß es denn? — wirklich ein wenig in Sie verliebt ist, gibt sie sich mit andern Liebhabern nächtliche Rendezvous. Sahen Sie, wie sie rot wurde, als ich von der Schönen sprach, die als Geist unter uns gewandelt sei? Mir fiel in jener Nacht auf, daß der junge Jäger, den Sie ja gesehen haben, sich ganz heimlich aus dem Zimmer schlich, nachdem er erst noch fest zu schlafen geschienen hatte. Schon damals kam mir der Verdacht auf Julien, der durch ihr Erröten und ihre Verlegenheit vorhin mir nun zur Gewißheit worden ist."

Eisener schwankte wieder zwischen jenen beiden sich widersprechenden Gefühlen. Er empfand, daß er Julien nicht liebe; denn er wünschte, Julie möge die Rechte nicht an ihn haben, die sie, war sie jener nächtliche Besuch, an ihn gewonnen hatte; gleichwohl fühlte er eine Aufwallung eifersüchtigen Verdrusses, wenn er sich dachte, sie habe dem Jäger in jener Nacht ein Rendezvous gegeben.

Übrigens konnte Breitung vielleicht ihm die Gewißheit verschaffen, ob Julie jener Besuch gewesen sei oder nicht; um dies zu erfahren und zugleich doch den Anteil seines Herzens an der Frage zu verbergen, sagte er mit dem gleichgültigsten Tone, dessen er eben mäch-

tig wurde: „Ich glaubte, Sie meinten das Fräulein, welches bei Vollmond im Marklinder Pfarrhause umgehen soll?"

Breitung, der hinter dieser Frage die Absicht vermutete, dem Gespräch einen andern Gegenstand zu geben, ging darauf ein, weil er noch Gelegenheit zu finden meinte, seine Warnung zu wiederholen.

„Ja, dieses Fräulein," entgegnete er, „welches bei Vollmond in dem Fenster des Zimmers sich zeigt, neben dem Sie mit Ritter übernachteten, haben Sie es gesehn?"

„Ritter sagte von dem Spuk, und eine von den Mägden Mariens hat uns seine Geschichte erzählt," antwortete Eisener.

„Marie," sagte Breitung, und Eisener wunderte sich nicht, daß sein Wirt von dem Fräulein auf Marien übersprang; an seinem wachsenden Eifer sah man, wie gern er von ihr sprach, „Marie ist ein wundersames Kind; wenn man die Ruhe, wenn ich so sagen darf, die Kühle ihres Wesens und das Unbedürftige, Geistige desselben betrachtet — ein Apfel und ein Schnittchen Brot ist ihre gewöhnliche Mahlzeit und völlig zureichend für einen ganzen Tag —, so möchte man fast glauben, sie sei ursprünglich gar nicht von dieser Erde, sondern etwa auf dem Monde zu Hause, der mehr Einfluß auf sie zu üben scheint als jene. Schon als Kind war sie ein eigenes Wesen; sie sprach eine Sprache für sich, die nur der Eingeweihte oder ein sehr poetischer Mensch verstehen konnte. Alles Leblose war ihr lebendig; in Blumen, Bäume, Bauwerke, ja sogar in Meubels und Kleider trug sie die Empfindungen einer menschlichen Seele hinüber. Sie vermischte die Sinneseindrücke in ihren Reden auf die seltsamste Weise, so daß sie von Tönen behauptete, sie sähen rot oder blau, und umgekehrt von den Farben, sie klängen munter oder traurig. Ein Mädchen, einige Jahre älter als sie, die Tochter eines Dorfkrämers, nannte sie das blaue Lied.

Mit dem siebenten Jahre etwa gab zum Erstaunen aller, die wir das Wachstum des lieben Kindes mit Freude und Bewunderung verfolgten, die Neigung zum Spielen und zwecklosen Träumen, die mit so lebendiger beweglicher Phantasie stets verbunden ist, der jener gerad' entgegengesetzten Richtung Raum. Von da begann sie im Leben zu wurzeln mit der ganzen Innigkeit, die ihrem Wesen eigen

ist. Schon mit dem zwölften, dreizehnten Jahre besorgte sie das Hauswesen ihres Vaters zur Verwunderung aller, die sie beobachteten. Ein himmlischer Segen schien dabei alles zu begleiten, was sie unternahm; alles wuchs ihr unter den Händen. Vorübergehend wohl konnte sie an den idealistischen Träumen der Dichter und ihrer Bekannten sich erfreuen, aber ihr eigentliches Element war die Wirklichkeit.

Mit dem Beginn der Reife trat ein einziger Einfluß aus jener frühern Zeit wieder in Wirksamkeit, aber nur zeitweise und gleichsam verstohlen. Der Mond war ihr Liebling und ihre Sehnsucht gewesen; als kleines Kind hatte sie stundenlang ohne Abwechselung in den Mond sehen können; war sie krank, so mußte Mutter oder Wärterin sie an das Fenster tragen, durch welches sie den Freund ihrer kleinen Seele erblicken konnte. Seit etwa einem halben Jahre hat der Mond den Einfluß, den er sonst auf die Wachende übte, auf ihren Schlaf geltend gemacht. Zur Zeit des vollen Mondes verläßt sie öfter ihr Lager, kleidet sich an und geht herauf in das Eckzimmer im Pavillon. Hier steht sie einige Zeit und wendet die geschlossenen Augen dem Monde zu; dann läßt sie den Vorhang herab, entkleidet sich und legt sich in das Bette, das an dem Orte steht, wo sie als Kind zu schlafen pflegte. Sowie der Mond die Fenster dieses Zimmers verläßt oder durch die Fenster ihres jetzigen Schlafgemachs scheint, erhebt sie sich wieder, kleidet sich wieder an und kehrt dahin zurück. Sie selbst weiß nichts von diesen Wanderungen, und was man getan hat, sie während derselben zu erwecken, ist vergeblich gewesen. Der Arzt meint, daß diese Anfälle von Mondsucht mit der vollendeten Reife oder wenigstens mit ihrem ersten Kindbette auf immer sich verlieren werden."

Hier wurde Breitung von dem Durcheinanderschreien vieler Stimmen unterbrochen, die seinen Namen riefen. Er drückte mit einer Art Rührung Eiseners Hand und bat ihn um Entschuldigung, wenn er ihn jetzt auf kurze Zeit sich selbst oder der übrigen Gesellschaft überlasse. Wäre Breitung in diesem Augenblicke weniger zwischen Hoffnungen und Befürchtungen geteilt gewesen, die ihm näher lagen, so hätte ihm die Bewegung nicht entgehen können, in die seine Erklärung seinen jungen Freund Eisener versetzt hatte.

Dieser suchte sich die einsamste Stelle des Parkes. Dort lehnte er sich an den Stamm einer großen Buche. Vergebens suchte er die Klarheit über sich selbst, die ihm von Kind auf Bedürfnis gewesen war. Vergebens legte er die fieberheiße Stirne in die kühlen Blätter der Büsche. Sein Herz klopfte so gewaltig gegen den Stamm, den er mit den Armen umschlungen hielt, daß es mit jedem Schlage seinen ganzen Körper zurückdrängend erschütterte.

Es war der Schmerz über den Vorwurf, an allem, was dem Menschen das Heiligste sein muß, sich vergangen zu haben, an der Unschuld selbst, an der Gastfreundschaft, an der heiligen Hülflosigkeit des Schlafes — und doch fühlt' er zugleich eine Art Erleichterung, daß nicht Julien, eine Art Freude, daß Marien seine Verpflichtungen gehörten, die er durch jene Vergehen eingegangen war. An dieser Gewißheit reifte seine Liebe zu dem schönen Mädchen, deren Schuldner er sich in so hohem Grade fühlte, zu solch freudiger Stärke, daß ihr Licht jenen Schatten in seinem Gemüte das Gleichgewicht hielt, wenn nicht sie aufwog. Zerstreute Bilder einer schönen Zukunft glitten ihm so schnell vorüber, daß er vergebens sich mühte, nur eins davon festzuhalten. So oft er sich körperlich ruhebedürftig setzte, so oft trieb ihn die Unruhe seiner Seele vom Sitze wieder auf. Ohne recht zu wissen warum, vermied er die Wege; es tat ihm wohl, wenn die kühlen Zweige ihm in das heiße Gesicht schlugen. Ein nahes Rauschen lockte ihn — die Unruhe im Menschen gesellt sich gern der Unruhe in der Natur —, nun stand er am Ende des Parkes, vor ihm die zwei Arme der Schierlitz, die sich unlängst getrennt, um sich hier wieder zu vereinigen. Gleich unter dem Vereinigungspunkte rauschte ihr Wasser über ein Wehr, etwas weiterhin in den emsigen Rädern einer Mühle. Ihm gegenüber öffnete sich zwischen weißstämmigen Birken eine liebliche Aussicht. Nette Häuser, an einem sanften Hügel hingestreut, drunter der breite Fluß, drüber die violetten Weinberge. Auf einem der größern Häuser ward ein Storchnest, daneben die breite Krone einer riesigen Linde sichtbar. Er mühte sich, zwischen den fernen Häusern und Bäumen ein rosenfarbenes Gewand zu entdecken. Was eine erste Liebe Beseligendes haben kann, all das empfand Eisener zum

ersten Male und mit der ganzen Innigkeit seines Wesens. Alles andere, was ihm teuer war, fühlte er mit doppelter Lust als das Seine, indem er es über jenem zu vergessen schien. Seine heiligsten Erinnerungen, seine schönsten Hoffnungen, alle seine Neigungen fühlt' er wiedergeboren und verklärt durch diese süßeste. Alle Wonnen seines Lebens umarmten sich in dieser.

Als er endlich sich wieder zu der Gesellschaft fand, hatte diese sich vermehrt. Ein früherer werter Bekannter Ritters, Baron Wildsprung, der ihn zu der Reise, die sie zusammen zu machen gedachten, erst morgen hatte abholen wollen, war schon heute gekommen, weil sein Oheim, der Graf Waldern, ihn gebeten, den letzten Abend vor ihrer Abreise ihm zu schenken und Rittern, von dem er viel gehört und den er kennen zu lernen wünschte, mitzubringen.

Ritter hatte nur Eisenern erwartet, um von dem jungen Manne, den er liebgewonnen hatte, Abschied zu nehmen. Eisener fuhr mit den beiden bis an den Gasthof im Gebirgsgrunde, wo er sich einlogiert hatte. Gern hätt' er Rittern seine neuen Gefühle und Entschlüsse mitgeteilt; er tröstete sich mit dem Briefwechsel, den sie verabredet hatten.

Sie waren an dem Gasthofe angelangt; Eisener stieg aus. Noch ein Händedruck, und bald verschwand Ritter dem Freunde in den Staubwolken der frequenten Straße, die an heißen Tagen pilgernden Naturfreunden den wunderschönen Grund gänzlich verleiden.

Viertes Kapitel

Eisener war noch nicht lang auf seiner Stube, als eine dunkle Wolke, die den ganzen Nachmittag drohend stillgestanden, sich zu ergießen begann. Der Regen wurde immer stärker, die Wolke schien sich ganz in den Grund hineinlegen zu wollen. Eisener konnte durch die dichten großen Tropfen, die der Sturmwind durchwirbelte und im gedankenschnellen Wechsel von Lichter und Dunkler vor seinen Augen hin- und hertrieb, auch die Umrisse des nahen gegenüberstehenden Talesufers

nicht erkennen. Auf der Straße unmittelbar unter seinen Fenstern eilten Obdachsuchende in groteskem Aufzug, Tücher oder Teile der untern Kleidung über den Kopf gezogen, aufgeschürzt, so hoch man es mit der Notwendigkeit entschuldigen zu können sich getraute, mit sich allein hinreichend beschäftigt oder einen Teil seiner Sorge Kindern, Alten oder dem Vieh zugewandt, das man eilig einem Torwege oder, konnte man diesen nicht schnell genug erreichen, dem ausgebreiteten dichten Laubdach einer Buche zutrieb oder -zog, im Vorbeieilen nach Temperament oder augenblicklicher Stimmung Tracht und Eile an sich oder den andern belachend, klagend oder fluchend. Eisener hatte die Stirn an das Fenster gedrückt und sah mit dem einen Auge in sich hinein, mit dem andern auf die Straße: dort Flucht und Verwirrung wie hier. Aus der Gedankenlosigkeit, in die er verfallen war, riß er sich mit Anstrengung auf, um von neuem in sie zu verfallen.

Jetzt endete der Regen so plötzlich, wie er begonnen hatte. Der Himmel glänzte rein und freundlich wie vorher, am Horizont rosig angehaucht von der Abendsonne. Der leise Luftzug vermochte kaum die letzten Tropfen von den schweren Blättern zu schütteln; nach immer längeren Zwischenräumen ließ sich der eigentümliche Laut vernehmen, den der fallende Tropfen hören läßt, indem er Laub und Äste sprützend streift oder auf der Fläche eines Blattes zerspringt, von dem Rauschen des Blattes begleitet, welches der Erschütterung einen Augenblick leise wiegend nachzittert.

Eisener hatte das Fenster geöffnet. Der Staub, der sonst die Luft des Grundes verdickt und den Augen wie den Lungen beschwerlich fällt, war durch den Regen niedergeschlagen worden. Die gereinigte erfrischte Luft, die warmen Töne des Abendhimmels, die durch die feinen, zart und bräunlich umkräuselten Birkengipfel auf den Höhen der gegenüberstehenden Bergwand leuchteten, der rötliche Abglanz auf dem schmalen Streifen des Baches, den die Schatten der Erlen noch unverhüllt lassen mußten, und auf dem überdies noch frühlingsbraunen Wiesengrund lockten Eisenern aus dem Hause.

Unwillkürlich schlug er die Richtung ein nach Marklinde. Mit jedem Schritt wurde seine Stimmung heiterer. Während er mit seinem

Innerſten ſelig bei Marien war, ſagte er vor ſich hin: „Jedem andern iſt die Natur ein Ding, eine Sache für den Nutzen oder für das Vergnügen; dem Germanen iſt ſie eine Perſon, die mit ihm empfindet wie er mit ihr. Von ſeinem innern Reichtum leiht er ihr die Seele, deren Sympathie ihn tröſtet, erheitert, erhebt; ſie iſt ſein Echo, ſein Spiegelbild, das ihm als ein Selbſtändiges entgegentritt, und ſo iſt ſeine Zuſammenſtimmung mit der Natur nur ſeine eigene innere Harmonie. Wer dieſe Harmonie aus ſich herausgetrieben, der findet ſie auch außer ſich nicht mehr; wer ſich der Natur nicht verſchließt, dem verſchließt ſich auch die Natur nicht."

So ſprach er vor ſich hin und ſchien nicht an Marien zu denken; aber es war eine innere Gewißheit ſeines Glückes, welche durch jedes ruhige Wort klang, und ſo erzählte doch die ganze Rede nur von Marien, deren frieden- und freudegebendes Bild die leidenſchaftlichen Selbſtanklagen, mit denen er vor ganz kurzem noch ſich zu peinigen Behagen fand, zum Schweigen gebracht hatte. Der Entſchluß ſtand feſt in ihm, nicht als Ergebnis einer Wahl, ſondern als etwas, was ſich von ſelbſt verſteht und gar nicht anders ſein kann: Marie wurde ſein. Der Alte ſchlug einen Schwiegerſohn, an deſſen Perſönlichkeit er ſein Gefallen bezeigt hatte und der überdies ein ſehr reicher Erbe war, ſo wenig aus, als Eiſeners Vater ſeinem Sohne gegen das Verſprechen, dem Geſchäfte von nun an mit ungeteilter Seele zu leben, zu einer ſolchen Verbindung ſeinen Segen vorenthalten konnte. Mariens war er gewiß, ohne ſagen zu können, ja ohne ſich zu fragen warum. Kurz, er ſah keine Schwierigkeit, kein Hindernis, und das bedeutendſte würde ihm in dieſer Stimmung leicht überſteiglich geſchienen haben.

Eiſener blieb, eben als der Mond aufging, an einem Häuschen ſtehen, vor dem ein alter Bauer auf einer Raſenbank ſaß und durch den Dampf ſeiner Tonpfeife behaglich vor ſich hinſah. Mit freudiger Überraſchung erkannte er, dem Augenmaße nach kaum fünf Minuten entfernt, die breite Krone der wohlbekannten Linde, links davon das rote Ziegeldach. „Iſt das Marklinde?" fragte er den Bauer, obgleich er den Ort recht gut erkannt hatte; das eine glänzende Fenſter mußt'

es sein, an dem die Erscheinung jener abenteuerlichen Nacht gestanden und in den Mond gesehen hatte, der damals wie jetzt von ihm widerschien.

Der Alte antwortete. Eisener hätte wohl die ganze Rede überhört, die jener mit der freundlichen Geschwätzigkeit des Alters an die kurze Antwort anhing, hätten nicht die Worte: „Dort wird bald Hochzeit sein," seine Aufmerksamkeit getroffen. — „Nun dort im Pfarrhaus!" entgegnete der Alte. „Und woher wißt Ihr das schon?" fragte Eisener verwundert. Der Alte entgegnete: „Der junge Herr Jansen ist ja ganz versessen auf die Mamsell." „Jansen — Mamsell —" wiederholte Eisener und wunderte sich nun über sich selbst, wie er habe glauben können, der alte Bauer wisse um das, was er noch als Geheimnis in seinem Herzen trug.

„Der junge Herr Jansen", sagte der Bauer, „ist Kontrolleur dadrüben in dem Kohlenwerke; er ist fast jeden Tag bei dem Pastor, und die werden gewiß ein Paar." „Wer ist denn die Mamsell, von der Er spricht?" fragte Eisener, indem es ihm war, als müßte er eine andere Antwort hören, als welche er, wie er wußte, hören würde, wenn er es nur fest wollte. Aber der Alte erwiderte dennoch ganz ruhig: „Was denn sonst für eine" — und wurde freundlicher, je länger er von ihr sprach — „was denn sonst für eine als die Mamsell Marie vom Herrn Pastor. Er ist ein hübscher guter Herr, und ich gönne ihr ihn von Herzen, denn sie verdient noch einen bessern, mit allem Respekt vor dem Herrn Kontrolleur, und es ist keiner im Lande, der zu gut für sie wäre. Wär' ich der Herr Pastor, ich hielte mit ihr zurück; es kommt schon noch einmal einer, der gut bietet. Sie ist ohnedies noch blutjung und fragt noch nichts nach dem Mannsvolke."

So seltsam ist der Mensch, daß das müßige Geplauder eines fremden Alten von der möglichen Hochzeit unsern Eisener herab aus seinen Himmeln warf und sein „Sie ist ohnedies noch blutjung und fragt noch nichts nach dem Mannsvolke" ihn wieder hinaufhob.

Der Alte sagte: „Wenn ich der Herr wäre, ich ginge die paar Schritte noch bis zum Herrn Pastor; die Leute sind freundlich und bewirten jeden Fremden gern. Und sie können's auch," setzte er hin-

zu, indem er seine Pfeife an der Fläche der einen Hand ausklopfte, „die können's auch, denn wo die Mamsell Marie wirtschaftet — Gott behüte sie! ich will sie nicht beschreien —, da fehlt's nie."

Der Alte wünschte eine gute Nacht und trippelte die Stufen, die unter einem schiefwinkeligen Vorbau von ungeschälten Stämmen und halb ausgewaschenem Lehm in sein Häuschen führten, hüstelnd hinauf. Eisenern zog es mit Macht nach dem Pfarrhause hinüber.

Im Gehen sah er, wie eben in der Wohnstube des Pfarrhauses Licht angezündet wurde. Eine Weile dämmert' es, dann leuchteten die Fenster recht gastlich lockend ihm entgegen. Nun wurd' es wieder düsterer, nun wieder heller; das Licht bewegte sich wiederholt nach einem benachbarten Zimmer, dessen Fenster es erhellte, dann wieder zurück in das erste, bis endlich beide erhellt blieben.

Eisener dachte sich die geschäftige Marie mit dem Lichte in der Hand, sah vom Schein der flatternden Flamme die Finger der vorgehaltenen Hand und die lieblichen Züge rosig umzittert, malte sich selbst mit auf das trauliche Phantasiebild, wie er behaglich sitzend dem wirtlichen Treiben des schönen Wesens zusah. Als er an der Türe angekommen, stand es fest in ihm, noch heute müsse über seine Zukunft entschieden werden und die Entscheidung könne nur so ausfallen, wie er hoffte, wie sie ausfallen mußte, sollte er nicht so unglücklich werden, als er im Vertrauen auf die Unfehlbarkeit seiner Hoffnungen sich glücklich fühlte. Es handelte sich hier nicht allein um den Besitz des geliebten Mädchens, es handelte sich um die Möglichkeit, durch Liebe und Aufopferung gutzumachen, was er an ihr verbrochen hatte.

Er hatte die Haustüre geöffnet. Im Hausflur bewegte sich ein Licht, er hörte durch die angelehnte Stubentüre ein Durcheinander von leisem Flüstern, eiligen leisen Schritten; die Türen in die Küche und Kammern an der Wohnstube wurden leise in das Schloß gedrückt und wieder ebenso leise geöffnet. Es war bei aller Bemühung, auch den mindesten Lärmen zu vermeiden, etwas Rastloses, Wirres in alledem; es schien gar nicht, als ob Mariens ruhige Klarheit hier hause.

Um nicht absichtslos zum Lauscher zu werden, trat er vernehmlich in die Stube, die nur erst von eiligen Schritten verlassen worden war. Ihm gegenüber über einer nur angelehnten Türe hing die alte Schwarzwälder Uhr, unter ihr links Mariens runder Strohhut mit dem rosa Bande; auf dem alten Klaviere zwischen der Türe und dem Fenster standen einige Blumentöpfe mit Efeu, dessen Ranken sich um eine Art Spalier, aus Tannenspänen geschnitzt, gelehrig schmiegten. Über dem braunen Sekretär des Pfarrers hingen eine Anzahl Schattenrisse um das Porträt eines alten Leipziger Professors der Theologie gruppiert. Zwei Weinreben waren durch das Luftloch in die Stube hereingezogen; die eine rankte sich folgsam durch die Maschen von Bindfaden an der Decke hin; die andere hatte sich freigemacht und hing innen am Fenster herab, als wolle sie sehen, wie Mutter und Schwester draußen sich gehaben.

Ein männlicher, aber leiser Tritt näherte sich; ein junger Mann trat herein; Eisener erkannte in ihm seinen Tischnachbar und Bekannten vom Marklinder Jahrmarkte; indem ihm einfiel, welche Verehrung der junge Mann Marien damals gezeigt, war er gewiß, es sei kein anderer als Herr Jansen, der Beamte bei dem Kohlenwerke, derselbe, den ihm der alte Bauer als wahrscheinlichen Eidam des Pastors genannt hatte. Herr Jansen sah sehr blaß aus; der Ausdruck seines Gesichtes, mit dem er Eisenern die Hand gab, erschreckte diesen.

„Ich will nicht hoffen," sagte Eisener, „daß ich unsern freundlichen Pastor krank finde, vielleicht gar —"

„Krank mag er wohl sein," entgegnete Jansen mit gedämpfter Stimme, „krank am innersten Herzen. Marie ist gestorben."

Wie ein elektrischer Schlag zuckte es durch Eisenern hin; im Augenblicke drauf fühlt' er eine seltsame Gleichgültigkeit, wie wir sie wohl mitunter im Traume bei Dingen empfinden, von denen wir heftig ergriffen sein sollten, und uns deshalb wundern über uns, ja uns Vorwürfe machen. Dabei war ihm, als könne ja Marie gar nicht sterben oder gar schon gestorben sein. Es kam ihm selber seltsam vor und als etwas, was nur im Traume geschehen könne, wie er immer

leise und ruhig vor sich hin sagte: „Das ist Betäubung, was du für Ruhe hältst; der Schmerz kommt nun erst."

„Sie kommen wie gerufen," fuhr Jansen fort. „Bei des Pastors heftigem Wesen ist das Schlimmste für ihn zu fürchten. Er hat getobt wie wahnwitzig; nun ist er aus Mattigkeit ruhig; sehen Sie selbst —"

Er führte Eisenern durch die Türe unter der Schwarzwälder Uhr, neben Mariens Strohhut. Eisener stieß an den Hut; der Hut fiel herab. Beide bückten sich, ihn aufzuheben. Wie Eifersucht wogt' es einen Augenblick in Eisenern auf; so lang empfand er den ganzen Schmerz, den ihm der nächste Augenblick wieder in die gleichgültige Ferne einer lange vernommenen und halb wieder vergessenen Erzählung oder eines Traumes entrückte, dessen man sich nicht deutlich mehr erinnern kann.

Da lag Marie in ihrem rosenfarbenen Kleide, in dem er sie jenen Morgen gesehn, mit über der Brust gefalteten bleichen Händen, das Gesicht durchsichtig und geisterhaft schön; zu ihren Füßen quer über das Bette hingeworfen der Pastor, ebenso bewegungslos. Seine Hände faßten krampfhaft in die Decke, und von Zeit zu Zeit zuckte eine Bewegung über seine Gestalt hin, als wolle der Schmerz, der alle ihre Muskeln zum Widerstande gespannt, sich im Schluchzen lösen.

Eisener setzte sich — die Kniee versagten ihm den Dienst — auf einen Stuhl am Bette; eine seltsame Kühle fühlt' er durch seinen ganzen Körper sich verteilen. Jansens Worte hört' er, ohne ihren Sinn zu fassen, wie aus der Ferne hallend.

„Sie war ein seltenes Wesen," sagte Jansen, und es war kaum zu bestimmen, ob er zu Eisenern sprach oder zu sich selbst. „Vor der Ruhe und Klarheit ihres Daseins konnte keine leidenschaftliche Täuschung aufkommen. Weil immer die Sache in ihrer wahren Gestalt vor ihrem ungetrübten Blicke lag, so konnte sie niemand unrecht tun und das Unrecht, welches sie litt, leicht verzeihen; dann war sie nur über die Reue betrübt, die das andere, wie sie ja wußte, empfinden mußte, wenn es endlich auch zur Besinnung und Einsicht kam. Und niemand wurd' es leichter, einem Irrenden zur Einsicht in seinen

Irrtum zu verhelfen als ihr, weil niemand so leicht als sie die Eitelkeit ihres Ichs fallen lassen und sich in das innerste Wesen eines andern versetzen konnte. Sie war nie unzufrieden; fehlte ihr etwas, so freute sie sich desto mehr über das, was sie hatte. So bat sie auch als Kind nie um etwas, was die Eltern ihr hätten abschlagen müssen. Was sie von sich selbst mit Strenge forderte, nahm sie von andern als ein Geschenk; so verzieh sie allen, nur sich nichts. Hatte sie ein Bedürfnis, so war es Tätigkeit, Sorge um die Ordnung und Nahrung des Hauses, um die Zufriedenheit und das Gedeihen seiner Bewohner. Wo sie lieben konnte, war sie glücklich und daheim; doch selbst die Liebe zu ihrem Vater sprach sich nie leidenschaftlich und stets mehr in unermüdeter Aufmerksamkeit und Sorge auch für das kleinste Bedürfnis, das nur sie erraten konnte, als in lebhaften Bezeigungen aus. Überall ging sie den nächsten Weg, gleich entfernt vom Weit-Ausholen als von Übereilung und Zufahren. Wo man glaubte, es sei erst die Vorbereitung, war die Sache selbst schon fertig. Sie vermäntelte nicht; was andere durch Verstecken erst recht sichtbar, durch Schonung erst beleidigend, durch Milderung auffallend machen, sagte sie gerade heraus, aber so, daß man gestehen mußte, das Zartgefühl sei am besten dabei gefahren. Das einzige, was ihr zu fehlen schien, das Weiche, Anschmiegende, Weibliche, hat ihrem Bilde der Tod gegeben, der ihr das, was sie besaß, raubte. Seit dem letzten hiesigen Jahrmarkte war sie verändert; in jener einen Nacht schien die Blume der Weiblichkeit, die in dem zu ruhigen, zu klaren, kalten Bilde geschlummert hatte, zauberschnell zu Knospe und zu duftender Entfaltung zugleich erwacht. Wer hätte geahnt, daß dies Phänomen nur der Vorbote eines baldigen, eines zu frühen Todes sein sollte!"

„Seit jener Nacht?" fragte Eisener voll Angst.

„Seit jener Nacht," entgegnete Jansen, ohne zu bemerken, was Eiseners totenbleiches Gesicht von den Bewegungen seiner geängsteten Seele erzählte.

Jansen wurde hinausgerufen.

„Seit jener Nacht!" wiederholte Eisener, indem er sich bemühte, den ganzen Sinn zu fassen, der für ihn in diesen Worten lag.

Jetzt erhob sich der Pastor und zeigte Eisenern ein Gesicht, vor welchem dieser erschrak. Er wandt' es in die Höhe, streckte die krampfhaft geballten Hände nach oben; seine Stimme und Sprache, leise und akzentlos, fast gleichgültig klingend, kontrastierte seltsam mit der Leidenschaftlichkeit seiner Gebärden und dem Inhalt seiner Worte.

„Warum gabst du mir sie, wenn du mir sie wieder nehmen wolltest? Warum mußt' ich leben, wenn ich an dem Leben verzweifeln sollte? Ich habe mich nicht in das Leben hereingedrängt; wer gab dir das Recht, mich zu schaffen? Ich wollte nicht sein; du brauchtest ein Dasein, das du zu deiner Lust zerschmettern konntest, und so werden wir und — sollen dir's noch danken?"

Eisenern graute vor dem Treiben des Pastors, dessen Verzweiflung er für sein Werk ansah. Er wagte nicht, die schöne Leiche durch einen Blick, wie er meinte, zu entweihen, eh' er die Stube und das Haus verließ und sein Herz voll Kummer und Gewissensangst hinaustrug in die schöne Nacht, so schön und heiter, als geb' es keinen Kummer auf der Welt.

Er taumelte gegen einen Baumstamm; der Schmerz brachte ihn wieder zu sich. Er hielt sich an einem Aste fest. „Sie war so sehr die Unschuld selbst," sagt' er zu sich, „daß die bloße Berührung eines Elenden, wie du bist, sie töten mußte. Und es fehlte eben nur noch, daß du, der Verbrecher an dem Heiligsten, an dem Gastrecht, an der Unschuld, an der Hülflosigkeit des Schlafes, dich hassen mußt als ihren Mörder, als den Buben, der ein glückliches Vaterherz dem Kummer, der entsetzlichsten Verzweiflung preisgab."

Die ganze Nacht brachte unser armer Freund im Freien zu, bald ruhig stehend, um sich so recht in die selbstmörderische Lust zu versenken, die ihm diese Vorwürfe gewährten, dann, von körperlicher Unruhe und Angst getrieben, mit Hast dahineilend, als woll' er sich selbst entfliehn. Er wünschte, toben zu können wie der Pastor, nur um des Bewußtseins ledig zu werden, welches ihm unermüdlich mit kalter Deutlichkeit entgegenhielt, was, als überdachte berechnete Bosheit betrachtet, wie ihn jene Lust zu tun trieb, eine stärkere Seele als die seine zerbrechen mußte.

Ende des ersten Buches.

Zweites Buch

Erstes Kapitel

Wäre Eisener nicht schon am Morgen jener Nacht voll Herzensangst und Gewissensbissen auf der Reise nach Amerika gewesen, es wären ihm Jahre des Kummers erspart gewesen. Ob er dabei gewonnen hätte?

Einmal muß der idealistischen Lüge in uns, wir seien alles das, wozu wir höchstens die unausgebildeten Anlagen besitzen, die glänzende Larve abgerissen werden, damit wir wahre und gute Menschen werden können. Wir müssen an uns selbst überzeugt werden, wie schwach der Mensch ist, damit wir einsehen, man müsse bei der Beurteilung des einzelnen ihn nicht an das Maß der ganzen Menschheit, des Idealen halten; wir müssen aber als Sieger aus jenem Verluste hervorgehen, daß wir an uns das Göttliche, was dennoch in dem Menschen lebt, erkennen und den Menschen mit seinen Schwächen lieben lernen.

Der Idealismus junger Menschen ist Eitelkeit. Mit einer gewissen Willkürlichkeit kann der Jüngling für jedes sich enthusiasmieren, er braucht es nur mit seiner Eitelkeit in Verbindung zu bringen. Und was sagt dieser Eitelkeit mehr zu als die erhabene Verachtung, mit welcher er von der Höhe einer schmeichelnden Selbsttäuschung auf das Wirkliche und Menschliche als auf das Gemeine herabsieht? Er verlangt das Ungeheure von andern, nicht weil er es selbst leistet — nein, weil er es sich nur zutraut.

Und was traut er sich nicht zu? Wer hat nicht in jenen Jahren, wenn sein Kopf erwärmt war, in Gedanken unterdrückte Länder befreit, den Tyrannen in das Gewissen geredet, auf die wahrscheinliche Gefahr hin, seinen Mut und sein Rechtsgefühl mit dem Leben zu bezahlen? Und wenn wir uns nicht leugnen konnten, daß unser Vollbringen so unendlich weit hinter unserm Wollen zurückblieb, so waren

es die Umstände, das Schicksal, deren Ungunst wir anzuklagen hatten; im schlimmsten Falle setzten wir schon ein Verdienst in das Wollen, in das Wollenkönnen; unsere Eitelkeit brachten wir jederzeit ins Sichere.

Jeder Mensch hat wenigstens eine Stelle in seinem Charakter, an welcher seine Selbstbeobachtung vorsätzlich mit geschlossenen Augen vorübergeht. Wir fühlen, daß uns zu wenig bliebe, wollten wir alles das von uns nehmen, was, wenn wir es nur genau ins Auge fassen wollten, sich als unhaltbar ausweisen würde.

Ja, wir dichten uns als ideale Ergänzungen sogar Schwächen an. Eine solche ist der erhabene Zorn, von dem der zu Weiche und Sanfte so gern andern und sich selbst erzählt, daß er hineingeraten könne und bei Gelegenheit wohl schon hineingeraten sei; und er spricht sich in das Gedicht bis zur eigenen bleibenden Illusion hinein.

Die Skepsis, die, wenn sie kommt, nach dem Enthusiasmus und als sein Gegensatz, aus ihm geboren, kommt, ist die große Ausbildungskrankheit unsers innern Menschen und die Bedingung dieser Ausbildung. Wir müssen an unserm eingebildeten Werte verzweifeln, um unsers wirklichen gewiß zu werden. Der Eigennutz der Eitelkeit ist der Schmutz, der durch diese Gärung aus dem Organismus des innern Lebens herausgeworfen werden muß. Was der Mensch vorher von andern verlangte, ohne zu wissen, ob er selbst es leisten könne, das wird er nun leisten, ohne es von andern zu verlangen. Wie sonst all sein Begehren danach hintrieb, geliebt, bewundert, beweint zu werden, ist es ihm nun eine stille Lust zu lieben. Wie er vorher tyrannisch, was ihm begegnete, sich assimilieren wollte, so achtet er nun in jeder Richtung die Berechtigung, die aus der Natur des Individuums organisch hervorgeht.

Das Höchste, wozu er sich erheben konnte, war, für etwas rühmlich zu sterben; jetzt erhebt er sich zu dem Größeren, für etwas ruhmlos zu leben.

Wenige Menschen nur besitzen diese Innigkeit, der es keine Selbstverleugnung ist, sich selbst zu verleugnen, als Natur. Marie gehörte zu diesen.

Es war ein Scheintod gewesen, der den jungen Eisener mit Qualen belastet durch die Welt jagte, was Mariens heftigen Vater vergessen ließ, was er sich und seinem Stande schuldig, und dem wohlmeinenden Jansen Gelegenheit gab, seine Teilnahme an der Familie des Pastors tätig zu zeigen. Marie erwachte von dem Starrkrampf, der sie zwölf Stunden lang ihrer ganzen Umgebung hatte tot erscheinen lassen.

So heftig vorher des Pastors Schmerz, so über alles Maß erschien jetzt seine Freude. Jansen behielt seine männliche Mäßigung. Auch schien man zur Freude gar noch nicht berechtigt, denn Marie erlangte ihre vorige blühende Gesundheit noch nicht wieder und kränkelte fort und fort, bis der herbeigerufene Arzt erklärte, hier werde im guten Falle nur die Hülfe der Hebamme nötig werden, nicht die des Arztes. Man kann denken, wie das heftige Gemüt ihres Vaters diesen Ausspruch aufnahm. Sein Zorn wendete sich zuerst gegen den Arzt, und da der Zustand Mariens bald keinen Zweifel mehr gegen die Wahrheit jenes Ausspruches zuließ, gegen das gute Mädchen selbst, die geglaubt hätte, was sie fühle, was man ihr sage, sei nur ein lebendiger schwerer Traum, wenn nicht die mehr als kränkende Behandlung von seiten ihres Vaters sie nur zu unsanft von der Wirklichkeit ihrer Lage überzeugt hätte.

Daß sie Mutter werden sollte, erschien ihr so seltsam und wunderlich, daß sie sich selbst wie eine andere vorkam oder wie plötzlich in eine andere Welt versetzt mit fremden Menschen, Tieren und Bäumen. Der Klang ihrer eigenen Stimme, der Ton der Glocken schien ihr ein anderer, fremder.

Nicht viel anders ging es allen denen, die Marien zu kennen geglaubt hatten, bei der unerwarteten Nachricht von ihrem Zustande. Breitung, ihr wärmster Freund, kam nach Marklinde, um sich selber von der Wahrheit oder Unwahrheit des Gerüchtes zu überzeugen, dem er keinen Glauben schenken wollte.

Sosehr es ihn schmerzte, sich gestehen zu müssen, daß er sich in ihr geirrt habe, nahm er doch ihre Partie gegen ihren Vater, um diesen zu milderer Behandlung der Gefallenen zu stimmen. „Was

geschehen ist," sagte er zu dem Pastor, „läßt sich nicht mehr ändern. Was noch geschehen kann, steht zum Teil in deiner Hand. Unmännlich wär's, aus Ärger über den Schaden den Schaden zu vergrößern. Bedenke, daß dem Besten die schwache Stunde schlagen kann, daß diese schwache Stunde sich selbst nur zu bitter straft und die Gestrafte dein Kind ist, dein einziges, dein unglückliches Kind, dem das heilige Recht auf dein Mitleid, auf deinen Beistand zusteht."

Dem Pastor zuckt' es um den blassen eingekniffenen Mund, und es lag in den Worten, die er an Marien richtete, und darin, daß er sie an Marien richtete, die Antwort an den Freund und die Größe der Erbitterung, die nur ihren Gegenstand im Auge hat. „Ich will ruhig sein," sagte er, „ich will nicht einmal einen Vorwurf machen — es ist mein Tod, und ich will tun, als wär' es nichts — siehst du, ich lasse dich's nicht mit einer Miene entgelten, daß du, du mich alten Mann um sein ganzes Lebensglück gebracht hast, du, die gerade — siehst du, ich unterdrücke alles, was ich dir sagen könnte, weil dein Wohl mir mehr am Herzen liegt als mein eigenes, das du zertrümmert hast — Gott verzeihe dir's, wenn er kann! Siehst du, ich rede wie ein Kind mit dir, als hättest du — siehst du, ich will tun, was kein gekränkter gemordeter Vater mehr tut, ich will deine Ehre zu retten suchen: Sage, von wem es ist, und wär's der geringste Knecht, und wär's mein Feind, ich will nichts dawiderhaben, wenn du ihn heuraten willst."

Marie sah ihn freundlich an; sie fühlt' es ja so bestimmt in ihrem Herzen, daß eine Zeit kommen werde, wo ihr Vater bereuen müsse, sie so lieblos behandelt zu haben; sie fühlte das so lebhaft, daß ihr war, als könne schon jetzt ihre Freundlichkeit, ihr Bezeigen, als hätte sie den Schmerz ja gar nicht empfunden, den er sich werde vorwerfen müssen, ihr zugefügt zu haben, seine Reue lindern. Aber dieses Lächeln reizte den Pastor nur noch mehr, der es mißverstand, und machte Breitung an seiner Schützlingin vollends irr. „Vater," sagte sie, „ich weiß ja, daß du mir nicht so böse sein könntest, wenn du mir nicht so gut wärst, als du bist. Sonst könnt' ich's auch nicht ertragen. Ach,

glaube mir doch, daß ich dir nie etwas verheimliche! Wie könnt' ich's gerade jetzo tun, wo ich so recht sehe, wie lieb du mich hast."

Der Pastor überwand sich mit einer Stärke, die Breitung ihm nicht zugetraut hatte. Sein Lachen nur zeigte die Bitterkeit, die es verheimlichen sollte, wie er sagte: „Du tust wohl daran, von Liebe zu sprechen; das ist so Sitte, wenn man keine wirklich empfindet. Warum sagst du aber nicht — glaub' ich das eine, glaub' ich wohl auch mehr —, die ganze Geschichte sei aus Liebe zu mir geschehn, um mir eine unverhoffte Freude zu machen?" Er lachte bei diesen Worten krampfhaft auf; man konnte dies Lachen für ein Schluchzen halten. Breitung fühlte sich erleichtert, wie Jansen jetzt den Pastor um ein Gespräch unter vier Augen bitten ließ, da jenes Lachen das Vorwort schien zu einer Szene, die bei Mariens Angegriffenheit nur üble Folgen nach sich ziehen konnte.

„Beste Marie," sagte Breitung, als der Pastor das Zimmer verlassen hatte, „Sie wissen, daß ich Sie liebhabe und immer liebgehabt habe, als wären Sie mein eigenes Kind. Und täusch' ich mich nicht sehr, so besaß ich dafür seit Ihrer frühsten Kindheit Ihr unumschränktes Vertrauen. Wenn ich kam, eilten Sie mir entgegen; Ihre kleinen Sorgen wie Ihre Freuden wußt' ich, eh' ich noch in die Stube trat. Und war es irgend möglich, so half ich Ihren Sorgen ab. Ich bin noch der Alte. Vertrauen Sie mir, sagen Sie mir, was Ihr Herz beschwert, und es wird alles gut!"

Marie sah ihn mit der ganzen Freundlichkeit ihrer gutmütigen Augen an, und ihr blasses Gesichtchen schimmerte einen Augenblick in dem frischen Jugendrot, in dem es sonst geblüht. „Ach, werden nur Sie nicht irr an mir!" sagte sie, indem sie die gefalteten Hände wie ein Kind zu ihm aufhob. „Ich will ja alles tragen, was so unvermutet über mich gekommen ist, ich weiß nicht wie; werden nur Sie nicht an mir irr, nur Sie nicht!"

„Das will ich nicht, das werd' ich nicht," entgegnete Breitung; „Sie selbst müßten mich irre machen, wenn ich es werden sollte. Und so lassen Sie uns nicht unnötig die Zeit verlieren. Ihr Zustand erspart Ihnen einen Teil Ihres Geständnisses. Sie brauchen mir nur

einen Namen zu nennen. Hat sein Besitzer Ihre Neigung noch — Ihr Vater legt Ihrer Verbindung nichts in den Weg, und die Sache ist gut. Sind Sie ein Opfer der Gewalt oder der List geworden, sprechen Sie nur; Ihr Vater wird Sie eine Schuld nicht länger entgelten lassen, die nicht die Ihre ist."

„Ach, ich fürchte," sagte Marie, „wenn ich Ihnen antworte, glauben Sie mir nicht, und doch kann ich nicht anders sagen."

Breitung verstand dies so, als möge sie den Mann nicht nennen, weil sie sich seiner schämen müsse. Sollt' er sich so sehr in Marien getäuscht haben? Es stiegen ihm Vermutungen auf und wurden ihm zur Wahrscheinlichkeit, über welche er noch vor einer Viertelstunde sich selbst gezürnt haben würde. Kaum, und erst nachdem er in ihre offenen treuen Augen gesehen hatte, konnte er den väterlich-freundlichen Ton wiederfinden, in welchem er fortfuhr: „Sprechen Sie nur, Marie! Ich will Ihnen glauben; denn mich dürfen Sie nicht täuschen, mich können Sie nicht täuschen."

„Ach, daß ich sprechen soll," sagte Marie, indem sie ihn ängstlich fragend ansah, „zeigt mir schon, daß Sie mir nicht glauben — und ich kann doch nichts sagen; ich weiß ja selbst nicht, wie das alles kam."

Breitung empfand bei diesen Worten einen Widerwillen gegen Marien, der nah an Verachtung streifte. So war Marie von Kind an eine Heuchlerin gewesen. Er hatte, von der Gleisnerin getäuscht, ein Wunder in ihr gesehen und war diesem ein so übereifriger Apostel gewesen, daß sie nun ihm zutrauen konnte, auch das Unglaubliche werd' er, geh' es nur von ihr aus, glauben. Er konnte wie viele gutmütige Menschen alles verzeihen, nur nicht: für dumm gehalten zu werden. Und diese Heuchlerin traute ihm so wenig Klugheit zu, daß sie erwarten konnte, er werde die Verehrung so weit treiben, daß er sie durch eine übernatürliche Einwirkung in den Zustand versetzt glaube, der allein schon den schlichtesten Menschenverstand zu einer entgegengesetzten Meinung von ihr bewegen mußte, als die sie von ihm erwartete. Der Ausdruck ihres Gesichtes, ihres ganzen Wesens, wie sie so gespannt auf seine Antwort und doch bei aller Angstlich-

keit so zutrauensvoll und ihrer selbst gewiß nach ihm aufsah, mußte, da die Gründe gegen sie überwogen, als Kunst erscheinen und den Verdacht, den er hätte widerlegen müssen, nur vergrößern.

Schien ihr der einzige Freund, auf dessen Teilnahme wenigstens sie hatte rechnen zu dürfen geglaubt, entfremdet, so zeigte sich ihr ihr Vater, der eben wieder eintrat, wider Erwarten desto freundlicher.

„Herr Jansen", sagt' er, „hat um dich angehalten, und nun weiß ich endlich trotz aller Geheimtuerei, wie die Sache steht. Konntest du es nicht sagen, törichtes Ding, was zwischen euch vorgegangen war? Gut ist es freilich immer nicht, doch weit besser, als du mich fürchten machtest, daß es wäre. Konntet ihr nicht", fuhr er wie in einer Anwandelung heiterer Laune fort, „entweder später küssen oder früher reden? Zumal da ich eure Verbindung, wußt' ich um euer Verständnis, weder verhindert noch verzögert haben würde?"

Marie sah ihren Vater ängstlich gespannt an, dann sagte sie, und es schien weniger eine Antwort als eine Frage: „Er hat mir die Hand geküßt am vorigen Markte." Sie versuchte in des Vaters Antlitz die Antwort auf die Frage zu lesen, die sie sich bei diesen Worten gedacht hatte; auf den Ausdruck von Unglauben, dem sie darauf begegnete und den sie als eine Verneinung deutete, fuhr sie lebhafter fort, als sie sonst zu reden gewohnt war: „Nie hab' ich das, wovon du sprichst, nie hab' ich das getan!"

Der Pastor begann zu zweifeln an dem, was er sich so leicht überredet hatte, weil er wünschte, es möge so sein. Die neue Ungewißheit machte den lebhaften Mann ungeduldig. „Soll ich glauben, ein ehrenhafter Mann, als den ich den Kontrolleur kenne, der von keiner Familie der Umgegend als Werber einen Korb zu fürchten braucht, soll um eine Gefallene werben und ihr Kind als das seine anerkennen wollen können, wenn die Gefallene es nicht durch ihn ist und das Kind das seine und so Ehre und Gewissen ihn treibt, ihre Schande mitzutragen? Und glaubt er es irrig, du wirst die Gelegenheit nicht entfliehen lassen, wieder zu Ehren zu kommen, die sich dir vielleicht nie wieder bietet."

„Vater," sagte Marie mit zitternder Stimme, „das willst du nicht,

das ist nicht dein Ernst. Ich weiß, daß alle, die mir freundlich waren, nun sich von mir abkehren, als hätt' ich etwas getan, was Spott und Verachtung verdient — ach! ich weiß ja nicht einmal was; ist nun aber Schande mein Los, soll ich den einzigen, der nicht irr wurde an mir, in dieses traurige Los verflechten? Nein, Vater! Dann verdient' ich ja erst recht Verachtung, und verdient könnt' ich sie nicht tragen."

Der Pastor wurde totenblaß und fragte die Tochter: „Du weißt nicht, was du getan hast? Höre, du weißt nicht, was du getan hast?"

„Ach, es glaubt mir's niemand," sagte Marie leise vor sich hin.

In des Pastors Zügen wurde der Ausdruck der tiefsten Verachtung sichtbar. Er wandte sich zu Breitung; er schien ihm etwas auf Marien Bezügliches sagen zu wollen. Eine unwillkürliche Bewegung der Mundwinkel sprach nur zu beredt. Eine Bewegung der flachen Hand nach dem Sofa, von dem die arme Marie vergebens sich mühte aufzustehen, um sich vor dem Vater flehend niederzuwerfen, und wieder statt der Rede jenes verächtliche Spiel der Mundwinkel. Wie er sich so entsetzlich gleichgültig von ihr abwandte, als habe sie nie einen Anspruch auf ihn oder er auf sie besessen, und mit Breitung aus der Türe ging, war ihr, als müsse nun ihr innerstes Herz zerbrechen. Und doch war der Schmerz noch zu groß und sie zu erschöpft, als daß sie ihn schon in seinem ganzen Umfang und seiner ganzen Tiefe hätte fassen können. Es war, als wenn alles Blut ihr nach den Augen strömte, um als Tränen herausdringend sie zu erleichtern; aber hier blieb es und preßte das Gehirn, daß seine Fibern dröhnten; mit einer seltsam-ängstlichen Hast drückte sie die Augen mit den Fingern — sie blieben trocken; ein Schmerzensschrei sollte die Seele entladen — kein Laut begleitete die mit krampfhaftem Zittern ausgestoßene Luft.

Der alte Knecht, der nach einiger Zeit eintrat, fand sie mit der Brust an dem Sofakissen liegend, den Kopf gewaltsam zurückgewandt. Er trat leise auf. Der alte Mann hatte Marien von ihrer frühsten Kindheit an geliebt. Er schlug bekümmert die Hände zusammen. Sie erkannte ihn und litt es geduldig, daß er ihren Kopf in eine weniger

gezwungene Stellung brachte. Sie sah ihn so scharf an, als wolle sie sich überzeugen, ob er auch der sei, für den sie ihn hielt. Seine Kalmückenzüge erschienen ihr so schön als die Seele, die sie verbargen und verleugnen zu wollen schienen. Die Freundlichkeit, die Neigung, die so unverkennbar aus dem altbekannt graubärtigen, sonnenverbrannten Gesichte sprach, tat ihr unendlich wohl. Aber als könne sie derselben immer noch nicht glauben, fragte sie: „Ist Er's denn auch, Just? Und Er will mich noch kennen? Und flieht nicht vor mir?"

„Was denken Sie denn von dem Just, herziges Mamsellchen?" sagte der Alte. „Und warum sollt' ich's denn? Sind wir Menschenkinder nicht allzumal schwach? Und soll der einzige Augenblick, wo Sie taten, was Sie nicht tun sollten, die vielen Jahre zunichte machen, wo Sie brav und gut waren und fromm? Nur dürfen Sie sich dort drin nicht rein brennen wollen; was ich nicht leugnen kann, das darf ich auch nicht leugnen wollen. Ich wollte nur, ich könnte Ihnen was Bessers bringen, als ich leider Gottes Ihnen bringen muß. Der Herr Pastor hat befohlen, Sie sollen ihm nicht wieder vor seine Augen kommen."

Marie wollte aufspringen; der Alte hielt sie sanft zurück und sagte: „Ruhen Sie lieber jetzt aus. Sprechen können Sie ihn nicht mehr. Er ist verreiset und will sein altes schönes Pfarrhaus nicht eher wieder betreten, bis Sie fort sind."

„Ich will ja," sagte Marie schnell und tonlos, indem sie mit einer Hast aufsprang, vor der der alte Knecht erschrak, „ich gehe gleich — gleich — wenn nur die Kniee hielten — ich gehe schon." Wie der alte Knecht sie sich so unheimlich gebärden sah und das totenbleiche Angesicht und das Zucken, das den ganzen zarten Körper von Augenblick zu Augenblick erschütterte, brach ihm das Herz, und er weinte laut, weil er glaubte, sie sei irr. Das bekümmerte Bezeigen des alten Mannes, die Treue und Liebe, die darin sichtbar wurde, berührte die arme Marie auf die wohltätigste Weise und löste den Krampf, der ihr ganzes Wesen gefesselt hatte. Es war ihr, als fiele das ganze rohe Gewicht des Körpers von der freien Seele, wie alle Muskelspannung nachließ und sie niedersank, den strömenden Tränen nach. Der Alte

fing sie auf. Er setzte sich auf das Sofa. Sie lag quer über seinen Schoß hin; auf seiner linken Hand lag ihr Kopf, mit der andern hielt er ihren Leib fest, daß er nicht hinabglitt. Ihr war, als weine sie ihr ganzes schweres Dasein aus. Der alte Knecht hielt sie mit zitternder Hand und schwerem Herzen.

Allmählich wurde das Schluchzen schwächer, gewannen ihre Muskeln wieder einen Halt. Nicht lange, und sie stand so straff vor dem alten Just, daß dieser glaubte, in der Ausrichtung seines Auftrags fortfahren zu dürfen. „Fassen Sie nur Courage, bestes Mamsellchen," begann er. „Jetzt müssen Sie freilich folgen, sonst erzürnen Sie den Herrn Pastor nur noch mehr. Aber wenn er eine Zeit ohne Sie wirtschaftet, da werden Sie ihm fehlen; und von Tag zu Tage wird er's mehr spüren, was er an Ihnen gehabt hat. Und wir alle werden beten, daß der liebe Gott Ihrem Herrn Vater das Herz bewegen soll, denn Sie waren immer so gut gegen uns, und die armen Leute im Dorfe haben Sie liebgehabt wie eine Mutter, weil Sie halfen, wenn Sie konnten, und nie eine Seele beleidigt haben, weder mit Worten noch mit Werken. Hier schickt Ihnen der Herr Pastor Ihr Mütterliches; das ist der Konsens von dem kleinen Kapital, was bei der Gemeinde in Sonnenborn steht. Weiter hätten Sie nichts von ihm zu erwarten. Das sieht freilich aus, als sollten Sie nie wieder hier wirtschaften; aber ich weiß es, Sie kommen doch über lang oder kurz wieder zu uns. Ich will dafür sorgen, daß die ganze Wirtschaft fortgeführt wird in Ihrer Manier, damit Sie, wenn Sie wiederkommen, nicht die Mühe haben, alles wieder von neuem einzurichten. Ihrer Lieblingskuh soll's an nichts fehlen. Sei'n Sie nur vergnügt und unbesorgt unterdessen! Ich sehe schon die Freude und das Plaisir von uns allen vor meinen Augen, wenn Sie wiederkommen. Jetzt machen Sie Ihre Sachen zusammen, Mamsell Mariechen; Sie gehen einstweilen zu meiner Schwester in Sonnenborn; dort finden Sie ein kleines Quartierchen und nicht die schlechteste Pflege. Während Sie sich fertig machen, schreib' ich einen Brief, den Sie mitnehmen an meine Schwester."

Marie gehorchte dem Rat des freundlichen Alten. Sie nahm in ihrer Gewissenhaftigkeit außer dem hellblauen Kleide, was sie eben

trug, noch das rosenfarbene, ihr Lieblingskleid, aus der nußbraunen Kommode in ihrer bisherigen Schlafkammer — da fiel ihr ein, sie müsse ja bald für noch ein Wesen sorgen, und sie fügte noch ein grünes Kleidchen, welches ihr bereits zu enge geworden war, dazu — diese drei Kleider hatte sie sich selbst geschafft — sowie einige Wäsche, welche sie mit den Kleidern in ein Bündel packte. Dabei dachte sie mit stillem Kummer daran, wie ihr Vater nun ohne ihre Pflege leben müsse; sie fühlte zwar, daß alles wieder gut werden müsse. „Der Frühling kommt freilich wieder," sagte sie zu sich, „aber wer unterdes stirbt oder krank wird, der genießt ihn doch nicht." Dazwischen kamen ihr Gedanken an die Zeit, wo sie in einer neuen Heimat Mutter sein sollte, und ihr ward, als würde ihr Leben zum Märchen.

Unterdes war der Alte mit seinem Briefe fertig geworden, der keineswegs als Muster im Briefstil gelten konnte. Er war seltsam und hochtrabend ausgefallen, wie die Schreibereien gemeiner Leute auszufallen pflegen, die da glauben, sie dürfen schreiben, wie sie wollen, nur nicht so schlecht und recht, wie sie sprechen. Der Alte sagte ihr, seine Schwester sei eine alte Jungfer, und alte Jungfern seien sauergewordene Menschen. „Die Frauensleute", sagt' er, „sind wie der Wein: erst hart und herb, dann weich und süß; wenn man den Wein in dieser Zeit nicht genießt, so bekommt er eine Schärfe und geht in Säure über."

Marie mußte den Brief selbst siegeln; sie packte ihn mit in ihr Bündel. Dann gab sie dem alten Just die Schlüssel, die sie bisher geführt hatte. Sie zählte ihm die Wäsche vor, bei der in jedem Fach ein sauber geschriebenes Verzeichnis lag von dem, was sich darin befinde. Sie war dutzendweise mit rosa Band zusammengebunden. So geschah es, so sehr Just sich sträubte und versicherte, er glaube ihr alles auf das Wort, mit dem Silber und dem Zinn. „Mach' Er nur, guter Just," sagte sie, „den Herrn Pastor" — „den Vater" wagte sie nicht zu sagen — „aufmerksam, daß er nicht nach seiner Gewohnheit die Schlüssel stecken läßt; das ist weder für die Herrschaft noch für die Dienstboten gut."

Der Alte begleitete sie durch eine Hintertüre, da sie möglichst vermeiden wollte, einem Bekannten zu begegnen. Sie hatte ein kleines

Schnittchen Brot eingesteckt, von einem niederhängenden Zweige nahm sie zwei grünliche, aber mürbe Äpfel; mehr brauchte sie nicht für einen Tag.

Jetzt trat sie über die Schwelle des Pfarrgartens auf den vorüberführenden Weg, neben welchem ein Bächlein herlief, über das zwischen Erlen kleine kunstlose Brücken führten nach kleinen Häuschen, die, zum Teil fast in Wein versteckt, in malerischer Unordnung verstreut lagen. Der Weg führte mählich aufwärts, indem er das Bächlein verließ. Jetzt wurd' er zwischen den aus Feldsteinen kunstlos aufgeschichteten, zum Teile schon wieder halbverfallenen Weinbergsmauern zum Hohlwege, in welchem den Augen kein ander Grün begegnete als hin und wieder eine ungewöhnlich üppige Distel. Nun war die Höhe gewonnen, auf der die seltsame, fast wie ein Wartturm gestaltete, graue Kirche steht. Marie brauchte sich nicht umzusehen nach den Stellen, wo das Glück wohnte, von dem sie nun scheiden mußte; die veränderte Richtung des Weges zeigte ihr bald das breite Haupt der großen Linde, das schönrote Ziegeldach mit dem Storchneste auf dem Schornstein. Zwei Bekanntinnen Mariens, des Apothekers Töchter, die ihr entgegenkamen, drehten ihr den Rücken zu und konnten kein Ende finden mit Kichern und Lachen. Die schlanke Marie aber schritt ihres Weges weiter, kummervoll, aber freundlich und mild wie ein gutes Kind. Mit der Linken hielt sie den Feuerglanz des Abendrotes und seinen Widerschein, der auf dem breiten Flusse in der Tiefe vor ihr zitterte, von den schmerzenden Augen; in der Rechten trug sie das Bündel mit ihrem ganzen kleinen Vermögen. Die Töne der Dorfglocke, die zum Abendgebete läutete, vernahm sie noch, wie sie in das Erlengehölz des Schierlitzgrundes eintrat, unter dessen Laubdach die Nacht ihr Sammetzelt bereits aufgeschlagen hatte.

Zweites Kapitel

Es flüsterte ganz eigen durch die dunkelgrünen Erlen; hier und da schleifte die Abendluft einen Vorboten des Herbstes, ein gelbes Blatt an dem Sandboden hin, dessen Helle, hier und da durch das

Gebüsch blinkend, stärker mit seinem Grün kontrastiert hätte, wenn nicht der kalte bleiche Schimmer, den der Mond herabgoß, den Farben die Energie genommen hätte, die in dieser Zusammenstellung beim Tageslicht das Auge des Beschauers auf ganz eigentümliche Weise ansprechen. Die kleinen graugrünen Inseln, die, von bestaubtem Schachthalm und ähnlichen Gräsern gebildet, den hellen lockern Sand in den mannigfachsten Gestaltungen durchschneiden, der Reichtum von kleinen zierlichen Formen und die Mannigfaltigkeit heller lebendiger Farben, die mit einer gewissen Keckheit und Naivität nebeneinander stehn, haben etwas Anregendes für den Beschauer, während die Beschränktheit der einzelnen Ansichten [ihn lähmt], da der ganze Talzug, wie die kleine Schierlitz selbst jeden Augenblick auszuruhen scheint von ihrem Weg durch den lockern tiefen Sand, ein Gefühl in ihm hervorbringt, was dem der Müdigkeit, des Nachlassens am nächsten kommt. Bei warmer Beleuchtung haben diese Stilleben der Natur etwas wunderbar Gemütliches; in der Herbstmondnacht, in welcher die junge Marie, aus dem väterlichen Hause gestoßen, sie durchwanderte, waren sie nicht geeignet, das kummervolle Herz des Mädchens durch ihren Einfluß zu erheitern. Der lockere tiefe Sand, in welchen sie trotz ihres leichten Ganges bei jedem Schritte bis über die Knöchel einsank, raubte ihr bald den Rest von Kraft, den Kränklichkeit und Gemütsbewegung ihr gelassen hatten.

An einer Stelle, wo die Schierlitz, stärker hier als irgend sonst, die ganze Breite des Grundes einnimmt, einer kleinen Insel gegenüber, auf welcher eine Erle und zwei weißstämmige Birken stehen, sank sie todmüde nieder. Die Einsamkeit der Gegend vermehrte ihr die Stärke des Gefühls der gänzlichen Verlassenheit. All die lieben Kindererinnerungen, in deren Schutz sie flüchten wollte, wandten sich zürnend von ihr ab. Mit Tränen flehte sie zu Gott um ein Herz, das sie lieben, um das sie tätig sorgen dürfe. Denn es war ihr, als läge ein Fluch auf ihr, der ihr alle Herzen entfremde; mit Herzensangst dachte sie daran, daß das Wesen, dem sie das Dasein geben sollte, sich ebenso von ihr abwenden könnte, wie alles getan, was sie geliebt. Und indem sie in diesen Gedanken sich versenkte, schlich ein

anderer wie mit schüchterner Schnelle ihr durch das Bewußtsein: „Alles wäre gut, wenn du hier stürbest." Eine Art Schwindel kam über sie; es war, als müsse sie in den Fluß; unwillkürlich griff sie nach den Schuhen, sie abzuziehen, da überfiel sie ein Schauder, und sie raffte sich auf, vor der gefährlichen Stelle vorüberzueilen.

Da hörte sie weiter unten in den Erlen ein Geräusch. Die Stimme eines Kindes ließ sich in klagenden Tönen vernehmen. „Ach Vater," klangen die angstzitternden Töne, „ich will nach Hause zur Mutter! Sterben tut weh im kalten Wasser. Ach Vater, laß mich doch! Ich habe dir ja nichts getan!"

Eine dumpfe Männerstimme antwortete: „Willst du mich erst wahnsinnig machen? Ich erdroßle dich, sprichst du noch ein Wort, ohne Gebet!"

Nun schwiegen beide; nur das Angstgestöhn des Kindes war zu vernehmen; drauf begann die Männerstimme, wie es schien, zu beten. Marie zitterte vor Schrecken und Angst. Dennoch eilte sie, ohne recht zu wissen, was sie wollte, dem Orte zu, woher die Töne kamen. Da rauscht' es stärker in den Erlen; ein schöner Knabe von etwa fünf bis sechs Jahren stürzte ganz nackt aus dem Gebüsche, ein ungebundenes rotes Tuch um den Hals, dessen Enden in der Luft flatterten, wie er, von der entsetzlichsten Angst gejagt, auf Marien zueilte, die er sich entgegenkommen sah. Er umklammerte sie, die sich zu ihm herabgebogen hatte, krampfhaft mit seinen nackten kalten Armen, indem er, vor Frost und Angst zitternd, hundertmal nacheinander mit der Hast der Todesangst den Ruf: „Mutter!" hervorstieß.

Die gute Marie wandte sich abseit, um aus ihrem Bündel, den sie neben sich auf die Erde gelegt hatte, etwas herauszunehmen, worein sie den Frierenden hüllen wollte, aber das Kind klammerte sich von neuem an sie, indem es rief: „Ach, du willst es leiden, daß er mich totmacht?" Sie streichelte beruhigend das arme Wesen mit der einen Hand, während sie knieend mit der andern das Bündel öffnete. „Ach, lässest du mich denn gewiß nicht totmachen?" fragte das Kind unaufhörlich und umschlang sie von neuem heftig mit seinen Armen, als es, zurückblickend nach der Stelle, von wo es entflohen war, eine

männliche Gestalt leise hervortreten sah. Marie fühlte eine wundersame Kraft in sich; sie fühlte, das Kind, welches ihr Gott zugeführt, könnte ihr niemand entreißen.

„Sei doch ruhig, mein armes Kind," sagte sie schmeichelnd, „ich lasse dir nichts tun; du mußt nur folgen und dich anziehen lassen." „Dort — dort!" sagte das Kind weniger ängstlich, indem es mit dem Finger hinter sich zeigte. Marie richtete sich hoch auf, indem sie mit beiden Händen wie schützend das Kind bedeckte. Ihr Blick traf auf eine untersetzte Mannesgestalt mit bärtigem Gesichte, einen Lederschurz um den Leib, wie Bauhandwerker ihn tragen. Der Mann schien zu erschrecken. Er hatte schon vorher sonderbare Bewegungen mit den Armen gemacht; jetzt sah es Marie deutlicher, daß er die Hände rang. Nun verschwand er zurückgehend im Gebüsche.

Nun Marie wieder für jemand zu sorgen hatte, war sie auch wieder ganz das ruhige klare Wesen. Sie hüllte ihren Findling auf das beste ein, worin sie der Kleine durch seine Liebkosungen nicht wenig hinderte. Er konnte nicht aufhören, sie zu küssen und zu streicheln.

Endlich war er phantastisch genug herausgeputzt; seine Bekleidung bestand aus den verschiedenartigsten Stücken und war in ihrer Zweckmäßigkeit und Niedlichkeit ein Beweis für die seltene Gabe Mariens, aus allem alles machen zu können, der zu dem schnellen Auge für das Bedürfnis die gleich schnelle Hand zu seiner Abhülfe nicht fehlte.

Sie trug den Kleinen auf ihrem Rücken; wenn sie zu müde wurde, führte sie ihn, bis sie wieder Kraft gewonnen hatte, ihn zu tragen. „Wie heißest du?" fragte sie ihn. — „Johannes", sagte das Kind, „heiß' ich; aber wie heißt denn du?" — „Ich heiße Marie," sagte das Mädchen. — „Und wo kommst du denn her?" fragte der Knabe weiter; „nicht vom Himmel?" — „Wie sollt' ich denn?" entgegnete das Mädchen; „ich komme von Marklinde." — „Wohnst du denn da? Hast du vielleicht einen Vater da?" Marie konnte nicht antworten. „Du weinst?" fuhr der Knabe fort, „so bist du auch gewiß kein Engel." — „Ach, was du plauderst!" sagte Marie, indem sie durch ihre Tränen lächeln mußte. „Du bist ein Engel, den mir der liebe Gott in meinem Elend gesendet hat." Nun mußte der Kleine lachen.

„Wenn ich ein Engel wäre," sagt' er, „ließ' ich mich doch nicht von dir tragen; da trüg' ich dich und flöge, bis ich in den Himmel käme." — „Du wirst mir schon fortfliegen!" sagte Marie wehmütig. — „Fortfliegen?" sagte der Kleine; „ach, du denkst doch wirklich gar, ich kann fliegen?" — „Nein," entgegnete Marie, „aber sie werden dich mir nicht lassen. Du wirst fortmüssen von mir, zurück zu deinen Eltern." — „Nein, da sei doch ja ruhig," sagte der Kleine altklug, „da kommt's doch auf mich an. Und wenn du nur halbwege ein Spielzeug hast, so bleib' ich bei dir. Und wenn du auch keins hast, ich bleibe doch bei dir. Man muß ja nicht spielen, und dich hab' ich lieb wie den lieben Gott." — „Ei, ei, Johannes," sagte Marie eifrig, „das tue doch ja nicht. Ein guter Mensch muß den lieben Gott am meisten lieben, denn die Menschen, die er lieben darf, hat ja Gott ihm gegeben, und daß er sie lieben kann und von ihnen geliebt werden, das kommt ja auch von ihm." — „So will ich," sagte der Knabe, „dir zu Gefallen den lieben Gott am meisten liebhaben; aber viel lieber als dich hab' ich ihn nicht, das will ich dir nur gleich sagen."

So unterhielt sich Marie mit ihrem Schützlinge. Da leuchteten zu ihrer Rechten zwei kleine Fenster im Mondenschein; in dem Häuschen an der Straße mußte Justs Schwester wohnen. Marie fragte ein Vorübergehendes: „Wohnt hier Justs Rosine?" „Nun freilich," sagte das Angeredete. Marie ging mit ihrem Schützling durch die Bohnenlaube, die, einige Stufen erhöht, von der Straße zu der Haustüre führte, an die Marie pochte.

„Was gibt's noch so spät?" rief innen eine tiefe Weiberstimme.

„Es ist jemand da vom Just in Marklinde," entgegnete Marie etwas beklommen. Die Türe tat sich auf, und eine große starke Frauensperson trat ihren Gästen entgegen. Sie hielt, wie sie des schönen Mädchens, den phantastisch geputzten Knaben auf dem Rücken, ansichtig wurde, die Hand vor die Öllampe, mit der sie beide beleuchtete, um sich zu überzeugen, daß sie auch recht sehe. Marien wurd' es leichter um das Herz, denn das Gesicht der Alten, das übrigens viel hübscher war als das ihres Bruders, hatte doch viel Ähnliches von diesem. Sie hatte unter gutmütigen Augen eine starke gebogene Nase,

die in der Beleuchtung der seitwärts gehaltenen Lampe noch weiter hervortrat aus dem wohlgenährten Gesichte. Um den starklippigen Mund war sie ganz der alte gutmütige Just. Der mokante Altjungfernzug um den Mund wurde erst, nachdem die Spuren des Erstaunens und der ersten Neugier von der Tafel ihres Antlitzes getilgt waren, drin wieder sichtbar.

Sie hieß Marien sitzen; der Kleine holte sich einen Schemel und setzte sich vor Marien. Den Kopf legt' er in ihren Schoß. Nicht lange, und die Müdigkeit machte ihren Einfluß auf ihn geltend. Mariens milde Stimme, der er horchte wie einem Wiegenlied, klang bald in seine Träume hinüber; von Zeit zu Zeit drückt' er sich, von ihr träumend, fester an sie an. Jungfrau Rosine hatte sich Marien ganz nahe gegenüber auf einer Lade niedergelassen, auf welcher das Paradies mit seinen Tieren und dem Sündenfall in grellen Farben und ebenso grotesken Formen abgebildet zu sehen war.

Marie brachte den Brief hervor, den sie ihr übergab. Jungfer Rosine faßte ihn zuäußerst an einer Spitze und betrachtete ihn von allen Seiten, wie man etwas betrachtet, von dem man nicht weiß, was man damit anfangen soll. Nun holte sie aus ihrem hochroten Busentuch eine hörnerne Brille hervor und klemmte sie auf ihre Nasenspitze, wiederholte die Beschauung des Briefes mit nicht besserm Erfolg. Dann sagte sie: „Meine Augen werden mit jedem Tage schlechter, so daß ich Geschriebenes bei Nacht gar nicht mehr lesen kann." Dabei hielt sie die Adresse verkehrt in der Hand. „Die Jungfer hat noch junge Augen; die könnte mir wohl den Brief vorlesen." Marie tat ihr auf wiederholtes Bitten und weil sie kein ander Mittel sah, Rosinen mit dem Inhalt des Briefes bekannt zu machen, den Willen.

Sie entfaltete den Brief und las mit vieler Anstrengung den nicht zu deutlich geschriebenen, wobei sie zuweilen innehalten mußte und manches Wort wiederholte.

„Liebe Schwester," so schrieb Just, „wenn's Gott gefällt und Du noch wohl bist, so bin ich nun Fünfundsechzig gewesen, und Du wirst auch Deine sechs Kreuze auf dem Rücken haben —"

„Zweiundvierzig," verbesserte Rosine; „seh' ich wohl aus wie sech-

zig?" Sie zog mit einem Spane den Docht weiter aus der Lampe, die sie, Marien zum Lesen leuchtend, in der erhobenen Hand hielt, und bog den Kopf vor Neugier, das Weitere zu hören, so weit vor, daß Mariens Stellung eine sehr unbequeme wurde. Weiter zurücksetzen wollte sie sich nicht, weil sie das Kind, das unmittelbar zwischen beiden schlief, hätte wecken müssen. So fuhr sie denn fort: „Unser alter Schulmeister pflegte immer zu sagen: ‚Just, der Tod ist uns allen gewiß'; drum hoff' ich zu Gott, Du wirst unsere Mamsell, die Dir dies zu wissen bringen wird, gut empfangen und nach besten Kräften aufbewahren; besonders aber sorge für ein gutes Bette, denn sie hat an der Armut in unserm Dorfe viel Gutes getan und ist —." „Das will ich übergehen," sagte Marie, sich selbst unterbrechend, indem ihr Tränen in den Augen standen. „Wer ein gut Gewissen hat," sagte Rosine, „der darf hören und lesen, was die Leute von ihm sprechen und schreiben. Nun wird's schon kommen, das von der Aufführung mein' ich. Die Zeiten werden immer gottloser; ich bin mit Gottes Schutz Sechzig oder vielmehr Zweiundvierzig alt geworden — ich meine, nach dem, was ich erlebt habe unter den sündhaften Menschen, könnt' ich sagen, ich sei sechzig, ja ich sei hundert Jahr alt geworden. So bin ich alt geworden in Tugend und Rechtschaffenheit, und Christi Blut mein Ehrenkleid, so daß mir kein Mensch was nachsagen kann, und jetzt sind die Mamsellchen schon mit dem Sechzehnten in der Leute Mäulern." — „Das ist's nicht," sagte Marie bekümmert, aber ohne Empfindlichkeit; „es ist nur, daß der Just mich lobt, wie ich's nicht verdiene." „So ist's in der Welt," sagte Jungfrau Rosine, „wer's verdient, der wird nicht gelobt. Nur zu, Mamsellchen, lesen Sie nur Wort für Wort."

„Und ist", fuhr Marie ganz leise und schnell fort, „ein wahrer Gottesengel, und der Segen Gottes ist mit allem, was sie tut." Jungfrau Rosine mühte sich nicht, ihr Lachen zu verbergen. Sie leuchtete mit der Lampe über Mariens Gestalt hin. Marie sagte ernst: „Es ist nur, ob ich für Geld und gute Worte hier bleiben kann; ich kann auch weitergehn." Dabei sah sie mit Mitleid auf den sanft schlafenden Johannes, den sie hätte wecken müssen und von

neuem den Einflüssen der feuchten Herbstnacht aussetzen; man sah durch die kleinen Fenster den silbergrauen Nebel draußen in sich weben und wanken.

„Nun, sei'n Sie nicht böse, Mamsellchen," entgegnete Jungfrau Rosine gutmütig. „Fleisch und Blut ist schwach, und sechzehn Jahre sind kein Gegengift gegen Fleisch und Blut. Dazu hab' ich gar oft von Ihnen erzählen hören, und ich kannte Sie gleich, wie ich Sie nur genau ansah, nach dem, was sie von Ihnen erzählt haben. Was ist denn aber das für ein Würmchen, das gar nicht wie ein Christenkind aussieht?" Marie erzählte ihr Abenteuer. „„Ach, das ist der Zimmerdavid gewesen," sagte Rosine; „er ist zuweilen nicht richtig und hat schon einmal seine Frau und seinen Jungen umbringen wollen, weil er sich dann gewöhnlich einbildet, wenn sie länger auf dieser verderbten Welt lebten, so kämen sie um ihre Seligkeit. Sonst ist er ein treuer und fleißiger Mann. Gott behüte uns alle davor—!" Dabei deutete sie an ihre Stirne. „Aber Sie werden müde sein?" „Todmüde!" sagte Marie. „Nun, so kommen Sie!" fuhr Rosine fort. Sie führte Marien, die ihren kleinen Schützling sorgfältig aufhob und mittrug, in ein Kämmerchen unter dem Dache. „Es ist freilich klein," sagte die Wirtin, „aber eine Wiege wird gerade noch hereingehn." Marie fühlte nun erst ihre Mattigkeit; sie sank, nachdem sie den Kleinen ausgekleidet und in das Bette gelegt hatte, angekleidet neben ihn hin. Sie war zu müde, um gleich schlafen zu können. Sie dachte an ihren Vater, der ohne die kleinen Dienste, die er von ihr so sehr gewohnt war, zu Bette gehen mußte und der vor Kummer und Zorn ebensowenig mochte schlafen können wie sie. Dann dachte sie an Breitung, an die Apothekerstöchter; dazwischen fiel ihr, sie wußte selbst nicht, wie es kam, der junge Eisener ein und eine Art Neugier, ob wohl auch Eisener so unfreundlich sich von ihr gewendet haben würde wie Breitung. Sie malte sich aus, bald wie er sie mit Verachtung, bald wie er sie mit Freundlichkeit ansah, wie an jenem Morgen, dessen sie sich so gern erinnerte. Dazwischen mengte sich ihr Abenteuer mit dem kleinen Johannes. Alles pulsierte an ihr. Im wachsenden Fieber wechselten immer schneller, immer lebendiger

die Bilder, und erst gegen Morgen verschleierte ihr die freundliche Hand des Schlummers das zornige Antlitz, welches das Leben nur erst seit kurzem ihr zeigte.

Drittes Kapitel

Die Alte zeigte sich besser, als sie ihren Reden bei Mariens Empfang nach geschienen hatte. Und gab sie einmal einer bösen Laune Raum, so schien es Marie nicht zu hören, die die Menschen, mit denen sie verkehrte, stets im ganzen auffaßte und zu gutmütig war, um empfindlich zu sein über etwas, wovon sie wußte, daß es der andere bereuen werde, es getan oder gesagt zu haben. Dann sucht' es auch die Alte auf alle Weise wieder gutzumachen, worüber Marie sich unendlich freute. Ein freundlich Wort, ein freundlicher Blick konnte sie zu Tränen rühren. In den schmerzlichen Augenblicken der Verstoßung aus dem Herzen und dem Hause ihres Vaters hatte sie alle Ansprüche auf das Leben aufgegeben, drum war ihre Freude über die Freundlichkeit anderer mit einer Art der Verwunderung verbunden, daß man ihr eine Freude konnte machen wollen, und mit Dankbarkeit, weil diese Freude ihr ein Geschenk schien, welches erwarten sie weder konnte noch durfte. Das Immer-sich-Gleiche in Mariens Wesen, dem man leicht ansah, daß es kein Kind der Berechnung, sondern eine Notwendigkeit ihrer Natur war, gewann ihr mit jedem Tage mehr von dem Herzen der Jungfrau Rosine — wie es ihr jedes Herz gewinnen mußte —, die hinwiederum die Neigung Mariens dadurch sich zu erwerben wußte, daß sie fast täglich für sie Nachricht hatte, wie es in Marklinde stand. Nicht mit derselben Freundlichkeit behandelte Rosine den kleinen Johannes. Dieser wäre dennoch ganz glücklich gewesen, denn Mariens liebevolle Pflege hätte ihn Schlimmeres vergessen machen; aber die Angst, sein Vater, den er nicht ohne Ursache so sehr fürchtete, könne ihn wieder fortholen von Marien, stand wie eine ferndrohende Wetterwolke an dem Himmel seines Glückes. Die kurzen Tage füllte Marien seine Pflege und der Unterricht, den sie ihm erteilte, der voller Andacht vor ihr auf dem Bänkchen saß und ihr mit seinen großen schwarzen Augen un-

verwandt in das Gesicht sah, welches sie oft wie verwundert von ihrer Arbeit erhob, wenn ihr der Gedanke so recht lebhaft kam, diese Mützchen und Kleidchen solle das Kind tragen, das sie bald haben sollte — ihr Kind. Die Verwunderung ging dann in eine Vorahnung unbeschreiblicher Wonne über. Die Tage nahmen ab und nahmen wieder zu, und eines Tages war jene Vorahnung zur Wirklichkeit geworden. Sie hatte einen Knaben geboren.

Jungfrau Rosine hatte eine Freude über den kleinen Ankömmling, als wär' er ihr Enkel, und wie man sie nicht von ihr hätte erwarten sollen. Bei solch einfachen Menschen siegt gewöhnlich das gute Naturell über die Macht herzloser Vorurteile. Der Knabe wuchs zusehends, und Marie blühte schöner als je vorher. In ihrer mütterlichen Sorge für ihr Kind und ihren Schützling befand sie sich in ihrem Elemente. Dazu nahm sie sich der Wirtschaft Rosinens an mit Rat und Tat, und die gute Jungfrau sah mit Verwunderung, wie recht ihr Bruder gehabt hatte, wenn er ihr von Marien schrieb: „Der Segen Gottes ist mit allem, was sie tut."

Je mehr Marie den kleinen Säugling mit Wonne beschaute über seine gesunde und schöne Bildung — nur an dem rechten Ärmchen hatt' er ein kleines Mal, von dem sie sich aber bald überredete, daß die Schönheit des kleinen Wesens dadurch nur gewinne —, je mehr wuchs das anfänglich nur wie instinktartig gefühlte Bedürfnis, jemand zu haben, der sich mit ihr des Kindes freue, nicht aus bloßem Mitgefühl mit ihr wie die gute Rosine, sondern weil er gleiches Recht dazu habe, und so, daß sie sich wieder über seine Freude freuen könne wie er sich über die ihre. Ohne daß sie wußte wie und warum, dachte sie wieder an den freundlichen treuherzigen Eisener; ihre Träume brachten sein Bild in den lebendigsten Farben vor ihr inneres Auge; ihr war, als wär' es Eisener, der sich mit ihr des Kindes freuen müsse. Sie eilte unter Freudentränen auf ihn zu, den schönen Knaben in seine Arme zu legen, und wenn sie nun bei ihm stand, dann hatte sie kaum das Herz, ihm den Knaben zu zeigen; dann schlug sie die Augen nieder und sagte wie verlegen: „Sehen Sie nur das schöne Kind hier, Herr Eisener!"

So war es wieder Frühling geworden. Unsere kleine Familie, Jungfrau Rosine, Marie mit ihrem Georg und ihrem Schützling Johannes konnten schon einzelne Nachmittage im Freien verbringen. Von der Bohnenlaube vor der Haustüre war nur erst das wettergraue Holzgerüst zu sehen, aber in dem Gärtchen zu beiden Seiten der Laube zeigte sich schon der Krokus, und hin und wieder zitterte unter einzelnen dürren Blättern, die noch vom Herbste her lagen, ein blaues Veilchen in der Frühlingsluft. Drüben über der Straße dehnte sich eine große Wiesenfläche, über deren äußerster Linie gerade die untergehende Sonne hinabrollte. Über dem frühlingsbräunlichen Grün lag der warme Widerschein des Abendhimmels wie ein rosenroter Florschleier. Die kleinen Gräschen nickten in der Abendluft, als sprächen sie emsig und heimlich zusammen. Weiß- und dunkelgraues, hoch übereinandergerolltes Frühlingsgewölk, an den Enden rötlich gesäumt, zog Furchen von violetten Schlagschatten über die weite goldrotglänzende Ebene dahin. Die Stämme der Erlen an dem Bach, der mit seinem Gebüsch die Ebene auf der rechten Seite vom Horizont abschnitt, schimmerten purpurn; dahinter lagen sammetne Schatten; die nackten Wipfel hoben sich dort wie krause Gewebe von braunen Fäden vom grünlichgoldenen Himmel ab.

Marie saß auf einer Bank in der noch nackten Laube, auf dem Schoß den kleinen Georg. Johannes lief dem ersten Schmetterlinge nach. Da kam eine junge Frau, ein Kind auf den Armen, die Straße daher; wie sie Marien sah, winkte sie grüßend mit der Hand. Es war Julie, die nun zu Marien hereintrat in die Laube.

Marie staunte über die Veränderung, die mit Julien vorgegangen war. Ihr Anzug war mehr als nachlässig; die vordern Haare hatte sie in Locken hinter den Ohren herabhängen. Diese Tracht gab ihrem Aussehen etwas Freies. Dazu waren die Locken zum Teil aufgegangen und vermehrten den Ausdruck einer leidenschaftlichen Wildheit, den die rastlos bewegten, schwarzen Augen dem blassen Gesichte gaben.

„Wieviel ist uns begegnet, seit wir uns zum letzten Male sahen!“ sagte Julie. „Ich bin auf dem Wege nach Hermsau zu ihrem Vater —“ dabei zeigte sie auf das Mädchen, welches sie auf den Armen

trug. „Man soll keinem trauen. Die Freude, die man ihm gönnt, muß man zu teuer bezahlen. Er läßt uns sitzen, und wir bekommen keinen Mann. Ach, was gäb' ich drum, wär' ich nicht auf dem Jahrmarkt in Marklinde gewesen, nur dies einzige Mal nicht! Eigentlich hatte mir der Eisener gefallen. Ich weiß selbst nicht, wie es zuging. Nun ist er Förster in Hermsau geworden; da will ich ihm noch einmal sagen, was er mir schuldig ist."

Marie empfand, sie wußte selbst nicht warum, einen leisen Widerwillen gegen Julie; sie sagte ruhig: „Was man nicht verschuldet hat und nicht ändern kann, muß man geduldig tragen."

Julie, die noch eben geweint hatte, lachte bei diesen Worten Mariens laut auf. Doch war sie zu gutmütig, Marien beleidigen zu wollen; sie bewältigte sich und suchte nach Worten, die, wie sie meinte, Beleidigte wieder zu versöhnen. Der kleine Johannes, der das Mädchen auf ihrem Schoß betrachtet und ihren Worten aufmerksam zugehört hatte, sagte voll Bedauernis zu der Kleinen: „Du hast auch einen Vater? Da ist der Georg ein glücklich Kind; der hat keinen Vater, und Marie ist seine Mutter."

Julie sah nach Marien hin. Der Ausdruck von unschuldiger Ruhe auf Mariens Zügen tat ihr weh, die nach ihrer Meinung nicht mehr verbrochen hatte als jene. Gereizt sagte sie: „Ach ja, das ist ja das Wunderkind, das keinen Vater hat."

Marie sah sie freundlich an, indem sie in die Höhe zeigte, und sagte: „Nicht, Georg, du hast einen Vater da oben?"

Julie wußte nicht, was sie zu den Worten Mariens und zu ihrem ganzen Wesen, welches mit jenen so im Einklange stand, denken sollte. Es wurd' ihr wie unheimlich. Wie zu sich selbst sagte sie, indem sie sich zum Gehen anschickte: „Possen! Der ganze Unterschied ist, daß eine klüger ist wie die andere, außerdem ist eine wie die andere. Und die ist nicht einmal klüger gewesen und tut so heilig. Und man sollte noch meinen, es wär' ihr Ernst. Ja, wenn der Kleine nicht nein sagte. Nicht wahr, Kleiner, hätte deine Mutter deinen Vater nicht geküßt, du lägst noch in dem Brunnen, wo der Storch die Kinder holt?"

Damit ging sie lachend weiter, und Marie hätte die große Ver-

änderung, die mit Julien vorgegangen war, selbst in dem schleppenden sorglosen Gange erkennen müssen, der wie ihr ganzes Wesen so sehr im Kontrast stand mit der frühern reizenden Zierlichkeit ihrer Bewegungen, wäre sie nicht mit sich beschäftigt gewesen. In ihr Inneres hatten Juliens Reden einen Gärungsstoff geworfen, wodurch auch in ihr eine Veränderung hervorgebracht werden sollte.

In diesem Denken oder Träumen, oder wie man die Tätigkeit nennen will, durch welche Marie Licht über sich selbst und ihren Zustand zu erlangen suchte, wurde sie durch Johannes' Mutter gestört und noch mehr durch das Bewußtsein der Notwendigkeit, das liebe Kind, an welches sie sich so sehr gewöhnt hatte, wieder von sich lassen zu müssen.

Der kleine Johannes hing sich an Mariens Hals, indem er weinend rief: „Ach, behalte mich doch nur, Marie! Ich will gewiß auch ein frommer Mensch werden, wie du es haben willst!" Marie erbot sich, den Kleinen an Kindesstatt zu behalten. Die Frau sagte: „Ich hätte ihn schon längst geholt, wär' ich nicht krank gewesen. Es ist schon möglich, daß es besser für ihn wäre, ließ' ich ihn hier, aber ich hab' ihn mit Schmerzen geboren, und nun soll er mich dafür trösten, wenn mein Mann mir Sorgen und Kummer macht. Er ist die einzige Freude, die mir von seinem Vater gekommen ist. Ich lass' es niemand merken sonst im Dorfe, wie ich elend bin mit dem Manne; einen Menschen aber muß der Mensch haben, der seine Tränen sieht und freundlich mit ihm ist, wenn er nicht verkommen soll."

Der Knabe zeigte seine Freude, weil er glaubte, Marie werd' ihn behalten, durch die zärtlichsten Liebkosungen. Das war zu viel für das leidenschaftliche Herz seiner Mutter. Mit einer Art eifersüchtigen Wut riß sie den Knaben Marien aus den Armen, welches Benehmen sie im nächsten Augenblick unter bittern Tränen der freundlichen Marie abbat.

Als diese sah, daß die Mutter auf keine Weise ihr Kind ihrer Erziehung länger überlassen werde, redete sie dem Kleinen tröstend zu; dem Willen der Eltern dürfe man nicht widerstreben, wolle man ein frommer Mensch werden. Es währte lang, bis er sich in sein Schicksal ergeben konnte.

„Die Mutter will's, und du willst es ja auch," sagte er endlich,

Marien mit seinem bleichen Gesichtchen bekümmert, aber freundlich ansehend; man sah, er wollte sich selbst Mut einreden. „Du hast ja ohnedies jetzt deinen Georg, den du auch lieb haben mußt; und hast du den Georg, so ist's billig, daß meine Mutter auch ein Kind hat." Er versprach Marien noch, seinen Eltern zu gehorchen und, wie er altklug sagte, ein braver Mensch zu werden. Marie hielt mühsam um seinetwillen ihre Tränen zurück, bis er mit seiner Mutter aus der Türe war. Sie dachte seiner die ganze schlaflose Nacht hindurch, wie man eines gestorbenen Lieben denkt, und malte sich seine schöne Gestalt vor, das blasse Gesichtchen, dessen Züge wie sein inneres Leben durch frühe Leiden eine Tiefe und einen Ernst gewonnen hatten, die ihm für seine Jahre viel zu früh gekommen waren.

Zuweilen knüpfte sich an diese Erinnerungen eine Sehnsucht, die mit jeder Wiederkehr wuchs, weniger nach der Gegenwart ihres Schützlings als nach etwas Neuem, ihr noch Unbekanntem, von dem sie aber fühlte, daß es nun kommen müsse. Es war der seltsame, ängstlich-süße Zustand der Liebesreife, die den Gegenstand noch nicht gefunden hat, an dem sie sich aufschließen soll. In jener Nacht erweckt, bis nun von größeren Schmerzen in den Hintergrund gedrängt, drohte dies Bedürfnis nun, in dem ihm unbestrittenen Eigentum alle übrigen Neigungen und Gefühle zu überwachsen. Unvermerkt verwandelten sich die Züge des kleinen Johannes in die Eiseners. Sie klagte seinem Bilde ihren Kummer, daß der Knabe ihr vom Herzen gerissen sei, und lieh ihm freundliche Reden, die ihr so wohl taten, daß sie den Traum immer wieder durchzuträumen begann. Mit jedem Tage bildete sie diesen kleinen Roman mehr aus. Die Reden Juliens, die um so mehr auf ihre Phantasie wirkten, weil sie sie nicht verstand, verloren nach öfterer Wiederkehr in ihr Gedächtnis so viel von dem, was sie erst, ohne daß sie wußte warum, beleidigt hatte, daß, was davon übrigblieb, nur den Reiz vermehrte, sie von neuem zusammenzustellen.

Ein rauher Mai schien nachholen zu wollen, was der schöne März und April vergessen. Marie saß strickend und träumend an Georgs Wiege, der süß und fest schlief trotz des Sturmes, der draußen vor dem Fenster die nackten Zweige der großen Akazie klappernd zusammen-

schlug. Es war Jahrmarkt in Marklinde; sie ging in ihrem rosa Kleid früh im Garten, ehe die lärmenden Städter aufgestanden waren, und pflückte wilde Heckenrosen. Sie erschrak, denn es rauschte hinter ihr, und sie wußte, daß Eisener es war, der ihr nachkam. Sie bog in einen andern Weg ein; ihr war wie angst, ihm zu begegnen, und doch wünschte sie, er möge ihr nachgehen. Indem sie sich nach einem Blümchen neben sich bückte, warf sie sogar einen flüchtigen Blick hinter sich. Sie wurde rot, weil er den Blick bemerkt haben konnte, und doch wär's ihr lieb gewesen, er hätt' ihn bemerkt. „Wenn er doch alles wüßte!" flüsterte sie vor sich hin; „aber sagen könnt' ich's ihm nicht, und auch merken lassen könnt' ich's ihm nicht. Ich müßte nein sagen, wenn er es doch als ja verstände!"

Da stand er plötzlich neben ihr; er hatte ihre Hand gefaßt und sah ihr in die Augen; sie bückte sich, er neigte sich ihr entgegen; ihr wurd's so seltsam — ihre Lippen berührten sich — Marie sprang erschreckt, errötend und unwillig von dem Stuhle auf, als wär' es Wirklichkeit, was sie träumte.

Eine wundersam gemischte Empfindung — sie fühlte sich durch etwas in ihrem Tiefsten aufgeregt, was ihr Gefühl ebenso verletzte, als es ihr Verlangen reizte — trieb sie vom Stuhl zum Fenster, vom Fenster auf den Stuhl zurück. Sie flüchtete zu ihrem Kinde. Sie mühte sich, etwas anderes zu denken — vergebens. Jener Gedanke kehrte immer wieder zurück und verlor allmählich das Erschreckende. Bald empfand sie es nur noch wie ein süßes Grauen, und so gab es jener Vorstellung nur doppelten Reiz, indem es die Neugier weckte, warum und wovor sie doch eigentlich sich grauen müsse. Und wenn sie nun das Kind ansah, kam es ihr so märchenhaft vor, daß sie, Mutter und doch Mädchen, die Wonnen so gar nicht kenne, deren Frucht das kleine Leben sein sollte. Die Worte Juliens summten ihr beständig in den Ohren: „Die Freude, die man ihm gönnt, muß man zu teuer bezahlen." Es gab ihr unendliche Genugtuung, sich lebendig in die Situation zu dem jungen Eisener zu denken, daß all ihr Unglück die Folge einer Freude, die sie ihm gegönnt, ohne zu wissen, welch eine Freude diese gewesen sein müsse.

So gewöhnt sich die Seele allmählich an die Warnung des Instinkts, ihr drohe Gefahr, daß bald die Gefahr reizt und am Ende selbst der Untergang in der Gefahr, daß sie nahe daran war, Julien zu beneiden um das, was diese unglücklich gemacht hatte und sie selbst noch unglücklicher hätte machen müssen, als jene war.

Doch konnte bei einem so ruhigen klaren Wesen, wie Marie war, diese Neigung, sich solchen Träumen hinzugeben, nur vorübergehend sein. Je gesünder sie körperlich wurde und je tätiger sie sein konnte, desto mehr gewann sie Kraft, das von sich abzuwehren, dessen Nachteiligkeit ihre reine Seele ahnte. Von allen jenen Regungen wurde nur die zur süßen Gewohnheit, des jungen Eisener zu denken als eines lieben fernen Verwandten und Freundes, des sich zu erinnern im frohen Augenblick die Freude erhöht, im trüben den Schmerz mildert, weil man weiß, daß er, wär' er hier, den einen so redlich mit uns teilen würde als die andere.

Es war schon wieder in der Mitte des Mai. Der Tag war wild und stürmisch gewesen; die Nacht war es noch mehr. Der Wind brauste in den hohen Pappeln der Straße draußen und pfiff zwischen den Häusern hin; ruht' er einen Augenblick, so hörte man den Regen in dichten und großen Tropfen auf den Strohdächern rauschen und in die Pfützen klatschen, die erraten ließen, es regne nicht erst seit heute.

Marie fuhr schon wieder aus dem unruhigen Schlafe auf, der mit Fieberbildern wechselte. Ihr war, als riefe eine Stimme draußen: „Marie!" Nun rief es wieder. Es konnte keine Täuschung sein. Es klang ihr wie die Stimme des kleinen Johannes. Nur leicht bedeckt eilte sie an das kleine Fenster, in Angst es öffnend. Wenn der Kleine in diesem Wetter draußen stand!

„Marie, darf ich denn zu dir hinein?" klang des Kleinen Stimme eben wieder, schwach und zitternd, aber mit unendlicher Innigkeit. Marie weinte vor Jammer und Lust, wie sie die kleine Treppe mit zwei Schritten hinabeilte und mit einer Schnelligkeit die Haustür öffnete, die nur der Angst oder der Freude oder beiden zugleich möglich ist. Ebenso schnell hatte sie den nassen zitternden Knaben gefaßt,

auf den Arm gehoben und ihn hinaufgetragen in das Stübchen, ebenso schnell hatte sie ihn oben ausgekleidet und in ihr Bette gelegt, das noch von ihrem Leibe erwärmt war, ebenso schnell hatte sie Licht und Feuer gemacht. Und nun küßte sie ihn und wurde nicht müde, ihn zu streicheln. „Und wo kommst du denn her, mein Kind?" fragte sie ihn freundlich. „Von zu Hause," sagte der Knabe. Der Ton seiner Stimme erschreckte sie; er hatte etwas Hohles und seltsam Singendes. Sein Aussehen entsprach seiner Stimme. Sein Körperchen war abgemagert; er schien viel kleiner als sonst. Sein Gesicht war viel blässer als sonst, und nur die Augen waren sich gleich geblieben, ja sie schienen noch dunkler, größer, und ihr Ausdruck noch inniger als sonst.

„Und hast deine Mutter verlassen?" fragte Marie weiter, ohne den Mut zu haben, einen auch noch so sanften Vorwurf in den Ton ihrer Stimme zu legen. Der Kleine sagte wie bittend, daß sie ihm auch in Gedanken keinen Vorwurf machen möge: „Meine Mutter ist gestorben. Ach, es ging uns sehr schlecht, und meine Mutter war krank. Ein fremder Mann, der ihre Hand in seinen Händen hielt, sagte endlich: ‚Es ist aus, und mit ihrem Kleinen da wird's auch bald aus sein.' Da wurde es mir noch ängster; du hattest gesagt, wer tot wäre, den sähen wir im Himmel wieder, drum war mir's nicht um meine Mutter; aber ich dachte: Wenn du nicht noch einmal Marien sehen sollst, eh' es aus ist mit dir, wie der fremde Mann gesagt hat! Da lief ich denn fort, immer der Straße nach, die ich mir gemerkt hatte, damit ich einmal wieder zu dir könnte. Gute Leute ließen mich ausruhen bei sich und gaben mir Wein; ich dachte nur immer an dich, und da konnt' ich nicht viel müde sein. Aber nun ist's bald mit mir aus; es wird mir sehr angst." Marie fühlte, wie heftig sein Herz schlug; es bewegte seinen ganzen Körper. Sie fühlte, daß er recht haben könnte, und vermochte nicht zu sprechen. Sie wollte ihm Tee kochen, aber er ließ sie nicht von sich.

Nach einer kleinen Weile sagte er noch leiser: „Ach, laß mich doch deinen Georg sehen." Marie hielt ihn mit der einen Hand in die Höhe, mit der andern bog sie die Wiege nach ihm zu, so daß er den

Knaben sehen konnte. Erst sah er Georg, dann Marien mit seinen freundlichen Augen an, die immer größer und glänzender wurden. Er nickte, wie er sonst tat, nach seiner altklugen Art vor sich hin und sagte: „An dem wirst du viel Freude erleben." „Und auch an dir," sagte Marie leise weinend. Er sagte: „Ich möchte den Georg wohl streicheln, aber ich will's nicht tun; er möchte aufwachen." Eine Weile drauf sagt' er: „Wie gut ist's, daß du nun den Georg hast!" Noch einmal sah er sie aus glänzenden Augen voll Freundlichkeit und Liebe an; ein Nervenzug fuhr über sein Gesichtchen hin; er war gestorben.

Marie sank über ihn hin im heftigen Schmerze, aber sie weinte leise, ihren Georg nicht zu wecken. Es war ein Grundzug ihrer Natur, daß sie auch in der heftigsten Erregung die kleinste Rücksicht nicht vergaß, die aus Menschenfreundlichkeit und Achtung vor der Freude sowie vor dem Schmerz des andern hervorgeht.

Ende des zweiten Buches.

Drittes Buch

Erstes Kapitel

Während Marie, aus dem väterlichen Hause gestoßen, bei Jungfrau Rosinen lebte, deren Wirtschaft durch den Segen, der alles Tun Mariens begleitete, sich zusehends vergrößerte, während sie ihren Georg gebar und säugte und ihren Pflegling, den kleinen Johannes, fand und wieder verlor, durchreiste Eisener England und Nordamerika, ließ Länder und Städte hinter sich, aber nicht sein Gewissen. Sich selbst, die Träume und Hoffnungen seiner Jugend hatt' er für jenes Vergehen zur Sühne geopfert. Sein Vater war anfangs überaus zufrieden mit dem Fleiße und der Genauigkeit, womit der Reisende die Fabriken und Manufakturen, die er aufgesucht, die Art ihres Betriebes, die Größe ihres Absatzes, und was sonst den Kaufmann daran interessieren kann, beschrieb; desto weniger aber gefiel ihm die Stimmung, in der die sämtlichen Briefe des Sohnes geschrieben waren. Aus allen sprach eine Seele, die unter der Last des Lebens so sehr erlegen ist, daß sie selbst den Wunsch, die Last von sich werfen zu können, nicht mehr hegt, so daß der gute Alte nun lieber gesehen hätte, der Sohn hänge noch mit gesunder Seele den Neigungen nach, die er sonst nicht gut heißen wollte, als daß er nun in lebensmüder Resignation sich zu gehorsam erwies. Die Nachrichten, die er von Geschäftsverwandten über das Aussehen und Benehmen des Sohnes erhielt, waren von solcher Art, daß seine Sorge um denselben von Vierteljahr zu Vierteljahre dringlicher wurde.

Er schrieb ihm nun sogar, wenn er meine, durch die Beschäftigung mit der Malerkunst seine alte Heiterkeit wiederzufinden, so wolle er nichts dagegen haben, wenn er sich derselben ganz widme. Wenn er sonst einen Wunsch habe, dessen Erfüllung ihn dem Leben wiederzugeben vermöge, so solle er diesen unausgesprochen als gewährt ansehen.

Seine Antwort auf solche Anerbieten war jederzeit liebevoll und dankbar, ja er hätte den Alten über die Begründung seiner Sorge täuschen können, wenn nicht die Nachrichten jener Bekannten mit seinen eigenen immer mehr in Widerspruch wären zu stehen gekommen. Der Alte hoffte im Anfang noch von dem Reisen eine gute Wirkung auf des Sohnes Zustand. Nun sich diese Hoffnung als eitel erwies, schien das einzige, was vielleicht noch helfen könnte, ein gemütliches häusliches Leben, die Pflege eines schönen edeln Weibes, die schönsten aller Freuden, die sein Geschlecht kennt, die Vaterfreuden.

Er sollte nach Deutschland zurückkommen. Der Vater wollte ihm entgegen; in der schönen Gegend, in welcher sie den letzten Abschied genommen, wollten sie sich wieder treffen. Ritter, der, nur erst aus Italien zurückgekehrt, seit einigen Tagen in der großen Stadt sich aufhielt, für deren reichsten Kaufmann der alte Eisener galt, hatte diesem gern versprochen, mit ihm zu reisen und den Ankömmling durch seine unvermutete Begegnung freundlich zu überraschen.

So war denn der junge Eisener nach einer Abwesenheit von drei Jahren wieder in Deutschland angelangt. Sein Weg nach dem Orte, wo er früher drei schöne Monate lang gewohnt, wo er das höchste Glück und das tiefste Unglück seines Lebens, in diesen kurzen Zeitraum zusammengedrängt, empfunden und wo nun sein Vater ihn treffen wollte, führte ihn über Dresden. Übermorgen war der von dem Alten bestimmte Termin. Der junge Eisener fürchtete sich vor einem längern Aufenthalt an jenem Ort, wo soviel trübe Erinnerungen seiner harrten; er beschloß, den Tag, den er übrighatte, in der reizenden Gegend der sächsischen Königsstadt zuzubringen.

Ein Spaziergang führte ihn an dem neuen Theater vorbei. Er blieb betrachtend stehen. Ein junger Mann, der unweit von ihm stand, sagte: „Ihnen fällt, wie ich merke, auf, wie wenig mit den Figuren der großen Dichter die Nischen im Verhältnis stehen, in welchen sie angebracht sind. Das Mißverhältnis der Werke dieser Dichter mit ihrer Aufführung in diesem Theater ist noch größer. Man begreift nicht, warum man deutsche Dichter an den Eingang eines Theaters gesetzt hat, welches das französische Lustspiel und die welsche Oper regieren.

Dresden ist seines Geschmackes halber nicht berühmt; man vergißt ihm nicht, daß es den Calderon auspfiff und den Clauren in seinen Armen wiegte. Am Ende ist's ihm aber nicht zu verdenken, wenn es lieber schlechte Stücke gut als gute Stücke schlecht aufgeführt sieht. Ist es aber irgendwo in ganz Deutschland anders? besser? Das Theater hat sich von der Literatur losgerissen und ist von der Höhe einer Kunstanstalt, eines Weckers und Erhalters nationalen Sinnes, was es eigentlich sein sollte, zum bloßen Amüsement, wenn dieser Ausdruck nicht noch zu schonend ist, herabgesunken. ‚Ehe die Talente an der Gleichgültigkeit der Bühne zu Grunde gehen, gehe doch das Theater an der Gleichgültigkeit der Talente zu Grund!' So schrieb mir kürzlich ein berühmter Freund aus Thüringen, und dieser Spruch scheint mir schon wahr geworden.

So wird die Frivolität und Entsittlichung, die stets mit dem Geschmacksverderbnis Hand in Hand geht, von oben herab so lange gehegt und befördert, bis diese selbst an ihren eigenen Pflegern und Beschützern als Rächerinnen der wahren Kunst aufstehen werden. Der Musikfreund tut besser, seinen Winter in Leipzig zuzubringen, wo er schwächere Kräfte gut angewandt und von Meisterhand geleitet findet. Nur der Freund der bildenden Kunst und der schönen Natur findet hier seine Rechnung. Sind Sie ein Verehrer der Malerkunst, wird es Sie nicht reuen, mich jetzt begleitet zu haben."

Eisener folgte dem jungen Manne, dem er seinen Dank aussprach für die Freundlichkeit, mit der er dem Fremden entgegengekommen. Was jener sonst gesprochen, war eine Meinung, für die Eisener sonst in Feuer und Flamme geraten konnte; er wunderte sich selbst über die Abspannung seines Wesens, er wunderte sich, daß er sich darüber nur verwunderte und nicht erschrak. Nur der Schmerz, die Reue über sein Vergehen, über den Mord, welchen er sich schuld gab, an der verübt zu haben, an deren Gedächtnisbilde er nun mit all der Liebe hing, die er — durch seine eigene Schuld — ihr selbst nicht mehr zeigen konnte, die Resignation, mit der er, in der Selbstverleugnung eine schmerzliche Lust findend, nur in den Wünschen seines Vaters lebte: dies war der ganze Inhalt seines Daseins. Alles andere, was

sonst ihm das Schönste, Edelste, Wünschenswerteste erschienen war, lag so weit außer ihm, daß es ihm auch ein augenblickliches Interesse nicht mehr abgewinnen konnte. So folgt' er auch jetzt mehr mechanisch, als weil er sich einen Genuß versprach, dem jungen Manne.

In dem Lokale des Kunstvereins auf der Brühl'schen Terrasse war das Bild aufgestellt, von dem jeder Kunstliebhaber einen großen Genuß sich versprach, schloß er von der Anzahl derer, die vor, mit und nach ihm eintraten und die ihm aus dem Saale entgegenkamen, auf die Schönheit des Bildes. Es sollte einen Besuch der heiligen Jungfrau mit dem Jesuskinde bei ihrer Freundin Elisabeth vorstellen. An den vier Figuren, der Jungfrau, dem Heiland, der Elisabeth und ihrem Johannes, wurden besonders die Köpfe bewundert, die übrigens Porträts zu sein schienen. Einige hielten die kindliche Majestät der Unschuld in dem Antlitz der jungfräulichen Mutter, einige das durchsichtige, geistige, wundersam-schwärmerische Kindergesicht des Johannes, die Innigkeit, mit welcher er seine großen schwarzen Augen auf dem lieblichen Jesusknaben ruhen ließ, für das Ansprechendste des Bildes. Man vernahm von Kennern und Nichtkennern die mannigfaltigsten, widersprechendsten Urteile. Ein Teil der nicht selbst räsonnierenden Beschauer bequemte sein Gefühl dem Urteile an, welches ihm entweder am verständlichsten war oder von einem kam, den er als den gewiegtesten Kenner hatte nennen hören oder seiner entschiedenen Sprache wegen dafür hielt; ein anderer Teil kehrte sich an all das Ausgesprochene nicht, die einen, weil sie durch Anerkennung der Kritik in ihrem Enthusiasmus nur gestört worden wären, welcher nur unbedingtes Lob und unbedingten Tadel kennt und nichts in der Mitte; die andern, weil sie in einem Werke der Kunst nur den Stoff zu suchen und sich von der dargestellten Geschichte, nicht von der Darstellung rühren zu lassen gewohnt waren.

Eisener hörte von alledem nichts; er sah kaum etwas von den übrigen Figuren des Bildes, über welche sein Blick nur flüchtig hinglitt, von dem Bilde der Jungfrau unwiderstehlich angezogen und festgehalten. Es war Marie, die Marie, die er geliebt, die Marie,

deren Verderber, deren Mörder er war, deren Züge diese Jungfrau trug. Er stand und sog mit unersättlichen Augen die unnennbare Lieblichkeit in sich; der Zauber dieser Züge, dieser schlanken Gestalt war so mächtig, daß er über ihn die Qualen vergaß, deren Stärke an dieser Erinnerung hätte wachsen müssen. Er stand unbeweglich. Die Gehenden zeigten den bleichen unermüdlichen Beschauer den Kommenden; viele Geschlechter wechselten um ihn, er stand und sah sie nicht; die Türe sollte geschlossen werden, er stand noch. Er konnt' es kaum begreifen, als man ihm bemerklich machte, daß er das Zimmer nun verlassen müsse. Als dies endlich gelang, fragte er nach dem Maler, nach dem Preise des Bildes. Er zitterte vor der Möglichkeit einer Antwort, wie er sie dennoch erhielt. Das Bild war bereits das Eigentum eines reichen Kaufmanns; der Kastellan wußte weder Namen noch Wohnort des Glücklichen zu nennen. Und zwar werde es morgen schon dem Eigentümer zugeschickt.

Eisener verließ das Haus, mit Plänen beschäftigt, wie er schnell genug in Besitz dieses Bildes oder wenigstens einer guten Kopie desselben kommen könne. Dieser Besitz schien ihm das einzige Glück, welches das Leben ihm noch zu bieten vermöge. Er dachte sich die reichen Kaufleute seiner Bekanntschaft, von denen er wußte, daß sie jährlich ein Bild oder mehre zu kaufen pflegten, und sann sich müde, auf welche Weise er, wenn einer von diesen der Besitzer sein sollte, diesen zu bewegen hoffen dürfte, das Bild ihm abzutreten. Seiner innern Unruhe entsprach die Eile, mit der er an den schönsten Partieen der reizenden Landschaft vorbeischritt, ohne sie zu sehen. Erst spät kam er, geistig und körperlich ermattet, in seiner Wohnung an.

Nach einer Nacht voll bunter lebendiger Träume erwachte er mit Tagesgraun. Eine eigene ungewohnte Weichheit fühlt' er an die Stelle dumpfer Resignation getreten. Alles, dessen er gern gedachte, sogar seine frühsten Kindererinnerungen lagen näher und in derselben warmen Beleuchtung vor seinem innern Auge wie an jenem Abend, wo er nach Marklinde hinübersah, die Gewißheit einer seligen Zukunft im Herzen, der er, von Mariens Hand geführt, glaubte entgegengehen zu dürfen. Eine eigene Unruhe, als müsse er etwas ereilen, duldete

ihn keine Stunde mehr in Dresden. Er sollte ja auch seinen Vater nach jahrelanger Trennung wiedersehn.

Wie er über die Brücke fuhr, barg sich dem Umschauenden die Altstadt in Nebel, der nun die Spitze des katholischen Turms, nun eine der Statuen seiner Kirche, nun ein Stück der Fassade des Theaters freiließ, um das einen Augenblick lang Morgensonnenangestrahlte sogleich wieder zu verdecken; über der Elbe schimmerte der Nebel in purpurgrauen Wogen, drüben aber blitzte der rötlichblaue Morgenhimmel in völliger Reinheit und Kläre. Es erfreute ihn in diesem Augenblick, in diesem Bilde für seine Reise eine heitere Vorbedeutung zu sehen.

Die Unruhe wuchs je mehr, je näher er dem Ziele seiner Reise kam. Es duldete ihn zuletzt nicht mehr im Wagen. Er stieg aus und befahl dem Kutscher vorauszufahren; vor Marklinde werd' er ihn wieder einholen. Es war in einem freundlichen Birkenwäldchen, wo er ausstieg; die Straße lief von da in wenigen und unbedeutenden Bogen einem freundlichen Dörfchen zu, welches er bereits vor sich liegen sah. Mit Freude bemerkt' er die Veränderung, die mit ihm vorgegangen war: die Wiederkehr des empfänglichen Sinnes für die Schönheiten der Natur; er konnte sich nicht zürnen, daß er seine Buße zu vergessen begann.

Das Dörfchen lag außerordentlich schön an einem sanften Hügel, so nett zusammengerafft die kleinen Häuser mit ihren malerischen Formen um die alte Kirche, aus der ein sanfter Choralgesang tönte. Eisenern fiel es erst ein, daß heute Sonntag sei, obgleich ihn schon vorher die Ruhe, die Einsamkeit der Fluren und der Straße in Verwunderung gesetzt hatte.

Zuäußerst an dem Dörfchen liegen einige Häuser, nach der Straße zu von einer Art niedrigem Umbau wie von einer Mauer umgeben, durch welchen ein Tor führt, das gerade geschlossen war. Dieser Umbau ist durch sein eigenes Gewicht, durch die Nachlässigkeit oder Armut seiner Besitzer und durch die Unbilden des Wetters so aus seiner ursprünglichen Richtung gekommen, daß der Lehm an mehren Stellen geborsten ist und das dünne Gebälk, welches das Ganze eben noch

hält, in seiner Verschobenheit einen eigentümlichen Anblick gewährt. Das verwitterte Strohdach des Umbaus, an einigen Stellen wie der Umbau selbst eingedrückt, an andern malerisch auf den sanft ansteigenden Kirchenweg überhängend, stellenweise von lustig grünem Moose überwuchert, bildet mit seinem hier ins Gelbliche, dort ins Violette spielenden Blaßgrau mit diesem und den blauen Blütentrauben der zahlreichen Holunderbüsche, die von beiden Seiten daran hinaufstreben und sich darüber hinabbücken, einen Kontrast, der die wundersam-gemütliche Wirkung der malerischen Formen bis zum Reizenden erhöht.

Über dem Kirchwege drüben hatte ein berühmter Landschaftmaler aus Dresden mit seinen Schülern Poste gefaßt. Der Lehrer stand auf von seinem Feldstuhle, wie er den ihm bekannten Eisener sah, und begrüßte ihn freundlich; die jungen Männer grüßten ihn und arbeiteten emsig fort. Beide freuten sich, einander wiederzusehen. Der Maler geleitete den geachteten Bekannten den schmalen gepflasterten Kirchenweg hinauf. Von Zeit zu Zeit sahen sie, ohne ihr Gespräch zu unterbrechen, nach der malerischen Ecke zurück.

„Jeder," sagte Eisener, „der Freude an der Schönheit empfindet, sollte, wenn es ihm möglich ist, im Freien und von einem tüchtigen Landschafter geleitet, wenn ich so sagen darf, Sehstudien machen. Wie sich der Kreis seines Wissens um das Schöne, welches eine Landschaft enthalten kann, erweitert, erweitert sich der Genuß bei ihrer Beschauung. Das belehrte Auge haftet mit größerm Vergnügen auf Reizen, die das unbelehrte übersieht."

„So ist es", entgegnete der Maler, „mit Büchern und am Ende mit dem Leben selbst. Was dem gewöhnlichen Beschauer schon Form ist, das ist dem Kenner noch Stoff; der echte Kunstgenuß entspringt nur aus dem liebevoll hingegebenen Vertiefen in das Kunstwerk, dem Suchen nach seiner geistigsten Form, deren Existenz der gewöhnliche Beschauer höchstens ahnt. Wir müssen dem schaffenden Geiste des Künstlers auch in den kleinsten Zügen zu begegnen suchen, denn oft sind es diese, worin er das Tiefste seiner Intention niedergelegt hat. So begegnen wir auch dem Göttlichen, was in dem Menschen schafft,

in dem kleinsten Zuge; wer diesen Künstlerblick für das Leben besitzt, wird nie an den Menschen verzweifeln müssen. Ihm ist eine Fülle aufgetan von dem, was ihn belehren und veredeln kann."

Nah an der Kirchhoftüre begegnete ihnen ein Geistlicher, noch im Ornat. Weil der Gottesdienst geschlossen schien, gingen Eisener und der Maler in die noch offenstehende Kirche, um sie zu besehen. Das Schiff war auffallend lang und niedrig; es war so dunkel darin, daß Eisener, der nicht zu den Weitsehenden gehörte, seine Augen erst an die Finsternis gewöhnen mußte, eh' er sah, daß die grellen bunten Farben an den niedrigen Emporlauben Bilder bedeuten sollten. Eine Stimme, die aus der Sakristei zu kommen schien, ließ sich mit einer feierlichen Eintönigkeit vernehmen; in der Absicht, eine feierliche Handlung nicht zu stören, unterbrachen sie ihr Gespräch und traten leiser auf. Zu ihrem Erstaunen aber zeigte sich, daß die Stimme einem Dorfbeamten gehören mußte, der verschiedene Gegenstände verauktionierte. Jetzt drang durch eine Türe, die sich im Schiff öffnete, der goldene Schein des Tages; ihm folgte mit Geräusch eine Menge Menschen. Die Stimme von vorhin, die, wie Eisener nun sah, zu einem roten Gesicht gehörte, welches sich zwischen weißen Haaren ganz stattlich ausnahm, versteigerte die Kirchentüren, deren eine, die für fünfzehn Groschen erstanden worden war, der nunmehrige Besitzer ohne weiteres aus den Angeln hob und auf seiner Schulter forttrug. Es hatte das Ansehen, als habe das Christentum aufgehört und man sei darüber, die Kirche, die nun keinen Zweck mehr habe, und ihren Inhalt stückweise zu versteigern.

Die Seltsamkeit des Schauspiels, welches in diesem Helldunkel vorging, vollendeten die Schüler des Malers, die jetzt unter Lärmen und Lachen hereinstürzten und, sich unterbrechend und überschreiend, erzählten, daß plötzlich die Besitzerin des Hauses, ein altes hexenartiges Weib, mit einem Besen bewaffnet, fluchend und schimpfend aus dem Tore gekommen sei und sie alle in die Flucht geschlagen habe. Das Gelächter und Geschrei verdoppelte sich, als jetzt der letzte kam, der, wie er erzählte, aus übergroßer Eile zu entfliehn mit dem Feldstuhle umgefallen und erst liegend von der Zornigen mit dem

Besen bearbeitet, dann den halben Weg zur Kirche entlang verfolgt worden war.

Die jungen Männer entfernten sich wieder. Eisener kam im Gespräche auf den „Besuch der Jungfrau bei ihrer Freundin Elisabeth". Er zeigte seine Ungeduld zu wissen, wem das Bild gehöre. Der Maler sah ihn verwundert an und sagte: „Sie wissen nicht, daß Ihr Vater das Bild gekauft hat?"

Man kann sich denken, wie diese Nachricht die Heiterkeit Eiseners vermehrte, die er schien in der Gegend wieder gewinnen zu sollen, wo er sie verloren hatte.

Nach einigen Freundschaftsversicherungen trennte sich Eisener von dem Maler. Der Weg, den er zu verfolgen hatte, führte um die Kirche herum und fiel, nachdem er sich an dem bebuschten Hügel langsam hinabgeschlängelt hatte, unten wieder in die Straße, die an kleinen Häusern durch das breite Tal führte und endlich neben dem tiefblauen Flüßchen im dunkeln Waldesgrün des Schierlitzgrundes verschwand.

Die Gegend links an der Straße hatte etwas Bekanntes für ihn; er sann; sie erinnerte ihn an die Landschaft des Bildes, dessen er eben mit Freude als des Eigentumes seines Vaters dachte. Die Ähnlichkeit wurde immer auffallender, wenn man jene morgenländische Landschaft in eine deutsche übersetzte. Noch mehr! Aus dem Fenster eines kleinen Häuschens, das nur ein ebenso kleiner Garten von der Straße schied, sah — das Gesicht der Elisabeth auf dem Bilde.

Eisener erschrak. „Wenn dir nun die Marie entgegenträte!" sagt' er vor sich hin, indem er stehenblieb. „Ich weiß nun, daß es unmöglich ist; ich weiß es nur zu gut, und dennoch ist mir's, als könnt' es doch möglich sein, ja als müsse sie mir entgegentreten." War die Ähnlichkeit der Alten, die aus dem Fenster sah, mit jener Elisabeth vielleicht nur eine Täuschung? Er sah mit doppelt bewaffneten Augen nach dem Fenster; das Gesicht war verschwunden. Aber in der Laube vor der Haustür saß eine schlanke weibliche Gestalt, den Rücken ihm zugewandt, in rosenfarbenem Kleide.

Zweites Kapitel

„Nun braucht es nur noch, daß diese schlanke Mädchengestalt Mariens Züge trägt, und das Märchen ist fertig." So sagte Eisener leise zu sich selbst, indem er der Bohnenlaube sich näherte. Die Gestalt hatte ein Kind auf dem Schoß, mit dem sie scherzte. Der Kleine konnte nicht aufhören zu lachen. An dem Mädchen emporsteigend, zeigte er Eisenern jetzt über der linken Schulter des Mädchens ein lachendes Kindergesichtchen, das Eisenern das schönste deuchte, was er je gesehen. „So," dacht' er, indem er einen Augenblick stehenblieb, „so könnte sie jetzt sitzen mit deinem Kinde. Und du kämest nun ganz leise daher, um sie scherzend zu überraschen; und sie hätte dich doch bemerkt und wendete sich nun —" Erschrocken blieb er stehen, denn sie wandte sich wirklich und zeigte ihm Mariens Antlitz, erschrocken, aber noch schöner als sein geliebtes Erinnerungsbild. Die Ähnlichkeit hätte den ruhigsten Beobachter in Erstaunen setzen müssen. Es war die Marie des Bildes — warum konnt' es nicht seine Marie sein? Es war ganz der liebliche Kontrast von Mutterssorge und Mädchenhaftigkeit, der auf jenem Bilde alle Beschauer auf die lieblichste Weise rührte und anzog.

Er bat, sich ihr gegenübersetzen zu dürfen. Sie sagte nichts, so verwirrt war sie; aber ein ängstlich-freundlicher Blick antwortete bejahend, der dem Blicke der verstorbenen Marie völlig geglichen haben würde, wär' ihm nicht etwas jungfräulich Verschämtes und zugleich etwas Wehmütiges beigemischt gewesen. Diese Formen waren voller und weicher gerundet, die Züge hatten mehr Seele, die Haltung war mehr in sich zurückgewendet, die Bewegungen geschlossener als die seines Erinnerungsbildes; aber jene Gestorbene war auch um soviel Jahre jünger gewesen, als dies ihr Ebenbild reifer erschien. Und dieses besaß sogar Eigenheiten, die er von jener gekannt: das eigene treuherzige Nicken mit dem Kopfe, wenn sie etwas bejahte, den langsamen, wie verwunderten Augenaufschlag gegen den Fragenden. Er überredete sich mit einer Art Ängstlichkeit, sie sei nicht jene Marie,

um sich nicht einer Täuschung hinzugeben, deren Aufhebung ihm zu schmerzlich werden mußte; er fühlte, er könn' es nicht überleben, sie zum zweiten Male zu verlieren.

Er sagte, um seinen prüfenden Blick zu entschuldigen: „Ja, ich irre nicht, Sie sind dieselbe, die ich auf einem Bilde mit diesem schönen Knaben als Madonna abgebildet gesehen habe. Auch die Elisabeth des Bildes glaub' ich in diesem Häuschen da gesehen zu haben. Nur noch der kleine Johannes mit seinen dunkeln, halb in sich zurückgerichteten Augen, und das ganze Bild ist beisammen." Dabei sah er sich um, als müsse nun der Genannte sich zeigen.

Die Freude, die sich auf des Mädchens Gesicht gezeigt, wie er den Knaben „schön" genannt, wich einem Ausdruck der Wehmut. Sie sagte: „Der Johannes ist gestorben. Wie der fremde Maler hier in den Garten kam und uns bat, wir möchten nur ein Viertelstündchen noch in der Stellung bleiben, in der wir gerade waren, und dann malend vor der Laube saß, dacht' ich nicht, daß er so früh sterben müßte. Sonst hätt' ich mir ihn malen lassen." „Jenes Bild ist mein," entgegnete Eisener, „ich will es kopieren lassen; an wen adressier' ich's aber?" „Wollten Sie dann Bild und Rechnung an Rosine Just in Sonnenborn schicken," sagte das Mädchen, „so —" „Sie heißen Rosine?" fragte rasch und wie verwundert Eisener. Das Mädchen sagte: „Nein, ich heiße Marie." Eisener erschrak wie vorhin, als sie ihm ihr Gesicht zuwandte. War es denn möglich, daß sie es war? seine Marie? Konnte sie nicht scheintot gewesen sein? — Er war abgereist, ehe sie begraben worden war. Er hatte den Mut nicht zu fragen.

Angstlich-hastig sagt' er endlich: „Das Kind gehört einer Schwester von Ihnen —" Er konnte keine Frage in den Ton legen, womit er das sprach. Sie bejahte verlegen. Sie hatt' eine Schwester, so war es seine Marie nicht. „Kann sie es nicht werden? Meine Marie? Ich bin nicht gebunden. Mein Vater hofft durch eine glückliche Ehe mich hergestellt zu sehen. Ich fühl' es, ich würd' es auch, wär' sie mein Weib."

„Nein," fuhr er in seinem leisen Selbstgespräche fort, „diese süßen

Züge würden als Rächer aufstehen für das Gedächtnis der, die blühen müßte wie diese, hättest du sie nicht — gemordet. — Doch du könntest an dieser gutmachen, was du an jener verbrochen hast, soweit dir's möglich ist, du könntest — Nein," unterbrach er sich wieder, „nur der schändlichste Eigennutz ist's, der dich überreden will, das Los dieses reinen heiligen Wesens an das eines Verbrechers zu knüpfen." Ein Blick auf sie, und er hatte die Kraft nicht mehr zu entsagen. Er suchte ängstlich nach Hülfe von außen, da er an seiner innern Kraft fühlte verzweifeln zu müssen. „Sind Sie noch frei, Marie?" fragt' er endlich wie selbstvergessen und in einem Tone, dem man es anhörte, daß die innere Bewegung es ihn vergessen ließ, diese Frage müsse bei so kurzer Bekanntschaft seltsam, wenn nicht unschicklich erscheinen, „ist Ihnen ein Mann teuer?" Das Mädchen bückte sich errötend; in ihren Augen glänzten Tränen, wie sie ihren Kopf langsam bejahend neigte; dann sah sie zu ihm auf wie ängstlich fragend. Das sah er nicht mehr. Das Nicken hatte seinen Entschluß gerettet, und die Zufriedenheit, die stets die Folge eines kräftigen Entschlusses ist, verdrängte den Schmerz, den er über ihre Antwort empfand und der mehr von der Eifersucht hatte, als er sich gestehen mochte. Das Mädchen sah ihm schmerzlich und unverwandten Blickes nach, bis er in den Erlen des Schierlitzgrundes verschwunden war.

Sie hatte ihn bei dem ersten Blicke erkannt. Das Mitleid, womit seine Blässe, sein niedergeschlagenes Ansehn sie erfüllte, zeitigte die Neigung, mit der sie unbewußt an seinem Erinnerungsbilde gehangen hatte. Ihr fiel ein, wie sie in ihren wachen Träumen auf ihn zugeeilt und ihren schönen Georg ihm gezeigt hatte, als wisse sie, er müsse sich über ihn freuen. Wie anders war das in der Wirklichkeit geworden: Wahr von Kind auf gegen jeden, unwahr nun gegen ihn, der ihr doppelten Anspruch auf ihre Offenheit zu haben schien, hatte sie ihm ihren Georg verleugnet, um den sie jeden Augenblick willig und freudig des bittersten Todes gestorben wäre. Sie kannte sich nicht mehr. Sie knieete drin neben dem Bettchen nieder, worin der kleine Georg lag, drückte seine beiden Händchen an ihre Brust und bat ihm das Unrecht, das sie an ihm getan habe, tausendmal ab. „Er sah so

bleich," sagte sie, „so traurig; das tat mir weh; nun dacht' ich, wenn auch er sich von mir wendete, zürnend und verachtend, wie die andern taten deinetwegen, ja, so dacht' ich in dem Augenblicke, das könnt' ich nicht ertragen. Verzeih' mir's doch, du guter armer Georg! — Wenn er wieder zurückkäme, daß ich's ihm sagen könnte! Aber er ging so plötzlich. Wußt' er's? und ging deswegen so plötzlich? und sprach nicht mehr mit mir? Ach, er kommt wohl nie zurück."

Nun, sie fühlt' es zu lebhaft, nun erst war ihr alles dahin. Jetzt erst erkannte sie, daß, was sie in den Stunden des Kummers aufrecht erhalten, nichts anders gewesen war als das dunkle, aber gewisse Vorgefühl eines seligen Lebens mit Eisenern und ihrem Georg.

Eisener hatte derweilen den melancholischen Schierlitzgrund durchwandert und näherte sich dem Orte, wo einst seine Hoffnungen gewohnt hatten. Schon sah er das Storchnest und die breite Krone des alten Lindenbaums. Er war eben in den Weg zwischen den Gärten eingebogen, den er vor Jahren in so ganz anderer Gemütsstimmung mit Rittern gegangen war. Und seltsamerweise hört' er von der Schenkwiese wieder das Brummen einer alten Baßgeige, die nachschlagenden Hörner — es war ja wohl derselbe Ländler, über dessen komisch-traurige Weise er mit Rittern damals gelacht. Es war ja heute der Marklinder Jahrmarkt, der Geburtstag seines kurzen Glückes, seines längern Unglückes. Dazu der Widerstreit von Gefühlen und Wünschen, die das liebliche Ebenbild der gestorbenen Marie in seiner Brust erregt hatte, die längst solche Gäste nicht mehr gewohnt war.

Er fürchtete sich, einen seiner alten Bekannten hier zu treffen. Drüben auf der Landstraße bewegte sich sein Wagen. Er eilte von dem Wege, der dicht an dem alten Pfarrhause vorbeiführt, nach der Straße hinüber, um, ehe diese die Mauer des Pfarrgartens erreichte, den Wagen besteigen zu können, der ihn in möglichster Schnelle vorbeitragen sollte.

Es begab sich ganz anders, wie er dachte. Der Kutscher hielt, wie er seinen Herrn daherkommen sah. Der Pfarrer, der unfern davon in der offenen Gartentüre sich mit einigen Bekannten bekomplimentierte, ging, in der Meinung, der Wagen bringe ihm einen Gast, auf denselben zu und kam zu gleicher Zeit mit Eisenern an dem Schlage an.

Er zweifelte einen Augenblick, dann rief er: „Sie sind es ja doch! Wie wird sich Breitung freuen, der so oft von Ihnen gesprochen hat.“ Dabei faßt' er Eisenern unter den Arm, der nicht daran denken durfte fortzukommen, ohne wenigstens eine kurze Zeit hier verweilt zu haben, weil keine seiner Entschuldigungen gelten sollte. Indem sie durch den Garten dem Rasenplatze zuschritten, auf welchem die Gäste des Pfarrers trinkend und plaudernd saßen, sagte der Pfarrer: „Sie betrachten mich verwundert über die Veränderung, die mit mir vorgegangen ist, seit wir uns nicht gesehen. Wenn und wie trafen wir uns doch das letztemal?“

„Ich mag Sie kaum daran erinnern,“ sagte Eisener; „Sie hatten eben einen Verlust erlitten, der nie verschmerzt werden kann.“

„Ich dachte das jenesmal am Bette der Toten,“ sagte der Pfarrer. „Sechs Monate darauf am Bette der Lebenden wünscht' ich, sie möge gestorben sein.“

„Versteh' ich recht?“ fragte so freudig erschrocken Eisener, daß der Pastor über ihn erstaunte; „Marie lebt?“ Dabei sah er sich im Garten um, ob er sie nicht erblicke. Dann fuhr er hastig fort: „Ihr Ebenbild in Sonnenborn — nein, die trug das Kind ihrer Schwester auf dem Arme! — Haben Sie zwei Töchter?“

Erstaunt über diese Wärme, die nicht dem bloßen bekanntlichen Mitgefühle entstammt zu sein schien, entgegnete der Pastor: „Das Kind war das ihre, und Sie haben Marien selbst gesehn.“

Eisener schwankte auf den Wogen zweier entgegengesetzten Empfindungen: der Freude — wenn man das beseligende Gefühl, einer Gewissensschuld, die ihn jahrelang allem, was den Menschen zu erheitern, zu beglücken vermag, verschlossen gehalten hatte, ledig zu sein, Freude nennen darf — des Schmerzes, daß Marie, die Marie, zu der die Liebe in ihm durch ihren Tod zur schwärmerischen Andacht und nun, da er wußte, sie lebe, plötzlich zur Leidenschaft angewachsen war, einem andern angehöre. Die äußerste Aufregung nur konnte eben die scheinbare Ruhe geben, mit der er zum Pastor sagte: „So ist sie verheuratet in Sonnenborn —?“

„Sie nehmen solchen Teil,“ entgegnete jener, „daß ich Ihnen erzählen muß, was uns begegnete, seit ich Sie zum letzten Male sah.

Marie, die wir für tot hielten, lebte; der Starrkrampf, der sie unter dem Scheine des Todes gefangenhielt, war eine Folge ihres Zustandes: sie sollte Mutter werden. Sie wurd' es. Durch wen sie es geworden ist, hab' ich weder durch Bitten noch durch irgendein ander Mittel von ihr erfahren können. Sie blieb dabei, sie wisse selber nicht, wie es gekommen sei. Endlich mußt' ich an ihrem Charakter irre werden. Im Übermaße zornigen Schmerzes verstieß ich sie.

Mit Marien war Glück und Segen aus meinem Hause, aus meiner Wirtschaft, Ruhe und Freude aus meinem Herzen verschwunden. Sie fehlte mir überall. Ich hatte ihr längst im Herzen verziehen, das sich nach ihr sehnte und das Geschehene ihr abbat, als mich die Rücksicht, nicht inkonsequent zu erscheinen, noch abhielt, sie zurückzuholen, die mich nun auch nicht länger hindern soll, meinem Herzen zu genügen. Ich hätt' es heute getan, wär' mir's nicht um die Fremden. Ihre Rückkehr wird dem ganzen Dorfe ein Fest sein."

„Lassen Sie mich Ihren Boten sein und noch in diesem Augenblick!" rief Eisener, und eh' der Pastor noch entgegnen konnte, war er schon aus der Türe. Es trieb ihn mit solcher Hast dem Dörfchen zu, wo es sich entscheiden sollte, war er der Glücklichste, war er der Unglücklichste aller Menschen, daß er den Gedanken, dahin zu fahren, auf welchen den Vorübereilenden der Anblick seines Wagens brachte, abwies, weil ihm in diesem Augenblicke den Wagen zu besteigen, dem Kutscher zu sagen, wohin er fahren solle, Dinge von unendlicher Umständlichkeit und Langwierigkeit zu sein schienen.

Marie knieete noch immer voll Bekümmernis und Reue an dem Bette ihres schönen Georgs. Der Vollmond, der durch das kleine Fenster auf Mutter und Kind fiel, ließ Marien den hastig eintretenden Eisener nicht gleich erkennen. Der ungewisse ernste Blick, mit dem sie aufstehend nach ihm hinsah, gab der hohen mondbeleuchteten Gestalt etwas Feierliches und dabei Kaltes, welches ihn auf der Schwelle festbannte und die geflügelten Worte der Leidenschaft von den geöffneten Lippen in die Brust zurückschreckte. Kaum, daß er mit halben Worten sein Hereinstürmen zu entschuldigen vermochte.

Seine Ängstlichkeit und Verlegenheit teilte sich ihr mit, die ihn nun

erkannte. Sie lud ihn ein, sich zu setzen. Er setzte sich stumm; sie saß ihm ebenso stumm ganz nahe gegenüber in der kleinen Stube.

„Sie kennen mich noch?" fragte er endlich verlegen. „Gewiß," sagte sie freundlich; „heute aber kannten Sie mich nicht." „Ich glaubte Sie tot," entgegnete Eisener, „aber ich wurde irr; solche Ähnlichkeit, und sogar das rosa Kleid, das ich an Ihnen kannte, das Sie an jenem schönen Morgen trugen. Jenes Morgens dacht' ich jeden Tag." Marie sagte: „Jenen Morgen kann ich auch nicht vergessen. Es war alles noch so still, so feierlich; die Gäste schliefen alle noch. Mir war's nie so zumute gewesen; mir war's an jenem Morgen, als wär' alles mein voriges Leben nur ein Träumen gewesen und nun gehe erst das Leben an; ich kam mir vor, als sei ich plötzlich größer geworden und sei nun erst kein Kind mehr. Jenes rosa Kleid ist's nun freilich nicht mehr; aber seit jenem Morgen bin ich der schönen Farbe doppelt gut geworden." Sie wollte, auf des Knaben Röckchen zeigend, hinzusetzen: „Das ist von jenem Kleide noch", aber eine eigne Scham hielt sie ab, gegen Eisenern des Knaben zu erwähnen. „Aber Sie sind wohl krank?" unterbrach sie sich, da sie ihn noch bleicher werden sah. „Nein," sagte Eisener, „ich bin sehr schnell gegangen; solche kleine Anwandelungen gehen schnell vorüber. Weil ich Sie gestorben glaubte, bin ich krank geworden; nun ich weiß, daß Sie leben, muß ich ja wieder gesund werden."

Er faßte ihre Hand. Sie erschrak. Seine Hände waren sehr kalt. Er sagte: „Ich glaube, hätt' ich ein Glas frisches Wasser, mir würde besser."

Marie eilte, das Gewünschte herbeizuholen.

„Das wäre eigen," sagte Eisener matt vor sich hin, „wenn ich jetzt sterben müßte vor Freuden, wenn ich erführe, daß sie mich liebte, daß der schöne Knabe —" Ihn ergriff eine Sehnsucht, das Kind zu betrachten, zu liebkosen. Die Wonne wurde dem Angegriffenen vor Übermaß zur Angst, dacht' er sich das Kind als das seine, sich so plötzlich, so unerwartet in dem Besitz von Gütern, auf die er noch gestern für immer verzichtet. Er wankte nach dem Bettchen zu, bog sich über den wunderschönen Knaben hin, sah das kleine Mal an dem Armchen,

dessen weiter Ärmel durch eine Bewegung im Schlafe sich zurückgeschoben hatte, und brach über dem Bettchen ohnmächtig zusammen.

Marie, die mit dem Wasser hereintrat, kam eben noch zeitig genug, die Gefährlichkeit des Falles zu verhüten. Sie setzte sich neben ihn auf den Boden, hielt ihn in ihren Armen, sein Kopf ruhte an ihrer Brust. Ihr totenbleiches Gesicht hatte sie über das seine gebeugt und wiederholte nur immer die dringlichen Worte: „Ach Gott, Herr Eisener, so sterben Sie doch nicht!" Als meine sie, er könn' es ihr nicht zuleide tun zu sterben, wenn sie ihn nur recht herzlich darum bitte.

Er schlug seine Augen wieder auf und fragte: „Bist du's denn auch, Marie? Und bist du mir denn gut?" Sie schwieg und bückte sich in schamhafter Verlegenheit so nah auf ihn, daß sie einander nicht sehen konnten. Aber er fühlte ihre Tränen auf seinen Wangen; er fühlte, daß sie heftig zitterte.

Sie half ihm aufstehen, ohne ihm in die Augen zu sehen, und führte ihn an ihr Bette, damit er ruhen könnte. Der Knabe wurde unruhig; sie nahm ihn auf die Arme und trug ihn leise singend und in den zitternden Armen wiegend von dem Bettchen nach dem Fenster und wieder zurück. Es war ihr immer, als müsse sie wie in ihren Träumen den Knaben zu Eisenern tragen, und doch hatte sie den Mut nicht, es zu tun.

„Marie," sagte Eisener, „verzeihst du mir denn? Ich habe gebüßt drei schwere Jahre lang." Sie verstand ihn nicht. Er warf den Rock ab, schob den Hemdenärmel zurück und zeigte ihr das Mal, welches er auf dem Arme trug, auf derselben Stelle und von derselben Gestalt wie der kleine Georg. „Siehst du, Marie, dein Georg ist auch mein Georg, und ich bin sein und dein." Die glückliche Marie verstand ihn nur mit dem Herzen.

In diesem Augenblicke tat sich die kleine Türe auf, und herein traten der Pastor und Breitung mit dem alten Eisener und Ritter, die der Pastor, ihrem und dem eigenen Andringen folgend, hierher geführt hatte, wo sie nach seiner Erzählung den Sohn und Freund zu finden wußten.

Ende des dritten Buches und der Novelle.

Die Buſchnovelle

Erzählung

1844

[Gedruckt 1846]

I.

Wenn man von der Stadt Meißen aus der Triebisch durch ihr wunderschönes Tal entgegengeht, erstaunt man über die Menge von Mühlen, die das muntere Bergwasser in Bewegung setzen muß. Von Meißen bis zu dem Buschbade, dem Vergnügungsorte der feinen Meißner Welt, kaum drei Viertelstunden von der Stadt, zählt man nicht weniger als sechs. Hinter dem Buschbade nach dem Dörfchen Niedergarsebach, dem schönsten Winkelchen Erde, das man sich denken kann, und darüber hinaus folgen sich die Mühlen in noch kürzern Zwischenräumen. Mühlgraben und Flüßchen winden sich, von schlanken krausen Erlen und hellgrünen Weiden eingefaßt, bald getrennt sich suchend, bald sich wiederfindend, äußerst malerisch durch ein Tal, welches zu beiden Seiten von hohen felsigen Bergen eingeschlossen ist. An manchem dieser Berge hängen Weinreben; hier und da lehnt sich ein Häuschen daran, welches den Beschauer an die Arche Noahs erinnert, wie er sie als Kind in seiner Bilderbibel abkonterfeit gesehen. Andere sind mit Laubholz bewachsen. Je mehr man sich dem Ursprunge der Triebisch nähert, je mehr rücken die Felsen zusammen. Bis zu dem Buschbade ist das Tal noch ziemlich breit und zeigt eine reiche Mannigfaltigkeit von Häusern, Gärten, Feldern und Wiesen. Dort aber spielt es hinter mächtigen Eichen und dem vorgeschobenen Knie eines bewaldeten Berges mit dem Wanderer Versteckens. Er muß sich rechts wenden, um ihm zu folgen. Nun leistet die Triebisch ihm ununterbrochen Gesellschaft. Nur über ihr führt der Weg, anmutig gewunden, bald aufwärts, bald abwärts an den Felsen hin; links zwischen dem Bach und dem Wege Erlen, Weiden, Eichen, aus der üppigsten Vegetation von Gräsern und Schlingpflanzen heraufstrebend, rechts an den Felsenwänden empor Haselbüsche, Hängebirken und ganze Strecken rotblühender Pechnelken. Ganz oben bücken die Felsen ihre

grauen Häupter neugierig über, als wär' ihnen um die Heimlichkeiten zu tun, die die Büsche hier und dort, die Blumen in dem engen tiefen Wiesengrunde über der schmalen Triebisch einander zuwinken und zuflüstern.

Nur wenige Minuten hinter dem Buschbade, nach Niedergarsebach zu, liegt die sogenannte Klausmühle, auf der heimlichsten Stelle des ganzen Grundes. Der Weg führt links an dem majestätischen Götterfelsen vorbei. Hinter dem Götterfelsen öffnet sich seitwärts ein enger reizender Grund, der nach dem Dorfe Dobritz führt und an dessen Eingange ein nächtlicher Spuk sein Wesen treiben soll. Gerade vor sich sieht der Wanderer zwei Reihen umgrünter junger Eichen, denen ihre Besitzer nur die obersten Äste gelassen. Diese neigen sich zusammen und verschlingen sich so innig, daß er wie durch einen lebendigen Säulengang unter kühngewölbten Bogen dahinschreitet. Hier hört man schon das Wehr der Klausmühle rauschen. Nun scheint der geteilte Berg sich selbst zu suchen. Noch einige Schritte. Der Busch wird lichter. Der Weg ruht einen Augenblick an der Klausmühle aus; denn gleich darauf muß er ziemlich steil an den Felsen hinan.

Die Besitzerin der Klausmühle ward von der Umgegend nur „die kleine Stille" genannt. Trotzdem daß es hieß, sie werde einer ausgeklagten Schuld wegen, die noch von ihrer Mutter Zeit herrühre, bald Mühle und Wirtschaft verlassen müssen und ihr auf der Welt nichts bleiben als ihr hübsches Gesichtchen, bemühten sich immer noch Freier die Menge um sie. Aber sie war nicht gern mit fremden Menschen zusammen, und nicht dran zu denken, eine Bekanntschaft mit ihr anzuknüpfen. Manche meinten, sie sei mondsüchtig, andere leiteten ihre zu weit getriebene Liebe zur Einsamkeit aus ihrer Erziehung her. Ihre Mutter, von der niemand, Pauline selbst nicht, wußte, wo sie zu Hause gewesen und in welchen Umständen sie gelebt, ehe die Mühle für sie gekauft wurde, hatte in dieser nah an zwanzig Jahre gehaust, noch einsamer und scheuer, Menschen zu begegnen, als ihr schönes Töchterlein.

Die Mutter war melancholisch oder gar, wie manche meinten, stillwahnsinnig gewesen. Das war nun Pauline nicht. Das sanfte Rot

der Gesundheit war über die freundlichen gutmütigen Züge eines Gesichtchens hingegossen, dessen einzelne Teile der Beschauer, so schön sie waren, einzeln zu beurteilen vergaß, weil er vor der zauberischen Wirkung, die das Ganze auf ihn machte, nicht dazu kommen konnte. Wenn sie lächelte, ließen die frischen weichen Lippen vielleicht zuviel von den Zähnen sehen; aber diese waren so klein und weiß, daß man den vermeinten Fehler nur für einen Reiz mehr zu halten geneigt wurde. Die nicht hohe, aber in allen ihren Formen zierlich gerundete, feine Gestalt bewegte sich mit jener Gefälligkeit, die der Tanzmeister vergeblich zu lehren versucht. So lebendig ihr Mienenspiel und die Bewegungen ihres Körpers waren, so schien das Ganze durch die Allmählichkeit, mit der sich jene folgten, dennoch beständig in idealer Ruhe. Dazu hatten ihre blauen Augen einen eigentümlichen Ausdruck. Sie sahen wie Fremde in diese Welt herein, wie ein Engelpaar, das, auf unsere wunderliche Erde versetzt, noch daheim ist in seiner himmlischen Heimat und sich nicht finden kann in das verwirrte menschliche Treiben. Manchen, die in diese Augen hineinsahen, war es, als gingen ihnen Erinnerungen auf, sie wußten nicht, ob an Träume, die sie gehabt, oder an eine wundersame Musik, die sie einst gehört, oder an ein Märchen, das ihnen die Großmutter vor langer, langer Zeit erzählt. Herr Rebbel, ein reicher Gutsbesitzer aus der Nachbarschaft, ein Mann, von dem man wußte, daß er weder etwas glaube noch etwas fürchte, mußte wegsehen, wenn ihn ein Blick aus diesen Augen traf. Gleichwohl mußte ihm die kleine Stille sehr gefallen; denn obschon er für geizig und habsüchtig verschrien war und, was Pauline besaß, für die ausgeklagte Schuld ohnehin mit nächstem in seinen Besitz kam, warb er dennoch um ihre Hand. Ihr aber war der Mann in den Tod hinein zuwider. Er schien im Innern wie im Äußern ihr vollkommenes Gegenteil. Wer die hagere, lange, braune Gestalt mit den kleinen ruhelosen Augen, die sich hinter den struppig herabhangenden Brauen versteckten wie Diebe im Strauch, den Ausdruck zugleich der Frechheit und der Unsicherheit über den unschönen Zügen in einem Gesichte, das Leidenschaften durchfurcht hatten wie ein Wolkenbruch sandigen Boden, wer Herrn Rebbel wie einen Faun

um die kleine Stille aus der Klausmühle herumschmunzeln sah, glaubte die Hölle um den Himmel, einen verdammten Geist um einen seligen werben zu sehen.

Es war der kleinen Stillen aus der Klausmühle zumute, als verlöre sie nun erst die geliebte Mutter, wie sie den Justitiar und Herrn Rebbel von Gemach zu Gemach führen mußte, von süßen Erinnerungen bewohnt, die, Rebbels Gegenwart fliehend, wie weinende Engel aus dem Tore wanderten, durch welches so bald auch sie hinaus sollte in eine fremde Welt.

„Binnen vier Wochen", sagte Herr Scheibe, der Justitiar, mitleidig, „müssen Sie die Mühle geräumt haben. Sie ziehen vorläufig zu meiner Tochter. Es wird sich schon ein Unterkommen für Sie finden."

Pauline dankte ihm, indem sie ihn freundlich mit ihren blauen Augen ansah wie ein Kind. Aber was sollte dann aus Nickel, dem alten schwerhörigen Mühlknappen, werden, der so manches Jahr die Mühle besorgt? Was aus Hanne, der stummen Magd? Dazu aus Meerschaum, dem alten treuen Hund? Dem seltsamen Kleeblatt, unter dessen Pflege und Freundlichkeit sie aufgewachsen war und von dem sie sich nicht trennen wollte? Herr Scheibe zuckte die Achseln und dachte bei sich: „Die Notwendigkeit wird das liebe dumme Kind schon klug machen." Herr Rebbel aber zeigte in seinem Gesicht die Karikatur teilnehmender Freundlichkeit und sagte: „Nickel, Hanne und der alte Meerschaum bleiben da und alles beim alten. Sie wissen ja, Sie dürfen nur ein Wort sagen." Pauline überlief es eiskalt, als habe sie unvermutet eine Kröte berührt. Herr Scheibe aber und Herr Rebbel zogen die Hüte, schwenkten in den Fahrweg ein und waren bald in den Büschen verschwunden.

Zunächst nun ließ Pauline den alten Meerschaum wieder frei, den man jedesmal einsperren mußte, wenn Herr Rebbel kam, gegen den der Hund einen Haß hegte, welcher ihn Alter, Schwäche und Zahnlücken vergessen ließ. Der alte Mühlknappe räsonierte halblaut aus dem Fenster vor sich hin, indem er Herrn Rebbel mit rotem Gesichte nachsah; die stumme Magd ballte die Fäuste hinter Herrn Rebbel, und Meerschaum rannte an den Fahrweg, um ihm wenigstens nachzubellen.

2.

Es war ein schwüler Abend. Keine von den schlanken Erlen regte ein Blatt; selbst das Wasser schien träger als gewöhnlich in seinem Laufe über das Wehr. Ein süßer Duft schwebte über den blauen und roten Wiesenblumen. Pauline wusch sich Gesicht, Hals, Arme und Füße in dem kühlen Wasser. Sie glaubte sich sicher versteckt in den Büschen; aber ihr Nacken glänzte wie eine wunderbar große weiße Blume durch das dunkle Grün. Sorglich tat sie das hellblaue Halstuch wieder um, ehe sie die Strümpfe abzog und die kleinen Füße in das Wasser setzte. Heute zum erstenmal verließ sie sich vergeblich auf die Wachsamkeit des alten Meerschaum. Es rauschte hinter ihr im Busch. Sie sprang auf. Vor der Erschrockenen stand ein junger Mann von kräftiger Gestalt und munterm Ansehen. Pauline zitterte vor Schrecken. Ehe sie aber fliehen konnte, hatte sie der junge Mann schon umschlungen.

„Sei doch vernünftig, hübsches Wesen!" sagte er mit leiser schmeichelnder Stimme. „Bin ich doch kein Gespenst, vor dem du zu erschrecken brauchtest, und du so hübsch, daß du einem Gespenste selbst Lebenslust und Liebe einhauchen müßtest."

Er küßte ihr die rechte Schulter, von der im Ringen das Halstuch sich verschoben hatte. Pauline rief in ihrer Herzensangst nach Meerschaum. Der alte Hund öffnete die schlaftrunkenen Augen; als er seine Herrin vergebens gegen den starken Mann ringen sah, warf er zehn Jahre von sich und fuhr bellend und brüllend erst über den Frack des Eindringlings, und nachdem er die modernen Schöße zerzaust hatte, über seine Beine her.

Paulinen gelang es, sich loszumachen, aber eine neue Überraschung hemmte ihre Flucht. Zugleich mit dem schwerhörigen Nickel, der mit dem Mühlbeile seiner Herrin und Lieblingin zu Hülfe kam, trat eine junge hochgewachsene Dame vor Paulinen. Sie hatte reiches dunkles Haar, zwei große feurige Augen unter einer weißen, vielleicht etwas zu niedrigen Stirne. Ihr Ansehen war vornehm und stolz, ebenso

ihre Weise zu reden. Mit leidenschaftlicher Schnelle trat sie auf den Herrn zu, von welchem man Meerschaum mit Gewalt entfernt hatte. Sie fixierte ihn fast verachtend mit ihren großen Augen und sprach einige Worte in einer fremden Sprache zu ihm, indem sie mit wegwerfender Gebärde nach Paulinen zeigte, die beschäftigt war, Meerschaum zu beruhigen. Der Herr lachte laut auf, dann nahm er die Hand der Dame, die ihm diese vergeblich zu entziehen sich bemühte, und begann so dringlich zu reden, bald zu bitten, bald zu drohen, daß es ihm gelang, die schöne Dame, die erst noch mit den kleinen Füßen gestampft, zu einem mildern Gebaren zu bewegen. Draußen klang's wie ferner Hufschlag. Der Herr und die Dame erbleichten. Der Herr sagte zu Paulinen: „Entschuldigen Sie, ich kam eigentlich nur herein, um nach dem kürzesten Wege nach Nossen zu fragen." Der alte Mühlknappe wußte Auskunft zu geben. Währenddes wandte sich die Dame etwas gnädiger zu Paulinen: „Sollte ein Reiter oder mehre kommen und nach einer Dame fragen von dem Äußern und der Kleidung, wie Sie mich hier sieht, so sage Sie um Gotteswillen nicht, daß ich hier vorbei bin. Sieht Sie, Kind, es wohnt nicht immer Freude und Glück in schönen Häusern und prächtigen Kleidern. Mein Vater, ein vornehmer Herr, will mich zwingen, einen phlegmatischen Menschen zu heuraten, der kein Vergnügen sonst kennt, als unter den Bauern herumzulaufen, als wenn sie seinesgleichen wären, und die Nächte auf den Felsen herumzuklettern und den Mond anzubeten. Da hat mich nun der schöne Kavalier hier entführt, der ein ganz anderer Mann ist als jener. Sagt Sie was davon, daß wir hier waren oder hier vorbei sind, so bin ich unglücklich lebenslang."

Die gute Pauline erbarmte das trübe Geschick der vornehmen Dame, sie versprach, den vornehmen Besuch zu verschweigen. Während sie Meerschaum zurückhielt und liebkoste und haltend und liebkosend dasselbe Versprechen dem alten Niklas abnahm, verließen die beiden Herrschaften den Mühlhof. Der Kavalier bot der Dame seinen Arm, welchen sie verschmähte, indem sie stolz vor ihm herging und als wenn sie gar nichts von ihm wüßte. Bald sahen die Zurückgebliebenen

sie auf zwei schnellen Pferden durch die Büsche gleiten. Der feuchte Boden verschlang fast den Widerhall des Hufschlags.

Der alte Knecht sah noch eine Weile dahin, wo die beiden verschwunden waren, dann sagte er: „Mamsell Paulinchen, wenn der liebe Herrgott nicht gewesen, nun wär's französisch." Pauline wunderte sich nicht über die unerwartete Rede des Alten; es war eine Eigenheit von ihm, wenn ihn sein Gedankengang vom Hundertsten zum Tausendsten geführt hatte, irgendein Resultat desselben, welches ihm wichtig schien, laut auszusprechen. Die Frage nach dem Nossener Wege hatte ihn erinnert, wie einst ein aus Rußland geflüchteter Franzose ihn nach einem ähnlichen Wege gefragt. Das hatte ihn auf jene Expedition Napoleons gebracht, die ihm nur deshalb unglücklich abgelaufen zu sein schien, weil unser lieber Herrgott selbst Partie genommen.

Während er in Gedanken weiter räsonierte, suchte Pauline Strümpfe und Schuhe, die sie vorhin vor Schrecken und im Ringen mit dem fremden Manne hatte fallen lassen, aus dem hohen blumigen Grase. Sie hatte eben erst das letzte Schuhband gebunden, als ein neuer Besuch vor dem Mühlhofe erschien. Meerschaum hinkte bellend hinaus, kam aber sogleich wieder mit freundlichem Winseln herein, als hätte er frohe Post zu verkünden. Pauline, die ihm verwundert aus der Hoftüre folgte, traute ihren Augen nicht, wie sie einen fremden ältlichen Herrn erblickte, der, vom Pferde gestiegen, sich mühsam der Liebkosungen Meerschaums erwehrte. Der ältliche Herr schien seinerseits über das liebliche Kind erstaunt, das ihm entgegenkam. „Laß mich nur!" sagte er zu dem aufdringlichen Meerschaum; dann ging er einige Schritte auf Paulinen zu. „Wenn der Hund nicht so alt und häßlich wäre," sagte er, „würde ich mich durch einen Zauber in die schönste Zeit meines Lebens zurückversetzt glauben. Hast du niemand vorüberreiten gesehen oder gehört, mein gutes Kind?"

Pauline entgegnete ein verlegenes Nein. Es schien ihr eine Sünde, den bekümmerten und dabei doch so freundlichen Greis mit Unwahrheit zu berichten; gleichwohl hatte sie es versprochen, konnte

auch immerhin nicht recht glauben, was ihr die Dame erzählt hatte.

„Gute Nacht!“ sagte der alte Herr, der sein Pferd wieder bestiegen, indem er es desselben Weges, den er gekommen, zurücklenkte. Pauline sagte zu dem Hunde, der dem Reiter immer noch nachwinselte: „Sag' mir nur, alter Meerschaum, was du heute hast!“

3.

Unterdessen hatte die stumme Magd, unberührt von den seltsamen Vorfällen der letzten Stunde, den alten eichenen Tisch gedeckt und das frugale Abendbrot aufgetragen. Jetzt erschien sie an dem kleinen Fenster und lud die Herrin, den Knappen und den alten Hund mit nachdrücklichen Gebärden ein, es mitzuverzehren. Pauline sprach ein kurzes Gebet; der alte Mühlknappe schlug während desselben mit der flachen Hand mechanisch eine Fliege tot, die sich ihm auf die rechte Wange gesetzt hatte, ohne daß sein andächtiges Herz um den Totschlag gewußt hätte. Die alte Magd bemerkte mit Vergnügen, als Pauline sich setzte, daß das Gebet vorüber sei. Sie und Meerschaum waren die beiden einzigen, die einen gesegneten Appetit zeigten; dem alten Niklas verschnürte der Grimm auf Herrn Rebbel die Kehle, und Pauline, die überdem nur wenig aß, war durch den Schrecken und die Bekümmernis des Tages zu aufgeregt, als daß sie etwas hätte essen können. Auch dachte sie mit Schmerzen daran, daß sie sich von nun an von ihren Tischgenossen trennen sollte. Unter vergeblichem Sinnen, wie es anzufangen sei, daß sie beisammen bleiben könnten, sah sie die Essenden einen nach dem andern mit Blicken der herzlichsten Neigung an. Als sie an Meerschaum kam, sagte sie zu Niklas: „Ich möchte nur wissen, wie der alte Herr vorhin unsern Meerschaum alt und häßlich nennen konnte. Er hat freilich einen hohen Rücken, die Haare sind ihm an vielen Stellen ausgegangen, dazu hinkt er auch und hat einen schweren Atem; aber ich wüßte doch keinen Hund, der mir schöner vorkäme als Meerschaum.“

„Es kommt eben darauf an," entgegnete Niklas, „mit welchen Augen man ein Ding ansieht, ob mit den Augen des Herzens oder mit andern. Da ist der Herr Gott-sei-bei-uns, ich meine den Herrn Rebbel, der alles mit den Augen des Neides ansieht. Er beneidet Sie um die Mühle, drum hat er sie durch List und Trug an sich gebracht; nun beneidet er den Mann, der Sie einmal haben soll, wieder um Sie, und so will er Sie heuraten, damit nur kein anderer Sie kriegt."

Er verschluckte, was er noch sagen wollte, weil er wußte, daß Pauline ungern Schlimmes von andern sprechen hörte; nach einer Pause, in der seine Gedanken eine andere Richtung genommen hatten, setzte er hinzu:

„Aber nicht jede kann ihm helfen — da sitzt's; wo will er eine finden, die achtzehn Jahre alt und noch so unschuldig ist, wie sie aus Mutterleibe gekommen? Nämlich der verwünschte Prinz läßt sich einmal wieder sehen, der auf dem Götterfelsen verzaubert ist."

Paulinen ging es jetzt ebenso wie dem alten Niklas. Sie hatte, in den alten Gedanken vertieft, seine Rede überhört und sagte nun: „Wenn wir Mann und Frau wären, nicht wahr, Niklas, dann könnten sie uns nicht trennen? Und wenn sie uns beisammen lassen müßten, dann könnten wir's schon möglich machen, daß die Hanne auch bei uns bliebe. Und um Meerschaum wär' mir's dann gar nicht bange."

Niklas lachte herzlich und sagte: „Aber Mamsell Paulinchen, Sie werden mich doch nicht im Ernste heuraten wollen? Wissen Sie denn, weshalb die Leute sich heuraten?"

„Nun doch," entgegnete Pauline, „damit sie lebenslang beisammen bleiben dürfen. Die Hauptsache dabei ist, daß man sich lieb hat — das hab' ich oft sagen hören —, und der Niklas hat mich ja auch lieb wie ich ihn."

„Ja, liebhaben und liebhaben!" lachte Niklas; „auf die Art könnt' ich den Meerschaum heuraten. Soviel ist aber gewiß: wenn Sie den verzauberten Prinzen nicht erlösen können, Mamsell Paulinchen, so kann's keine im ganzen Triebischtal und im Elbtal dazu."

Damit läutete die Mühle draußen, und der alte Niklas ging, noch immer herzlich in sich hineinlachend, um aufzuschütten. Hanne war über, Meerschaum unter dem Tische eingeschlafen; Pauline sagte zu sich selbst: „Hab' ich's doch auch von meiner Mutter gehört, und soll ich einmal heuraten, so wär' mir Niklas der Liebste, wenn er auch tut, als ging' es gar nicht an."

4.

Wenn Paulinen einmal recht bang oder traurig zu Mute war, so bestieg sie den Götterfelsen. Stand sie nun oben und sah unten rechts und links vor sich das wunderschöne Buschtal wie einen grünen Fluß durch die grauen Felsen dahinfließen und hörte das heimliche Rauschen der vielen Wehre, das mit den süßen Wiesenblumendüften heraufkam aus dem tiefen Tale wie ihre Stimme, dann war ihr, als sei ihr geholfen. Der volle Mond ging heute eben auf, als sie sich auf den Weg machte. Drüben in der Wiese unter dem buschigen Gürtel des Götterfelsens glänzte es wie ein blaues Flämmchen. Sie sah genauer hin. Je länger sie den Schein betrachtete, desto glänzender wurde er. Sie watete durch das hohe tauige Gras, so ungern sie sonst Gras vertrat — sie wich ja sogar den kleinen Insekten, die über die Wege flatterten und krochen, möglichst aus. Jetzt schien der Glanz verloschen, sie folgte der Richtung, die sie sich gemerkt hatte. Jetzt glänzte es wieder, aber an einer ganz andern Stelle als früher. Nun verschwand, nun glänzte es wieder; endlich stand sie nahe dabei und sah an dem niedergetretenen Grase, daß sie in immer näheren Kreisen mehrmal um die Blume herumgegangen war, die sie suchte. Nun hatte sie die Blume in der Hand. Es war eine tiefblaue Glocke mit Staubfäden, die der kunstreichste Meister aus dem edelsten Metall getrieben zu haben schien. An den Spitzen hingen zierlich-geriefte Goldringe in der Schwebe. Von dem Glanze war nichts mehr zu sehen, und Pauline wußte nicht, war es wirklich die Blume, die sie gesucht hatte, oder war sie es nicht. Aber von dem Glanze sah sie auch auf der Wiese keine Spur mehr. Wie

träumend ging sie weiter durch die grünen flüsternden Büsche und immer weiter. Endlich stand sie auf einer Höhe; sie sah sich erstaunt um — sie stand auf der Warte des Götterfelsens. Auf den Weg, den sie gegangen sein mußte, konnte sie sich nicht besinnen, so genau sie auch sonst alle Stege an diesem Felsen kannte.

Sie setzte sich auf einen Stein, aber sie sah nichts von dem schönen Tal unter ihr, so seltsam schön der volle Mond auch seinen weißlichen Schein darüber hinstreute. Sie dachte nur wieder an den Niklas, die Hanne und den Meerschaum, dazu an den häßlichen Rebbel. Jetzt rauschte es unfern von ihr; sie sah eine hohe Mannesgestalt, die kaum zwei Schritte weit von ihr stand. Erschrocken sprang sie auf und wäre von dem Felsen herabgefallen, hätte nicht der Mann sie schnell beim Arme gefaßt.

„Es steht ein Engel bei dir," sagte eine sanfte tiefe Männerstimme, „und dennoch fürchtest du dich?"

Pauline sah sich verwundert um.

„Der Engel heißt Unschuld," sagte der Mann. „Ihn sehen alle Menschen; nur der sieht ihn nicht, mit dem er ist. Du glaubtest, ich wollte dir etwas tun?"

„Nein," sagte Pauline, indem sie ihm schüchtern, aber zutraulich in das schöngeformte, blasse, aber jugendliche Antlitz sah. „Hätt' ich Sie gleich ordentlich gesehen, ich wäre nicht erschrocken. Aber ich dachte an Herrn Rebbel, und da war mir, als müsse er es sein."

Der junge Mann fragte: „Und wer ist denn dieser Rebbel, dem du zu begegnen fürchtest?"

Pauline sagte es ihm, und weil er so mild und teilnehmend aussah, erzählte sie ihm ihre ganze Geschichte, selbst daß sie den Niklas heuraten wolle, um der stummen Hanne und des alten Meerschaum willen. Der junge Mann lächelte, wie er vernahm, daß Niklas ein alter schwerhöriger Mann sei, und über die Unschuld, mit der sie die Sache ansah. Er konnte nicht müde werden, sie zu fragen und ihr in die schönen blauen Augen zu sehen.

Bereits wogten weißgrau schimmernde Tauwolken unten über dem Tale. Der junge Mann wollte Paulinen nach Hause begleiten, aber

schon war sie wie eine Gemse in den Büschen verschwunden. Er rief nach der Richtung zu, die sie genommen haben mußte: „Kommst du morgen wieder, Pauline?" – „Ja!" tönte das Silberstimmchen aus den Büschen. – „Gewiß?" fragte er noch einmal. – „Gewiß!" hallte es schon tief aus den Büschen herauf.

Pauline wußte nicht, wie sie nach Hause gekommen war. Wie sie im Hemdchen vor ihrem Bette niederknieete, um zu beten, da war es ihr, als knieete der junge Mann vom Götterfelsen neben ihr und sähe ihr mit seinen sanften Augen bittend in das Gesicht und sagte: „Betest du denn auch für mich mit, Pauline?" Und Gebet und Götterfelsen und der junge Mann, alles verschwamm ihr in einen süßen Traum.

5.

Pauline hielt ihr Wort. Der junge Mann schien schon auf sie gewartet zu haben. Sie setzten sich wieder auf den Stein, fragten, erzählten einander, und er verwandte keinen Blick von ihr. Sie gingen endlich nach Hause; die folgende Nacht saßen sie wieder auf dem Stein, und so war das fortgegangen wohl fast vier Wochen hindurch. Es war auch nicht der kleinste Gedanke mehr in Paulinen, den der junge Mann nicht gewußt hätte. Von ihm wußte Pauline nichts, als daß er traurig sei. Doch schien er mit jeder Nacht um etwas heiterer geworden, was sie ihrem Gebete zuschrieb. Für ihn betete sie auch inniger als für irgendeinen ihrer Hausgenossen und für sich selbst. Ihr Gedanke, den alten Niklas zu heuraten, war plötzlich ganz in den Hintergrund getreten, ohne daß sie sich bewußt war wodurch. In ihrem unschuldigen Herzen hatte eine Neigung Wurzel gefaßt und wuchs mit Macht, von deren Vorhandensein sie keine Ahnung hatte. Dem jungen Manne konnte das Entstehen und Wachsen dieser Neigung desto weniger verborgen bleiben. Sie sah ihm zwar, erzählend oder zuhörend, noch immer mit der Unbefangenheit eines Kindes in das Gesicht; wenn er aber ihre Hand ergriff oder sie sanft umfangend auf die Stirne küßte, wurde sie röter, und das Atmen wurde ihr schwerer als sonst. Sie wußte selbst nicht, wie

das kam. Krankheit oder etwas Unrechtes konnte es nicht sein, denn ihr war ja dann bei all der seltsamen unerklärlichen Angst so wohl, wie sie glaubte, daß es den Engeln sein müßte, wenn sie sich fliegend in die lauen Lüfte tauchten.

Noch zwei Tage durfte sie in der Mühle bleiben. Sie wunderte sich nur, daß sie sich nicht mehr darüber kränkte, als es wirklich der Fall war.

„Der verwünschte Prinz", sagte der alte Niklas während des Abendbrotes, „läßt sich wirklich heuer wieder sehen. Der Christlieb von Garsebach, der in der Eisenschmelze hantiert und der ein Goldensonntagskind ist, hat ihn gesehen, just so, wie ich Sie sehe und die Hanne und den Meerschaum, so deutlich. Und er beschreibt ihn gerade so wie die Alten, die noch von ihm reden. Er trägt nämlich lange braune Haare und einen Zwickelbart, wie man die alten Ritter abgebildet findet; ein Gesicht hat er wie ein ausgehender Zwanziger, aber blaß und ordentlich durchsichtig wie Mondenschein. Der Christlieb kommt nun gestern ziemlich spät von der Eisenschmelze nach Haus; er geht den kürzeren Weg hinter dem Buschbade; da steht plötzlich der Prinz vor ihm, wie aus der Erde gewachsen. Christlieb erschrickt; er hat in der Schule nach der neuen Art gelernt, daß es keine Gespenster gibt und nichts Verwünschtes und Verzaubertes. Dagegen hat ihm seine Großmutter tausendmal gesagt, daß er ein Goldensonntagskind sei; er weiß nun nicht, wie er's machen, ob er dem Schulmeister glauben soll oder der Großmutter und seinen Augen. Und wie er so steht wie angewurzelt, und ein dummes Gesicht mag er wohl auch gemacht haben, da lächelt der Prinz und winkt, daß er vorüber soll, denn es war gerade auf dem schmalen Wege zwischen den hohen Büschen — wissen Sie? über dem Fahrwege. Er nimmt sich zusammen, und wie er im Vorbeischreiten des Prinzen Gewand berührt, da ist's, als wenn eine laue süße Luft wie von Rosen und Nelken an ihm vorbeiweht; dazu läßt sich ein Klingen vernehmen, als stünde der Himmel offen und er hörte die Musik, die die Engel machen vor dem lieben Herrgott. Alles das war aber, wie ich da über die Hand hinblase; jetzt ist's, jetzt ist's nicht mehr."

Pauline erschrak. So war der Prinz ja kein anderer als der junge Mann, mit dem sie seit fast einem Monat jeden Abend gesprochen. Und wenn er ihr die Hand gegeben oder einen leisen Kuß über die Stirne gehaucht, hatte sie ja ganz dasselbe gefühlt, was, wie Niklas erzählte, der Christlieb von der Eisenschmelze empfunden hatte, als er an dem Prinzen vorbeigestreift war.

Sie erzählte nun alles, was ihr seither begegnet war, dem Niklas. Als sie von dem blauen Glanz in der Wiese erzählte, nickte der Alte und nickte immer stärker, je weiter sie erzählte, und brummte dazwischen:

„Nun ja!" — „Sagt' ich's doch!" — „Freilich!" — „Wie denn?" — „Ei, daß dich!" — „Da haben wir's ja!" — und mehr dergleichen Reden, die anzeigen, daß man erwartet oder erraten hat, daß es nun so kommen muß, wie es wirklich kommt.

Nun konnte er sich nicht mehr enthalten, sie zu unterbrechen.

„Der Geiz ist die Wurzel alles Übels," sagte er, „und der Neid ist sein Geschwisterkind. Das mein' ich aber eigentlich nicht; es war mir nur zufällig Herr Rebbel in die Gedanken gekommen. Aber so ist's ja seit hundert und aber hundert Jahren gewesen, daß ein Mädchen, so unschuldig und gut, wie Mamsell Pauline sind, eine blaue Blume finden muß, und wenn sie die blaue Blume gepflückt hat, dann findet sie Wege, die noch kein Mensch gegangen ist, und sieht verzauberte Schlösser und Menschen, wo ein ander Menschenkind nichts sieht als dumme Felsen und Gestrüppe darum. Und nun können Sie auch den Prinzen erlösen. Ich kenne ein Dutzend solcher Geschichten, wo der Prinz dann das Mädchen heuratete und zur Frau Prinzessin machte oder ihr Gold gab und Edelsteine, soviel sie nur tragen konnte. Ihnen kann's gar nicht mißglücken, wenn Sie nur Mut haben, denn es gehört weiter nichts dazu als Unschuld und Courage, und ich wollte alles verwetten, Sie wissen noch nicht, wie ein Männerkuß tut. Es ist wohl nicht recht von mir, aber ich freue mich wie ein Schneekönig, denk' ich daran, wie der Herr Rebbel sich ärgern wird. Sie müssen nun nur auch den Prinzen fragen, wie Sie die Sache anstellen müssen."

6.

Es war noch lange vor Mondesaufgang — wieder war es Vollmond geworden —, als Pauline heute ihre Pilgerschaft antrat. Ein Maler, der das Märchen selbst hätte malen wollen, hätte sie nur abschreiben dürfen, wie sie voll von den wundersamsten Vorstellungen, zwischen Schauer und süßer Begier nach den Wundern des Götterfelsens geteilt, bald zögernd, bald mit leichten kräftigen Schritten den geschlängelten Weg durch die grünen Büsche nach der Felsenwarte hinanstieg. „Ach, wenn ich ihn erlösen sollte und seine Prinzessin würde und immer bei ihm bleiben dürfte! Er würde den Niklas, die Hanne und den Meerschaum gewiß nicht in die Not hinaustreiben." So dachte sie bei sich. Schon stand sie oben. Da rauschte etwas unten in den Büschen; sie hörte es nicht vor dem Jubilieren ihres Herzens. Das Geräusch wurde stärker; sie mußte es hören. Es war, als rängen mehrere Männer unten miteinander oder schleiften sich durch die Büsche. Kräftigen Tritten folgte das Rascheln von Steinen und kleinem Gerölle durch Sträucher und Gras. Nun war ihr, als vernehme sie plötzlich seine Stimme. In äußerster Angst umschlang sie mit dem einen Arm das eiserne Kreuz, das den Felsen krönte, um nicht zu fallen, wenn sie über die Klippe hinabsehe.

In demselben Augenblick ging der Mond auf und goß sein Licht zauberisch über das weiße Gewand des Mädchens. Unten schrie eine unbekannte Männerstimme: „Alle guten Geister!" Gleich darauf sah Pauline einen Schatten durch die untersten Büsche herab und über den Weg dahingleiten; von der andern Seite des Weges herauf klang es wie ein Ächzen, und ihr war, als säh' ihr scharfes Auge über einen hellbeschienenen Fleck des Weges nach dem Buschbade zu eine Gestalt eine andere auf der Schulter tragen. Es überfiel sie ein Schwindel; sie mußte von dem Absturze des Felsens hinwegsehen. Auf der Hochebene, wo sie nur noch die Spitzen der gegenüberliegenden Berge sehen konnte, sank sie in den Büschen nieder wie in Ohnmacht. Sie dachte sich den jungen Mann krank oder tot auf den

Schultern des andern, und ihr war, als könne sie nun auch nicht mehr leben.

Sie mochte lange so gelegen haben, als eine Hand, die die ihrige faßte, sie erweckte. Sie weinte vor Freuden, als sie den jungen Mann wohlbehalten neben sich sitzen sah. Nur war er bleicher und schien angegriffener als je vorher, so daß ihre Freude bald dem innigsten Mitleiden Platz machen mußte.

„Du bist mir wohl gut?" sagte er sanft, denn keine ihrer Regungen schien ihm entgangen zu sein. „Und könntest du es machen, ich würde wohl so heiter wie du. Ist's so?"

Nun fiel ihr erst wieder ein, was der alte Niklas vom Christlieb erzählt und was er selbst von der Sache gemeint hatte, und es kam ihr unschicklich vor, daß sie neben einem Prinzen sitzen sollte. Sie setzte sich zu seinen Füßen, faltete die kleinen Hände und sah ihn voll Ehrerbietung an.

Der junge Mann begriff nicht, was das bedeuten sollte.

Sie erklärte es ihm nun und erzählte auf die Fragen, die er verwundert an sie richtete, alles, was Nickel erzählt hatte, und wie sie fest entschlossen sei, ihn zu erlösen.

Der junge Mann lächelte noch freundlicher als sonst und sagte: „Aber das ist schwer, was du dann tun müßtest. Getraust du dich denn dort von dem Kreuze aus die Felsen gerade herunter zu steigen?"

Sie sagte: „Das getrau' ich mich schon."

„Aber ohne eine Hand anzulegen," fuhr der Prinz fort; „die Arme müßtest du gegen den Vollmond halten. Getraust du dich auch das?"

Pauline empfand einen Schauder, dachte sie sich so zwischen Himmel und Erde, ohne sich anhalten zu dürfen. Als sie ihm aber wieder in das Gesicht blickte, aus dem eine Liebe und Freundlichkeit sprach, die sie zu Tränen rührte, fühlte sie, daß sie sterben könnte, würde nur er dadurch glücklich, und sie sagte daher: „Ja, auch das getrau' ich mich."

„Und das müßte morgen nachts geschehen, wenn der Mond aufgeht, sonst muß ich verzaubert bleiben. Sowie du den Felsen so hinab-

gestiegen bist, so bin ich erlöst, und dann mache ich dich zu meiner Prinzessin, und wir leben fröhlich zusammen und haben uns lieb, und Nickel, Hanne und Meerschaum, keines soll Not leiden. Ich will nur sehen, ob du kommst."

Dabei umfaßte er sie mit beiden Armen und küßte sie auf die Lippen.

Paulinen durchzuckte es, sie wußte selbst nicht, ob wie Schmerz, ob wie Lust. Als habe sie alle Schwere von sich geworfen, flog sie durch die duftenden Büsche nach der Klausmühle herab. Diesmal hätte sie nicht daran gedacht, den kleinen Tierchen auf dem Wege auszuweichen, wie sie sonst tat, und doch war ihr Herz nie so weich und mild gewesen. Noch im Bette sagte sie immer wieder zu sich: „Ich soll seine Prinzessin werden, und Nickel, Hanne und Meerschaum, wir bleiben alle beisammen!"

7.

Hanne und Meerschaum schienen schon darum zu wissen, denn als Pauline mit frühestem an den Mühlbach kam, um sich zu waschen, sprang die stumme Magd tanzend und seltsame Freudentöne ausstoßend, im Hofe umher, und selbst der alte Hund, der nach Kräften mit ihr gewetteifert hatte, sprang vor Freude winselnd und bellend an Paulinen empor. Auf Paulinens fragenden Blick schlug Hanne mit der geballten Rechten grimmig auf den Rücken ihrer linken Hand. Das bedeutete, daß sie von Herrn Nebbeln sprechen wollte. Sodann zeigte sie nach einem hervorstehenden Erlenast und machte mit beiden Händen erst eine kreisförmige Bewegung und zog sie dann geschlossen, als hielte sie etwas darin, in einer geraden Linie heftig und weit auseinander. Der alte Nickel steckte gerade den Kopf aus dem Fenster und sagte:

„Ob die Tiere nicht am Ende auch nur eine Art taubstummer Menschen sind und zu allerlei Metier abzurichten wären, wenn man ihnen nur die Zunge zum Sprechen lösen und ihre Ohren so bearbeiten könnte, daß sie Gesprochenes ordentlich hören möchten und

nicht nur auf den bloßen Klang der Stimme gingen. Das meine ich aber eigentlich nicht, sondern ich wollte Ihnen erzählen, warum die beiden armen dummen Kreaturen hier die wunderlichen Sprünge alle machen. Nämlich: sie haben den saubern Herrn Rebbel gefangen, oder eigentlich hat ihn ein vornehmer Herr, der im Buschbade logiert und dem er bei Nacht und Nebel an das Leben wollte, überwältigt und ihn nach Meißen in das Gefängnis geschickt. Einen fremden Vagabunden, der sein Helfershelfer sein sollte, rührte bei der Tat sein Gewissen, so daß er seinen Herrn und Meister im Stiche ließ und auf der Stelle hinging und die ganze Geschichte beim Gericht anzeigte. Der angefallene Herr aber, der es nur noch mit Herrn Rebbel zu tun hatte, ist seines Gegners mächtig geworden und hat ihn nach dem Buschbade geschleppt; von da haben sie ihn nach Meißen geführt. Der Knappe von der Buschmühle, der ihn selber mittransportieren half, hat mir's heute mit dem frühesten erzählt."

Pauline war noch so voll von ihren Hoffnungen, daß sie gewünscht hätte, alle Menschen möchten so glücklich sein wie sie, und so dauerte sie Rebbel. Weil die Magd und Meerschaum durch keine vernünftigen Vorstellungen zur Ruhe zu bringen waren, ging sie, nachdem sie sich fertig gewaschen, in die obere Stube, die auf der entgegengesetzten Seite des Hauses lag. Dort stand der alte Schrank, in welchem sie so manche Reliquien von ihrer Mutter aufbewahrte. Sie öffnete ihn, weinend, daß sie ihrer Mutter ihre seligen Hoffnungen nicht mehr mitteilen konnte, die sie wie unsichtbare Flügel bei jedem Schritte emportrugen. Sie nahm das Kreuz heraus von edlem Metall mit schönen Steinen besetzt, was sie nach der Mutter Wunsch nie, auch nicht in der äußersten Not weggeben und von dem sie Rebbeln nie etwas ahnen lassen sollte, weil es ihr noch einmal Glück bringen könne. Sie betrachtete es, der guten Mutter gedenkend, lange mit weinenden Augen, dann sagte sie zu sich: „Heute will ich's anhängen über meinen schönen Kragen und mein neues Kleid. Glück soll mir's einmal bringen können, und Glück brauche ich heute. Komm' ich gesund den Felsen herunter, dann hat's gleich mehr An-

sehen, wenn er mich so findet; und falle ich mich tot, so hab' ich's gleich um, wenn sie mich begraben."

Aber die Gefahr ihres Wagnisses, die sie im Taumel der Freude vergessen hatte, richtete sich, da nun der Gedanke an sie einmal geweckt war, allmählich in ihrer ganzen riesenhaften Gestalt vor ihr auf. Sie rief den alten Nickel zu sich herauf, um ihm alles zu erzählen, was ihr gestern begegnet war; es war ihr, als müsse die Gefahr um die Hälfte kleiner werden, wenn noch eine treue Seele darum wisse. Von dem Kuß aber sagte sie nichts; sie begriff selbst nicht, warum sie das dem guten Alten nicht erzählen konnte; und wie sie zuletzt es doch über sich gewonnen hatte, es beichten zu wollen, da unterbrach sie der Alte mit Trostgründen, die um so kräftiger wirkten, da ihr Erteiler bei sich selbst von ihrer Richtigkeit so vollkommen überzeugt war. Er behauptete, wer sich in einen solchen Handel unberufen hineindränge, wohl nur um zeitlichen Gutes willen, das er nicht einmal gut anzuwenden gesonnen sei, der müsse darin umkommen; wer aber vom Schicksal förmlich berufen sei, wie sie durch die blaue Blume, und sonst brav und gut, dem ließen Gottes Engel keinen Finger krümmen.

„Und nun prüfen Sie sich, Mamsell Paulinchen, ob Sie's nicht bloß tun wollen, weil die Prinzessin darum hängt und das fürstliche Wohlleben."

Pauline bat den lieben Gott, er möge sie's doch so recht gewiß empfinden lassen, ob sie die Gefahr auch nicht bloß ihres zeitlichen Glückes wegen bestehen wolle. Und wie sie eine Weile mit gefalteten Händen, die Augen in sich hineingewandt, gesessen hatte, erhob sie sich so schlank und hoch, daß der alte Knappe unwillkürlich die weiße Mütze von den weißeren Haaren nahm und die Hände voller Andacht darüber faltete.

„Ja," sagte sie mit einer Freundlichkeit, die aus dem Innersten ihres Wesens kam, „ja, guter alter Niklas, nun weiß ich's. Ich wollte ja mein Leben gerne darum geben, nur damit er nicht länger so traurig sein müßte. Und daß ich gern seine Prinzessin sein möchte, ist ja auch nur, weil ich weiß, daß das dazu gehört, wenn er glücklich

sein soll, und daß wir dann alle zusammen bleiben können. Und nicht wahr, daß mir es um die Hanne ist und um den Meerschaum, das ist auch keine Sünde?"

Der Alte neigte sich bejahend wie beim Segen in der Kirche. In der Mühle läutete es. Nachdem er aufgeschüttet hatte, hielt er den Getreidesack noch eine Weile sinnend vor sich hin, dann sagte er: „Der Apfel muß doch auch gar zu lockend ausgesehen haben."

8.

Pauline hatte sich möglichst geputzt. Sie hatte ein schwarzes Kleid angetan, darüber den schönen Kragen; über der jungen Brust voll Gottergebenheit und Milde hing das Kreuz von ihrer Mutter. In der einen Hand hielt sie ein weißes Tuch. Ihr Gesichtchen war blaß. Die blonden Haare waren auf beiden Seiten gescheitelt, die mittlern am Hinterkopfe aber in einem Nestchen vereinigt; die Haare der beiden glattanliegenden Scheitel wallten in breiter Locke um das runde Köpfchen, so daß Ohr und Wangengrübchen darunter versteckt waren. Unter der schönen ruhigen Stirne schauten die blauen Augen heute weniger glänzend und lebendig hervor als sonst; aber wie man Paulinen auch ansehen mochte, es deuchte einem, man habe sie noch nie so schön gesehen als eben jetzt. Sie hatte Abschied genommen von ihren Hausgenossen und ging nun feierlich, als wolle sie in die Kirche, dem Götterfelsen zu. Der Tag war gewesen wie eine schöne Nonne. Eine Stille herrschte ringsum, als hätten die Weiden Sonntag. Von den Wiesen herauf zog süßer Heuduft. Die Wehre klangen, als rieselten ihre Wasser leise über silberne Glocken hin. Ein einziges Rotkehlchen sang dem stillen Busch sein melancholisch-süßes Liedchen vor. Pauline schritt den Seitenweg über dem Buschbade hinan, der, erst sanft ansteigend, dann zwischen Birken verschwindend, den Wanderer durch die Lieblichkeit seiner Wendung unwiderstehlich in das heimliche Dunkel der Büsche lockt, durch welches er zu dem Götterfelsen leicht hinansteigt. Oben setzte sie sich auf einen Stein. Vergeblich hatte sie sich nach dem Prinzen umgesehen. Wie sie ihn nirgends

sah, dachte sie bei sich: „So ist es um so besser, denn wäre er da und ängstigte sich um dich, so würde dir's nur schwerer." Betend saß sie da und sah nach der Gegend, wo der Mond bald heraufkommen mußte. So saß sie, immer blasser und regungsloser, aber im Herzen wunderbar getrost. Jetzt fuhr es wie ein Blitz über ihre Augen hin: groß und voll stand über dem Berge drüben der Mond. Sie stand auf von dem Felsstein, auf dem sie gesessen, und ging feierlich unhörbaren Schrittes unter dem silberglänzenden Eisenkreuze vorbei. Die Hände mit dem Tuch hob sie gefaltet gegen den Mond vor sich hin — jetzt stand sie auf dem vordersten Steine und streckte den kleinen Fuß über die ungeheure Tiefe hin, die im Mondscheine vor ihr lag wie ein ruhiges silbergrünes Meer. Sie fühlte, daß der erste Fuß fest aufzustehen gekommen war, und hob nun nachschreitend den andern. Auch dieser Schritt gelang und noch einer und noch einer. Sie erstaunte selbst über das Gelingen und dachte an die Worte, die der alte Niklas ihr neulich gesagt hatte: „Ihnen kann's gar nicht mißglücken, wenn Sie nur Mut haben, denn es gehört weiter gar nichts dazu als Unschuld und Courage, und ich wollte alles verwetten, Sie wissen noch nicht, wie ein Männerkuß tut." Da fiel ihr wie ein Blitz in die Seele, daß sie ja seit gestern abend wußte, wie ein Männerkuß tut, und dann die Gefahr nicht überwinden könne. In dem Augenblicke fühlte sie keinen Grund mehr unter den Füßen. Dazu war's, als wälzte sich die Tiefe herauf und die Höhen sänken übereinander hin. Wie halb im Traume gleitete die Erinnerung an den Prinzen, der nun verzaubert bleiben müsse, an den Niklas, die Hanne und den Meerschaum an ihrer Seele vorüber; sie fühlte, daß sie unaufhaltbar dem schmerzlichsten Tod in der Tiefe entgegenstürze; da hielt ihr ein freundlicher Engel die Hand vor die schwindelnden Augen. Eine Weile darauf war ihr, als wäre sie in Büschen hängen geblieben, ob tot oder lebend, das wußte sie selber nicht, und eilende Schritte und schwere Atemzüge nahten ihr; dazwischen rufe es mit seiner Stimme immer ängstlicher und näher: „Pauline, halte dich fest! Um Gotteswillen, Pauline, halte dich fest!" Ihr war's, als hätte sie die Hände wirklich krampfhaft um schlanke Zweige geschlos-

sen. Nun rief es ganz nahe. Eine kräftige Hand faßte sie. Halb gehend, halb getragen, ging es nun bald durch Büsche, bald wieder über einzelne Klippen herab. Wie ihr's vorkam, als müsse sie unten am Wege angekommen sein, da ward ihr so leicht wie in ihrem Leben nie. Ihr letzter Gedanke war: „Du stirbst."

9.

Wie sie wieder zu sich kam, fand sie sich mit Erstaunen in einem Zimmer, welches sie nie vorher gesehen hatte. Sie lag auf einem weichen Bette mit seidenen Decken. Ein schönes Sofa stand dem Bette gegenüber an der Wand; daneben ein glänzend polierter Tisch, über welchen ein feiner bunter Teppich gebreitet war, und prächtig überzogene Sessel. Auf einem dieser Sessel aber saß der ältliche Herr, der vor vier Wochen vor der Klausmühle abgestiegen war, um nach den Flüchtlingen zu fragen, die kurz vorher die Mühle verlassen hatten. In der einen Hand hielt er ein Buch, in der andern das Kreuz von Paulinens Mutter. Erst las er eine Weile, dann betrachtete er das Kreuz, sann vor sich hin und schüttelte verwundert den Kopf, dann las er wieder, und dann betrachtete er wieder das Kreuz.

Endlich merkte er, daß Pauline munter geworden sein müsse. Er trat an das Bett und fragte freundlich: „Wie steht's, Paulinchen? Fühlst du Schmerzen? — Ich hoffe, es ist glücklich abgelaufen bis auf den Schrecken," sprach er dann über Pauline hin, und Pauline merkte jetzt erst, daß ihr im Rücken noch jemand in der Stube gegenwärtig sei. Es fehlte wenig, daß sie, wie sie die Stimme des Angeredeten vernahm, vor Freude nochmals ohnmächtig geworden wäre. Es war ja kein anderer als der vermeintliche verwünschte Prinz.

„Du hast mich schön erschreckt!" sagte der junge Herr zu Paulinen. „Es war ja gar nicht mein Wille, daß du wirklich den Götterfelsen herabsteigen solltest; ich wollte nur sehen, was du um meinetwillen zu tun imstande wärest. Deshalb ließ ich dich bei der Meinung, ich sei der verwünschte Prinz, von dem Nickel und der Garse-

bacher Christlieb dir gesagt hatten. Ich wollte nur sehen, ob dein Entschluß dich nicht reue. Den andern Abend wollt' ich lang vor Mondesaufgang auf dem Felsen sein — von meiner Schwermut hatte mich ja dein bloßer Entschluß erlöst — und wenn du nun hättest herabsteigen wollen, hätt' ich's nicht zugegeben und hätte dich freilich nicht zu meiner Prinzessin gemacht, aber doch zu meiner Gräfin. Nun kommt es freilich darauf an, ob du mich noch wollen wirst, da ich kein Prinz bin, sondern nur ein Graf." Aber eh' die von Freude und Verlegenheit verwirrte Pauline zur Antwort kommen konnte, fuhr der Graf fort: „Nun hat mich dein Herr Rebbel den Abend vorher, eh' ich zu dir auf den Felsen kam, mit seiner Bekanntschaft überrascht: ich mußte mich gegen zwei Angreifer wehren. Der eine floh endlich, ich weiß nicht warum. Herrn Rebbels wurde ich Herr und trug den Ohnmächtigen nach dem Buschbade. Die Gemütsbewegung und die feuchte Nachtluft auf dem Felsen, wo ich dich noch sprach, wirkten vereint auf mich, so daß ich den folgenden Tag mit einem heftigen Fieber erwachte und zwar erst, als es schon wieder Abend geworden war. Da fiel mir mit Schrecken ein, daß du mit Mondesaufgang ja den gefährlichen Gang für mich unternehmen wolltest. Ich hörte nicht auf den Arzt, nicht auf den Freund, warf mich in die Kleider, um zu dir auf den Götterfelsen zu eilen, eh' der Mond aufging. Ich kam zu spät. Wie ich den Götterfelsen erblickte, sah ich dich eben den Fuß ausstrecken zum ersten Schritte. Ich wagte nicht zu rufen, weil ich fürchtete, dadurch zu bewirken, was ich verhüten wollte. Dann konntest du erst sicher herabfallen. Ich stand starr und in allen Gliedern erkältet, als sollte Stein aus mir werden, und sah dich noch einen Schritt tun und noch einen. Jetzt verlorst du den Boden und fielst wohl zwanzig Schritte tief. Büsche fingen dich auf; du schienst dich festzuhalten. Da trat plötzlich doppelte Kraft an die Stelle der Schwäche, die mich an den Boden angeheftet hatte. Ich rief dir zu; in einer Schnelle, die ich selbst für unmöglich gehalten hätte, war ich bei dir, waren wir beide unten, wo ich wie du hinsank, um, wie ich glaubte, zu sterben, so erschöpft vor Mattigkeit und Verzweiflung war ich."

„Gönnen wir", sagte der alte Herr, „dem lieben Kind noch etwas Ruhe. Sprich jetzt nicht, Paulinchen, du wirst mir wieder bläſſer! Wenn du noch ein Stündchen geruht haſt, muß ich dich gar mancherlei fragen." Pauline war, während er noch ſprach, ſchon wieder in halben Schlummer geſunken. Wie die Sache ſich ſo unvermutet gefügt hatte und daß ſie nun auf dem fremden feinen Bette lag, den jungen Mann, für den ſie ihr Leben gewagt und der jetzt ihre Hände liebkoſend ſtreichelte, an ihrer Seite und dazu den alten vornehmen Herrn, der ſo freundlich beſorgt um ſie war, das alles ſchien ihr nun erſt recht ein Wunder oder ein Traum. Sie ſchloß die Augen wieder, um nur ſo ſüß fortträumen zu können.

10.

Wie Pauline zum zweitenmal erwachte und ihre Hand nicht mehr in der Hand des jungen Mannes vom Götterfelſen fühlte und auch den alten Herrn weder an ihrem Bette noch auf dem Sofa ſah, wo er vorhin geſeſſen, glaubte ſie, wirklich geträumt zu haben. Aber es war ja doch dieſelbe Stube noch, es waren noch die ſeidenen Decken, über welchen ſie lag, das Sofa drüben und die Seſſel. Auf dem Sofa lagen reiche Damenkleider. Wie ſie ſich eben aufrichtete, um ſich recht umſchauen zu können, trat eine hübſche, nettgekleidete, ſchon etwas ältliche Frau auf ſie zu, die ſie noch nicht geſehen hatte, und fragte: „Fühlen Sie ſich nun ſtark genug, das Bett zu verlaſſen?" Pauline bejahte. Die hübſche Frau griff nach ihrer Hand, um ihr zu helfen. Pauline wollte, wie ſie zu tun gewohnt war, mit einem leichten Sprunge auf und aus dem Bette ſpringen; aber nun fühlte ſie erſt, daß ſie noch immer matt ſei, und ſo mußte ſie ſich die Hülfe der Frau wohl gefallen laſſen. Dieſe ging nun an das Sofa und fragte, indem ſie die Kleider, die drüber hingen, mit der Hand auseinanderbreitete, welches davon Pauline anziehen wolle. „Ach, die ſoll ich anziehen?" ſagte Pauline faſt ängſtlich, „die ſind ja alle viel zu ſchön für mich." Die Frau hatte unterdes begonnen, Paulinen ihr einfaches ſchwarzes Kleidchen ausziehen

zu helfen; sie tat ihr ein feines Spitzenhemdchen um und sagte: „Sind die Kleider auch sehr schön, Sie sind doch viel schöner. Ich habe so manche Dame ohne allen Putz gesehen, der aus der Schneider und der Putzmacherinnen Händen kommt, und weiß daher wohl, was schön ist.“ Pauline wählte endlich ein schwarzes Kleid, wahrscheinlich, weil es ihrem abgelegten am ähnlichsten sah. Es war eine Robe von schwerem Seidenzeug. „Sie haben des Herrn Grafen Geschmack getroffen; er hielt auch das für das schönste,“ sagte die Frau. Pauline war still; aber daß die schönen Kleider von ihm kamen und wie er sich freuen würde über ihre Freude, wenn er sie nun so hübsch sah, wie sie sich selbst in dem großen Spiegel vorkam — darüber rannen ihr selige Tränen über das schöne Gesichtchen. Nun war sie endlich ganz angezogen; die Frau war ganz außer sich vor Verwunderung des natürlich-richtigen Gefühls für das Passende, was sich in Paulinens Wahl der übrigen Putzstücke gezeigt hatte, und sagte: „Nun wahrlich, eine schönere Gräfin konnte der Herr Graf an einem Fürstenhofe nicht finden! Sie waren dazu geboren, einmal eine vornehme Dame zu werden.“

Nun öffnete die Frau eine Türe, und der Graf und der alte Herr traten herein. Beide waren sichtlich überrascht und schienen bei sich ungewiß, ob die Dame mit der edeln Haltung denn wirklich das Paulinchen aus der Klausmühle sei. Pauline ging ihnen entgegen. Alles, was sie sagte und tat, war es gleich nicht, wie die beiden es an den Damen ihrer Bekanntschaft zu sehen gewohnt waren, so war es doch natürlich-edler und ungesucht-schöner; und daß man sah, daß das Kind selbst von seinem edeln Anstande und der Lieblichkeit seines Benehmens so gar nichts wußte, erhöhte noch bei weitem die zauberhafte Wirkung. Der Graf hatte gefürchtet, Pauline werde in den feinen Kleidern weniger hübsch und anmutig sein als in ihrer ländlichen Tracht. Er konnte die Augen nicht von ihr verwenden und fühlte sich den Glücklichsten unter allen Menschen.

Der alte Herr hielt das Kreuz noch immer in seiner Hand. Nun sagt' er zu Paulinen: „Das Kreuz gehört Ihnen? Verargen Sie mir die Frage nicht, wie es in Ihren Besitz gekommen ist.“

Pauline erzählte, unter welcher Bedingung und mit welchen Worten ihre Mutter ihr es gegeben hatte.

„Glück könne es Ihnen bringen?" sagte der alte Herr darauf; „ach, es könnte noch jemand Glück bringen, ein unbeschreiblich herrliches Glück, wenn wir nur mehr wüßten oder erfahren könnten! Haben Sie sonst nichts mehr von Ihrer Mutter?"

Pauline sagte von dem alten Schrank, wo außer dem Kreuze noch mancherlei von ihr liege, freilich nur kleine Schmucksachen aus einer früheren, glücklicheren Zeit, von der die Mutter nie etwas Näheres erzählt hatte.

„Die müssen wir sehen!" sagte der alte Herr. An der Raschheit, mit der er von seinem Stuhle aufstand, sah man, wieviel ihm daran gelegen sei, mit seinen Vermutungen und Hoffnungen ins Reine zu kommen. So machten sich denn die drei auf den Weg.

Der Graf sagte: „Nun darf ich dich doch heimführen?"

Der alte Herr ging, in angelegentliche Gedanken vertieft, voran. Das glückliche Paar folgte Hand in Hand. Pauline konnte es noch immer nicht verschmerzen, daß sie den alten Herrn in jener unruhigen Nacht falsch berichtet hatte. Sie erzählte die Abenteuer jener Nacht dem Grafen.

Der Graf sagte, wie sie, ihn anredend, stockte: „Nenne mich doch Heinrich und du."

Wie die Beichte vorüber war, wandte sich der Graf lebhaft zu dem alten Herrn und sagte:

„Ihre Vermutung war doch die richtige. Ich muß nun glauben, daß Espenau sie entführt hat."

Paulinen aber erzählte er, daß jene vornehme Dame, die Tochter des Barons, seine Braut gewesen sei und daß er den jungen Mann, ihren Entführer, bis jetzt für seinen besten Freund gehalten habe. „Der Kummer über die Untreue des stolzen Wesens und über die schändliche Falschheit des vermeinten besten Freundes, der unter dieser Larve sich jener zu nähern und sie mir abspenstig zu machen gewußt hatte," fuhr er fort, „trieb mich ruhelos umher und hätte mein ganzes Leben vergiftet, weil ich niemand auf der Welt mehr trauen zu dürfen glaubte, hättest du mir in deiner Unschuld und Treue nicht den Glau-

ben an die Menschheit wiedergegeben. So hast du mich wirklich erlöst, und könnte ein Mensch einen Engel glücklich machen, so solltest du es werden."

Unter solchen Reden gingen sie den Weg nach der Klausmühle hin. Sie sahen nichts von der unendlichen Lieblichkeit der Gegend, sie sahen nur sich. So waren sie denn, ohne es zu merken, an der Mühle angekommen. Pauline hörte den Meerschaum; sie wußte, daß er ihr entgegenlaufen würde. Sie sagte besorgt: „Daß dich nur der Meerschaum nicht beißt, wenn er sieht, daß du mich angefaßt hast."

„Der Meerschaum?" sagte der alte Herr, indem er sich hastig nach Paulinen umwendete. „Heißt der alte Hund Meerschaum, der sich so fröhlich bezeigte, wie ich neulich hier war?"

Pauline bejahte und sagte: „Er ist sonst gegen Unbekannte nicht so. Es war das erstemal, daß ich ihn freundlich gegen einen andern sah als uns, um die er täglich ist. Besonders kann er Herrn Rebbel nicht leiden, und der Mann muß sich vor ihm fürchten, so lang und stark er auch ist."

„Rebbel? Rebbel?" sagte der alte Herr im Sinnen vor sich hin, „Rebbel, so lang und stark — ? Hat der Rebbel, wie Sie ihn nennen, etwas im Gesichte, an dem man ihn erkennen könnte?"

„Er muß etwas", sagte Pauline, „an der Stirne haben, denke ich, über dem rechten Auge, so wie eine Narbe."

Der alte Hund war unterdes herausgekommen und an Paulinen emporgesprungen.

„Meerschaum!" rief der alte Herr mit zitternder Stimme. Der alte Hund lief auf ihn zu und schrie vor Freude. Der Baron hatte Tränen in den Augen. Er winkte dem Paare, ihm in die Mühle voranzugehen.

II.

Wie wunderten sich Nickel und Hanne, ihren schönen Liebling in so prächtigen Kleidern und an der Hand des schönen vornehmen Mannes zu sehen! Beide hatten die ganze Nacht betend gewacht. Der Alte sah ganz bleich aus; denn er hatte sich so sehr gekümmert,

weil er ihr geraten hatte, das Abenteuer zu bestehen, in welchem sie umgekommen zu sein schien. Denn nicht nur war sie nicht wiedergekommen, der alte Mann, der sie mit dem frühesten Morgen im ganzen Busche und mit Lebensgefahr auf dem Felsen suchte, hatte sie auch nirgends gefunden. Nun aber war Jubel in der Klausmühle eingekehrt, und der Alte hätte jeden Eid darauf abgelegt, der hübsche ansehnliche junge Mann sei der verwünschte Prinz, den Pauline erlöst habe. Das Verdienst seines Rates dabei schlug er in seinem Herzen nicht zu gering an. Es war aber schwer zu sagen, ob nicht, so groß die Freude des Alten und der stummen Magd auch sein mochte, die Freude Paulinens noch größer war, die alten treuen Hausgenossen wiederzusehen. Sie ging von einem zum andern und wurde nicht satt, mit den weichen Händchen die alten runzlichen Gesichter und Meerschaums struppiges Fell zu streicheln.

Der alte Herr kam nun auch herein; er erinnerte an den alten Schrank, worin, wie Pauline vorhin erzählt hatte, die Andenken von ihrer Mutter liegen sollten. Pauline nahm den Schlüsselbund von dem Nagel an der Türe und ging den beiden Herren voran.

Der alte Herr, den der Graf immer Baron nannte, mußte sich setzen, als Pauline den Schrank öffnete und mehre kleine Schmucksachen herausbrachte, alle sorgfältig in Papier geschlagen. Er wurde mit jedem Stück, welches er betrachtete, weicher, ließ keines von den Papieren ununtersucht, ob nicht etwas darauf geschrieben stehe. Noch ein Paketchen lag in dem Schranke.

„Sind das Briefe?" fragte der Baron. Pauline nickte. „Diese könnten Auskunft geben. Geben Sie her!"

Pauline faltete die Hände und sah bald ihn, bald den Grafen bittend an. „Ich kam einmal dazu," sagte sie, „als meine Mutter in dem Paketchen las; als sie mich sah, versteckte sie es schnell. Deswegen habe ich es auch nach ihrem Tode nicht berührt, denn ich dachte: Hätte sie haben wollen, daß ich es sähe, so würde sie mir es selbst gezeigt haben."

Der alte Baron sah das Mädchen erst verwundert, dann mit einem Blicke an, mit dem ein Vater sein geliebtestes Kind ansieht. Der Graf

küßte sie auf die Stirne. Pauline wunderte sich über die beiden und dachte: „Was mußt du nur wieder gesagt haben, daß die lieben Menschen da sich so darüber freuen?"

„Dem guten Baron hier", sagte der Graf, „würde es deine Mutter wohl selbst gezeigt haben. Glaubst du nicht, daß er's gut meint mit ihr und mit dir?"

Pauline nahm das Paketchen aus dem Schranke und gab es dem Grafen so freundlich, daß man sah, wie sie es freue, ihm gehorsam sein zu dürfen. Der Graf reichte es dem Baron; dieser öffnete es mit zitternden Händen. Es enthielt wirklich Briefe.

Der alte Baron sank weinend in den Stuhl zurück. „Sie war's!" rief er, „sie war's! Hier kämpfte sie mit Sorgen, hier tötete sie der Schmerz und —" Es dauerte eine ziemliche Weile, bis er sich wieder gefaßt hatte. „Setzt euch, liebe Kinder," sagte er dann; „ich bin euch Rechenschaft schuldig, warum ich diese Dinge habe sehen wollen und, nun ich sie gesehen, euch durch mein Betragen befremdet habe. Erst laßt mich noch dieses Paket schnell durchlaufen, ob ich nicht Antwort darin finde auf eine Frage, die mir jetzt wichtiger ist als die bereits beantwortete." Er durchsuchte das Paket zwei-, dreimal, aber immer weniger schien er durch seinen Inhalt zufriedengestellt. Endlich wandte er sich an die beiden und begann folgendes zu erzählen:

„Sie, Graf, wissen, daß ich meine Jugend auf einem Gute in Franken durchlebte. Mein Vater war ein adelsstolzer ehrsüchtiger Mann, der hart sein konnte, der wohl selbst ein unrechtes Mittel zu brauchen sich nicht scheute, galt es, sich und seine Familie in der stolzen Höhe zu erhalten, die sein Lebenselement war. Meine Mutter dagegen besaß ein Herz voll Liebe und Mitleid für jeden Menschen; an meinem Vater hing sie trotz ihrer verschiedenen Gemütsart mit schwärmerischer Neigung. Er hatte sich um die reiche Erbin des angesehenen Hauses weniger aus Liebe beworben, welcher er überhaupt wohl gar nicht fähig sein mochte, als um den Reichtum und den Glanz des seinigen zu vermehren. Er verbarg ihr die Kälte seines Herzens nicht, an der das ihre sich zu Tode fror. Ich war der Erbe der Gemütsart meiner Mutter geworden, die meines Vaters Pläne

zu oft kreuzten, als daß ein gutes Vernehmen zwischen uns beiden lange hätte bestehen können. Wer aber vielleicht ebensoviel zu unserer Entfremdung beitrug als die Verschiedenheit unserer Meinungen, das war ein gewisser Leber, der sich bei meinem Vater wie bei mir einzuschmeicheln gewußt hatte und, wie ich erst nach meines Vaters Tod erfuhr, sich zum Geschäft gemacht hatte, alles, was ich sprach und tat, meinem Vater zu verdächtigen. Meines Vaters Schwächen — er hatte sein unbedingtes Vertrauen — benutzte er noch auf andere Weise. Bald war er meines Vaters rechte Hand, den er im Bunde mit den Verwaltern und Beamten um namhafte Summen betrog. Von alledem erfuhr ich so wenig als mein Vater. Ich lebte entfernt von beiden in freiwilliger Verbannung auf dem Gute in Franken nur der Liebe und der Dichtkunst. Daß mich aber und wie mich die Liebe dorthin gefesselt hatte, bin ich euch noch zu sagen schuldig."

12.

„In einem Alter von dreiundzwanzig oder vierundzwanzig Jahren verlebte ich schon einige Wochen mit meinem Vater auf Rabeneck — so hieß das Gut. Ich war damals ein leidenschaftlicher Jäger und trieb mich tagelang, oft bis tief in die Nacht hinein, in den ansehnlichen Waldungen des Gutes herum. Es war etwa im November, als ich eines Tages spät von einem solchen Ausflug zurückkehrte. Es hatte bedeutend geregnet; das Flüßchen, das durch den Tannengrund, den ich noch zu durchgehen hatte, brausend dahinstürzte, hatte den Steg, über den mich mein Weg führte, mit sich fortgerissen. Aber ich war nicht der einzige, der dadurch in Verlegenheit gesetzt wurde. Ein Mädchen von etwa fünfzehn Jahren war schon vor mir an der Stelle angekommen, wo der weggerissene Steg noch vor wenigen Stunden übergeführt hatte. Der Vollmond zeigte mir ein Gesichtchen von reizender Unschuld. Ihre langen blonden Haare wehten aufgelöst im Winde; ein dünnes kurzes Unterröckchen war ihre ganze Bekleidung. Sie trippelte, die kleinen Hände ringend, frierend und weinend an der Stelle hin und her und schien unschlüssig, sollte sie bis zum näch-

sten Stege zurück oder durch die wilde Flut hindurch. Bei dem ersten Blicke hatte das Mädchen mein ganzes Herz gewonnen. Ich ging auf sie zu und fragte die Erschreckende so sanft als möglich, ob ich ihr helfen könne. Sie schüttelte das blonde Köpfchen, dann sagte sie weinend, aber zutraulich:

‚Mein Vater ist plötzlich krank geworden; ich wollte den Doktor holen drüben im Dorfe. Sollte ich nun erst wieder bis zu dem nächsten Stege zurücklaufen, so kommt er wohl zu spät, und will ich durchwaten, so erzwing' ich's am Ende nicht und mein Vater kann mittlerweile sterben.'

‚Und wer ist denn dein Vater?' fragte ich.

‚Der Rabenmüller', entgegnete das Kind.

Die Rabenmühle gehörte uns; es war also die Tochter unseres Pächters.

‚Ich trage dich', sagte ich; ‚komm, setze dich auf meinen Rücken.'

Das Kind war bereit dazu. Ich brachte meine Last nicht ohne Anstrengung, aber glücklich durch die reißende Flut hinüber; ihre nackten kalten Füßchen hielt ich dabei wärmend in meinen Händen. Wir holten nun den Doktor und führten ihn über den andern Steg nach der Rabenmühle. Sie wußte mir nicht freundlich genug zu danken, als ich von da fortging, ganz erfüllt von ihrer Lieblichkeit und ihrer zutraulichen Unschuld. Den andern Tag erkundigte ich mich nach des Müllers Wohlsein: er war bedeutend besser. Den dritten Tag kam ich wieder und besuchte nun Tag für Tag die Mühle und das liebliche Röschen, solange wir uns noch auf dem Gute aufhielten.

Ich hatte das liebe Mädchen noch keineswegs vergessen, als ich einige Jahre später, mit meinem Vater gespannt, Schloß Rabeneck mir zum Aufenthalte erkor; der Wunsch, sie wiederzusehen, in ihrer Nähe zu leben, hatte nicht den kleinsten Anteil an meinem Entschlusse.

Es war an einem Sonntagmorgen im Juni. Der Waldgrund stand noch kühl; noch hatte die Sonne den Tau nicht auffaugen können, der wie Freudentränen in blauen Augen auf den unzähligen Blumen hing, von denen die Bergwiesen neben dem Wege ganz blau erschienen. Drüber, zwischen den Nußsträuchern, an den Felsen hin,

zogen sich große rote Streifen von blühenden Pechnelken. Der Weg führte bergab; die Felsen rechts am Wege bauten sich desto höher in die Luft; die Berge diesen gegenüber wurden weniger steil; dazu machte das Flüßchen hier einen reizenden Bogen. Von der einen Seite umgab das Flüßchen, von der andern ein Mühlgraben, der gleich darauf wieder in das Flüßchen zurückkehrte, ein grünes Fleckchen, auf welchem ein neues, fast städtisch gebautes, blendendweiß abgeputztes Haus stand. Felsstücke von mannigfacher Größe und Gestalt lagen in malerischer Unordnung unter hohen krausen Erlen und jungem Weidengebüsche umher. Was mich aber mehr anzog als dies alles, das war eine schlanke volle Mädchengestalt kaum von mittlerer Größe, sittig in ein rot- und schwarz-karriertes Umschlagetuch gehüllt, das unten nur wenig von dem braunen Unterröckchen, oben den Hals nur bis zu dem reizenden Grübchen darunter und von den weißen Armen eben nur die zierlichen runden Handgelenke sehen ließ. Die blonden Haare waren in eine Art Nestchen geschlagen, und auf den rundlichen Wangen lag die sanfteste Röte der Gesundheit wie der frische Duft auf ungepflücktem Obste. Ich stieg vom Pferde, band es an eine Erle und sprach das Mädchen an. Sie antwortete mir mit wohllautender Stimme; an ihrem unschuldig-freundlichen Lächeln erkannte ich sie wieder: es war Röschen, die, wie sie mir sagte, hier bei einer Freundin einen Tag und eine Nacht zugebracht hatte, heute aber wieder nach Hause müßte. Doch ich muß mich kürzer fassen.

Ich übergab mein Pferd einem Bauer, der es nach Rabeneck bringen sollte. Röschen hatte sich angezogen und Abschied genommen; ich begleitete sie nach der Rabenmühle. Wir gingen selig Hand in Hand durch den wunderschönen Busch; an schattigen Stellen setzten wir uns nieder. Jeder wilde Rosenstock, dem wir begegneten, mußte uns Tribut bezahlen; dann tauschten wir die Beute. Röschen hatte ein ausgezeichnet scharfes Auge; ihr entging nicht leicht ein vier- oder gar fünfblätteriger Kleezweig. Den bekam ich dann; ich sah, sie hätte mir das Schönste und Beste, was sie besaß, ebenso freudig gegeben. Es wurde allmählich dunkel; wir hatten mehr Zeit zu unserer Reise gebraucht als Leute, die ihr Ziel gern bald erreichen wollen. Auf alle

meine Fragen, ob sie mir gut sei, blieb sie dabei, das könne sie mir nicht sagen, aber noch ehe Meerschaum, der junge Haushund ihres Vaters, der sehr an sie attachiert war, uns entgegenkam, hatten wir küssend den Bund geschlossen, den ich bis jetzt durch den Tod zerrissen wähnte und den, wie ich nun fürchten muß, schändlicher Betrug, vielleicht sogar Gewalt zerrissen hat.

Wir waren heimlich getraut und mein Röschen nahe daran, Mutter zu werden, als mich ein Geschäft wegen eines Gutes, welches ich von einem Oheim meiner Mutter geerbt hatte, nach München rief. Das Gut lag in der Mitte königlicher Domänen; es war viel zu regulieren, was man aus Rücksicht gegen die Stellung meines Oheims zu der Person des Königs, solange er lebte, hatte auf sich beruhen lassen. Die Beendigung dieses Geschäftes schob sich viel weiter hinaus, als ich geglaubt hatte. Endlich war ich auf dem Wege nach Hause; ich hatte schon mehre Wochen lang keinen Brief mehr erhalten; meine Sehnsucht war auf das Äußerste gespannt. Nicht weit von der Mühle ließ ich halten und eilte wie mit Flügeln den schmalen gepflasterten Weg, der von der Straße nach der Mühle abführt'. Ich konnte schon nicht begreifen, daß Meerschaum, der mir gewöhnlich mit freudigem Bellen entgegenkam, sich nicht sehen ließ." — Als der Baron seinen Namen nannte, kam der alte Hund unter Paulinens Stuhl hervor, legte seine Vorderpfoten dem Baron auf die Kniee und winselte und tat so kläglich, daß der Baron, in seiner Erzählung von lautem Schluchzen unterbrochen, das alte treue Tier liebkoste wie einen alten treuen Freund.

„Die Mühle", fuhr er fort, „stand still; nicht einen einzigen Menschen traf ich darin. Ich will nicht erzählen, wie mir zumute war, wie ich raste vor wahnsinnigem Schmerz, als mir gesagt wurde, Müllers Röschen sei an der Geburt eines Kindes gestorben, der schon immer kränkliche Müller sei ihr nachgefolgt aus Herzeleid; man habe mir das alles nicht zu schreiben gewagt. Nur das Kind, welches Röschen nicht lange erst geboren, sei noch am Leben. Ein großer, starker, schwarzhaariger Mann mit einer Narbe über dem rechten Auge hatte es zu der Frau gebracht, die es nun an Stelle ihres früh

gestorbenen Kindes aufzog, und ihr gesagt, es sei mein Kind und sie solle mir es bringen, sowie ich zurückgekommen sein würde. Der Mann, der dies Kind ihr übergeben, war der Beschreibung nach kein anderer als jener Leber, der, wie ich ahne, mit Rebbel eine Person ist. Sogleich reiste ich zu meinem Vater, um Leber bei ihm aufzusuchen, der mir Aufklärung über das Rätselhafte der ganzen Begebenheit verschaffen konnte und mußte. Meinen Vater traf ich in Lethargie, welche nur mit seinem Tode endete. Leber war gänzlich verschwunden, nachdem er, wie gerichtliche Untersuchungen ergaben, meinen Vater erweisbar um nicht weniger als fünfzigtausend Gulden betrogen hatte. Alle Nachforschungen nach ihm waren vergebens.

Meine Liebe wandt' ich nun ungeteilt der Kleinen zu, die mein Kind sein sollte, aber weder von meiner noch von Röschens Gemütsart eine Spur zeigte. Sie war mir nie wahrhaft mit kindlicher Liebe zugetan: der letzte Beweis ist ihre Flucht.

Hier sehen Sie mehre Briefe von mir an Röschen, die ich aus München an sie schrieb; das Kreuz, welches mich zuerst aufmerksam machte, als ich es an unserm lieben Kinde hier fand, sowie diese andern Putzstücke — alle sind Geschenke von mir an Röschen. Dazu die Ähnlichkeit, die mich fast erschreckte, als Pauline in jener Nacht mir aus der Mühle entgegenkam und der alte Meerschaum, den ich freilich nicht mehr kannte, mich begrüßte, wie er in jener unserer schönsten Zeit tat, wo wir beide noch jung waren. Der einzige Wunsch meines Lebens —"

13.

Die Erzählung des Barons wurde durch Herrn Scheibe, den Justitiar, unterbrochen, der ganz gegen seine sonstige trockene Weise herein- und auf Paulinen zugestürmt kam, vor der er plötzlich ungewiß stillestand, ob sie's auch wirklich sei. Nun erst bemerkte er auch die beiden Herren und geriet, was ihm selten begegnete, einigermaßen in Verlegenheit. „Sie verzeihen," sagte er dann, die Mütze abnehmend, „die Freude über eine Nachricht, die ich Paulinchen

bringen zu dürfen das Glück habe, hat mich alle Schicklichkeit vergessen lassen; ich weiß nicht, wen ich die Ehre habe, vor mir zu sehen."
„Dadurch," entgegnete der alte Baron, „daß Sie Paulinchens Freund sind, sind Sie auch schon der unsrige geworden. Der Herr hier ist Graf Hohenegg, Paulinchens Bräutigam; ich bin der Brautführer und heiße von Mehren."

„Nun, so ist", sagte Herr Scheibe, „dies das seltsamste und zugleich das bequemste Zusammentreffen für mein Geschäft und erspart mir Briefe und Zeit. Die Nachricht, die ich für Fräulein Paulinen habe, betrifft zugleich auch Sie, Herr Baron von Mehren, und zum Teil auch den Herrn Grafen mit. Nummer eins: Herr Graf, kennen Sie das?" Bei diesen Worten hielt der Justitiar dem Grafen ein Papier vor die Augen, welches er eben aus der Tasche gezogen hatte. Der Graf erblich. „Wie ich vor einigen Jahren infolge einer Nervenkrankheit immer schwächer wurde", sagte der Graf, „und meinen baldigen Tod als gewiß voraussah, schrieb ich diese förmliche Schenkungsurkunde, vermöge welcher meine sämtlichen Güter, im Fall ich kinderlos sterbe, meinem Freunde gehören sollten, konnte diesen aber nicht bewegen, sie anzunehmen. Später fand ich diese Urkunde nicht mehr unter meinen Papieren, und ich muß gestehen, daß ihr Wiederbesitz mich einer Sorge um Paulinchens Zukunft überhebt, die mich, seit ich erfahren mußte, wie schändlich jener zu geliebte, vermeinte Freund mich betrogen, nur zu sehr beunruhigte."

„Nun, diese Urkunde", sagte Herr Scheibe, „hat Ihre eigene ehemalige Braut, der Sie nichts verheimlichten, beiseitegebracht, und sie ist es auch, welche Ihnen den sogenannten Herrn Rebbel und seinen Helfershelfer auf den Hals geschickt hat. Beiläufig gesagt: das wackere Pärchen, Ihre Braut von ehedem nebst ihrem Galan, haben wir uns bereits zu Gemüte geführt; sie kamen nicht ganz bis Nossen und sind nun ebenfalls in Meißen sicher einlogiert."

Der Graf mußte sich setzen. „So war's auf meinen Tod abgesehen?" „Und auf Ihr Erbe," sagte der Justitiar. „Halten Sie mir aber das Instrument ja in Ehren; hören Sie, was der Herr Baron und Paulinchen ihm zu danken haben. Wie Sie bereits mit

Ihren beiden guten Freunden im Handgemenge waren, will der Helfershelfer eben an dem eisernen Kreuze einen weißgekleideten Engel beobachtet haben, wie er, über die Klippen des Felsens herabgebogen, die Hand drohend gegen ihn ausgestreckt. Es sei alles dunkel gewesen, nur das Gewand des Engels habe gestrahlt wie ein Blitz. Rebbel habe gelacht, wie er ihm gesagt, was er erblickt, und habe ihm, da er geflohen, nachgeflucht. Sie waren Herr über den Rebbel geworden; wie er vor Ihnen niedergesunken dagelegen, will auch er die Erscheinung beobachtet haben und vor Schrecken darüber in Ohnmacht gesunken sein. Wieder zur Besinnung gekommen, will er die glänzende drohende Gestalt überall gesehen haben, wohin er auch die Augen wenden mochte. Wie er in seiner Angst Entschlüsse der Besserung gefaßt, sei das Bild immer bleicher geworden und fast verschwunden, habe aber bei jedem Rückfall in sein voriges Wesen wieder an Glanz zugenommen und endlich blutigrot und entsetzlich selbst vor seinen geschlossenen Augen gestanden. So hat sich abermal gezeigt, wie leicht der Unglaube dem Aberglauben zur Beute wird. Rebbel ist ein ganz anderer geworden. Seine Bekannten erkennen ihn kaum mehr. Hat nun gerade der aufgehende Mond auf das eiserne Kreuz geschienen — weiß Gott, welch natürliche Ursache das böse Gewissen in einen Engel umgedichtet hat."

„Ich weiß," sagte der Graf, indem er Paulinen wie ein Seliger in die fröhlichen Augen sah, „ich weiß, wer mein Engel war und es ewig bleiben wird. Paulinchen hielt sich gerade an dem Kreuz, um hinabzusehen, wer das bedrohliche Geräusch in den Büschen unten mache. Sie war weiß gekleidet, und der Vollmond kam gerade drüben herauf. Hast du mir nicht erzählt, daß, wie du dich vorgebückt, unten eine Stimme mit dem Ausdrucke des Entsetzens ausgerufen: „Alle guten Geister!" und gleich darauf ein Mensch eiligen Trittes den Abhang hinabgerannt sei nach der Straße zu?" Pauline bejahte, und Herr Scheibe sagte: „Wie sich dergleichen zuweilen fügen muß! Nun, die besten Früchte hat diese Täuschung getragen, denn der saubere Herr Rebbel oder, wie er eigentlich heißt, Leber hat noch ganz andere Dinge gebeichtet."

„Ahnt' ich's doch, Rebbel und Leber wären einer und derselbe!" rief der Baron, und auf seinem Gesichte waren all die Hoffnungen zu lesen, die diese Nachricht in ihm neu belebt hatte.

14.

Herr Scheibe erzählte nun, wie Leber gebeichtet habe, daß er vor achtzehn Jahren die Geliebte des Barons mit Vorwissen des alten Herrn durch die unsinnigsten Drohungen erschreckt und sie endlich dahin gebracht habe, ihre Heimat zu verlassen. Hier habe er ihr nun auf Befehl des alten Barons in dem versteckten Triebischgrund, der damals noch gar nicht besucht worden sei, die Klausmühle gekauft und sie auf die Hostie schwören lassen, versteckt zu leben und nie jemand, auch nicht ihre Tochter, erfahren zu lassen, wo und in welchen Verhältnissen sie früher gelebt habe. Damit er seinen Zweck um so gewisser erreiche, habe er ihr den tauben Nickel und die stumme Magd zugegeben.

Meerschaum, von dem er Verrat gefürchtet, habe er, da er von seiner Herrin nicht zu trennen war, erschießen wollen. Nachdem er ihn ungeschickter Weise gefehlt, sei der Hund auf einmal verschwunden gewesen; wie er aber Jahre nachher sich in die Gegend gewandt, habe er ihn wieder hier gefunden. Die gewesene Braut des Grafen aber, die dem Baron als Röschens Kind übergeben worden, sei seine eigene Tochter, von einem Mädchen in jener Gegend, die es heimlich habe geboren gehabt.

Schon seit fünf Jahren wisse sie, daß sie nicht die Tochter des Barons sei. Mit ihrem Bräutigam habe er die ganze Entführungsgeschichte und den Mordplan auf den Grafen ausgesponnen. Nun sei aber gegen seine eigene Tochter Neid in ihm entbrannt, daß sie des reichen Barons und des reicheren Grafen Erbin werden sollte. Deshalb habe er sich um Paulinen beworben. Sei er einmal ihr Mann gewesen, dann hätte er dem Baron eröffnet, Pauline sei seine Tochter, um jener wenigstens des Barons Vermögen abzulisten. Mit Vorsicht habe er alle diese Pläne angelegt — ob sie aber überhaupt auszuführen, darüber sei er sich noch nicht klar geworden; der Neid sei

so mächtig in ihm gewesen, daß diese Pläne wie Fieberbilder ihn Tag und Nacht beherrscht und nicht zu ruhiger Besinnung hätten kommen lassen. Das sei nun alles vorbei; er bereue es schmerzlich und sei ernstlich entschlossen, sich zu bessern. Daß aber Pauline das Kind Röschens von dem Barone sei, das könne er und wolle er, seine Seele zu retten, beschwören.

Jetzt ließ sich das Rasseln eines Wagens draußen vernehmen. Der Graf sagte zu Paulinen, die noch in den Armen ihres seligen Vaters lag: „Der Herr Pastor zu St. Afra wartet auf uns." Aus einer Schachtel nahm er nun einen herrlich grünen Myrtenkranz und setzte ihr ihn auf das blonde Köpfchen — „Vorausgesetzt," sagte er, „daß du noch meine Gräfin werden willst." Ihre rechte Hand hielt der Graf, ihre linke der Baron; sie senkte erglühend ihr Gesichtchen, dann hob sie es gegen den Grafen und fragte leise, halb zutraulich, halb ängstlich: „Und Nickel, Hanne und Meerschaum?" „Wir bleiben alle beisammen!" sagte der Graf. „Wo das Buschbad steht, bauen wir ein schönes Schloß, das bewohnen wir mit deinem Vater. Nickel soll die Mühle haben für seine treuen Dienste und will — ich habe schon mit ihm gesprochen — die Hanne zu seiner Frau Müllerin machen, wenn sie ihn will — und sie will ihn. Meerschaum aber bekommt ein Schlößchen vor unserm Schloß und die besten Bissen für seine alten Tage. Die Mühle ist ganz nahe an unserm Schlosse, und du kannst das alte Paar sehen, sooft, und ihnen bringen und schicken, was du nur immer willst."

Wie der Zug fortging, vier schwarze Hengste brausend vor dem Wagen, in welchem das glückliche Paar mit dem glücklichern Vater durch das herrliche Triebischtal nach St. Afra fuhr, war's Paulinen, als ging' es stracks in den Himmel hinein. Nun sind es acht Tage, daß sie getraut wurden. Meerschaum fuhr mit im Wagen; der alte Mühlknappe aber hielt die schluchzende Hanne bei der Hand. Nachdem er lange in Gedanken dem Wagen nachgesehen, wischt' er sich die Freudentränen mit dem Hemdärmel aus dem Gesicht und sagte: „Anno siebzehnhundertundachtzig oder dort herum, da haben sie den letzten in Frankfurt gekrönt."

Das Märchen vom toten Kinde

1845?

Weit von hier liegt ein Tal, so schön, daß man gar nichts Schöneres sehen kann, versteckt von hohen waldigen Bergen und abgeschieden von der Welt wie ein demütiges gottvolles Herz. Heute zwar war es belebt genug. Ein bunter Schwarm von Knechten und Mägden hatte das Tal mit frühestem erobert und erfüllte es mit frohem Lärmen. Dort hatte man das Gras erst gehauen, hier stand das Heu bereits aufgeschobert; dort kamen schon die Wagen, das gestern gehauene in die Scheuer zu bringen. Da floß Schweiß, da stieg Duft, und mit den fröhlichen Stimmen der Heuer wettkämpften die Vögel auf den Erlen und Weiden, die dem Bächlein in zwei grünen Reihen rauschend und nickend durch das ganze Tal hin das Geleit gaben.

Just auf der Grenze, die die Fluren zweier nahgelegenen Dörfer, quer über das Tal hinüberlaufend, teilte, sah etwas Weißes wie eine große Blume aus dem Grünen. Hans, der mit seiner Frau zunächst daran beschäftigt war, hieb aus Neugier noch um eins so emsig in das Gras. Er glaubte etwas zu finden, was die Mühe des Aufhebens lohnen werde. Hätt' er vorher gewußt, es sei nichts als das weiße Kleidchen eines toten Kindes, er hätte sich nicht so über seine Weise angestrengt. Gefunden aber war es nun, und der Fund, an dem nichts zu gewinnen war, wurde nicht verschwiegen. Einige Minuten, und das ganze schwitzende Volk der Heuer umstand neugierig das tote Kind. Es war ein Mädchen, etwa acht Jahre alt, von wunderbar zarter Schönheit. Man konnte glauben, es sei der Geist des schönen Tales, der hier den heißen Mittag verschlummere. Die Händchen hatt' es über die Brust gefaltet; so lag es auf dem Rücken; die hohen Grashalme und Wiesenblumen bogen ihre Spitzen und Kelche so nah auf das zarte Gesichtchen herab, als müßten sie durchaus er-

fahren, ob das Kind wirklich tot sei oder nur schlafe. Nun bogen sich auch soviel Menschengesichter nach dem Kinde hernieder; aber es war nur stumpfe Neugier, die aus den Gesichtern schaute.

Jetzt trat einer näher, kratzte sich am Kopf, pochte die Pfeife aus und rief mit einem derben Fluche, ich weiß nicht, was ihm geschehen solle, wenn das nicht das Kind des Steigers sei. Der Steiger aber war früher Besitzer des größten Gutes in der Nähe gewesen und ein steinreicher Mann, was aber mehr sagen will, der Wohltäter der Armut aus der ganzen Gegend und ein Mann, der ohne Eigennutz stets das allgemeine Beste förderte.

Der Schulz von Birkenhain, der der Dümmste nicht war, rief einige Bauern von seiner Gemeinde herbei und sagte, seine Meinung sei, ihre Gemeinde begrabe das Kind mit Glockengeläut, Gesang und Predigt, so feierlich, als man nur jemand begraben könne. Der Steiger werde, wenn er es erfahre, gewiß kein Schuldner bleiben, und sie könnten sich auf eine ansehnliche Belohnung Rechnung machen. Die Bauern waren gewohnt zu tun, was der Herr Schultheiß für geraten fand; aber die Birkentaler Gemeinde war nicht dümmer als ihre Nachbarn von der anderen Talhälfte. Da nun aber beide, die Birkentaler wie die Birkenhainer, ebenso hartnäckig waren als klug und überdies der Neid im gegenwärtigen Falle an der uralten Eifersucht der Grenznachbaren einen starken Bundesgenossen fand, so konnte es nicht fehlen, daß kein Teil nachgeben und die gehoffte Belohnung dem andern überlassen wollte.

Zunächst lag es, daß diejenige von beiden Gemeinden im Recht war, auf deren Grund und Boden die kleine Leiche lag. Aber man fand, daß die Grenze das Körperchen just so in der Mitte zwischen Scheitel und Zehen durchschnitt, als wenn jemand das Kind so dahingelegt hätte, wie es lag. Und es wäre, da die Gemüter durch Rede und Gegenrede sich immer mehr erhitzten, der zweifelhafte Fall ohne Zweifel der schlagenden Beweiskraft der Fäuste anheimgefallen, wäre nicht eben noch zur rechten Zeit ein anderer Bauer hinzugetreten, der zu erzählen begann, wie der Steiger gar nicht mehr der Mann sei, der er gewesen. Er selbst, nämlich der Bauer, habe ihn, den Steiger,

nur vor einem Vierteljahr noch gesehen, da sei er einige Meilen weiter ins Reich von Tür zu Tür als Bettler gegangen. Nun sei er gestorben, und die Gemeinde, die ihn aus Mitleid zuletzt beherbergt, sei gezwungen worden, ihn zu begraben, weil er gar nichts hinter sich gelassen. Mit dem Kinde des Steigers aber, welches sie heute gefunden, werde ein Ähnliches geschehen, da es keine Heimat auf Erden habe, sondern auf dem Meere geboren sei. Das sei geschehen, wie der Steiger und seine Frau vor acht Jahren auf der Rückreise von Amerika begriffen gewesen seien. Er habe das oft vom Steiger selbst gehört.

Auf diese Rede senkten die Schulzen beide die Ohren. Nun galt es, sich geschickt zurückziehen. Der Schultheiß von Birkenhain griff nach dem hölzernen Kamm in seinen Haaren, zog ihn einmal über den Kopf hin; dann ließ er den Arm sinken, machte ein treuherzig-freundlich Gesicht und sagte: „Nachbar Schultheiß, ich sehe ein, daß ich unrecht habe. Aus Eurer Gemeinde hat einer das Kind gefunden; Euch kann es niemand streitig machen.“ Aber der Schultheiß von Birkental gab seinem Kollegen nun an Großmut so wenig nach als vorher an Hartnäckigkeit. Er sagte: „Das Finden war das wenigste. Bloßer Zufall. Ein Hund konnt' es finden, dazu braucht' es keinen Menschen. Aber Ihr kamt zuerst auf den Gedanken, es zu begraben. Es ist nicht mehr denn billig, daß wir zurücktreten.“

Da der Schultheiß von Birkental nach diesen Worten sich wandte, um zu gehen, sah der von Birkenhain ein, das Kind werde seiner Kommune zur Last bleiben, wenn er schweige und solchergestalt die Worte seines Kollegen zu genehmigen scheine. Er hielt es für das Beste, die Sache von den Gemeinden hinwegzuspielen und einem einzelnen aufzubürden, der eher würde nachgeben müssen. So rief er denn so hastig und laut, als er konnte, damit er von dem Gehenden noch vernommen würde: „Was streiten wir uns? Da ist ja der Peter von Birkental, des Steigers alter Freund und Gevatter. Der läßt sich's nicht nehmen, darauf wett' ich.“

Der Peter schien ein jähzorniger Mann zu sein. Er fuhr herum wie ein bissiger Dachs und rannte, daß er fast über die Rechen hin-

überfiel, die die andern Heuer noch in den Händen hielten, bis er dicht vor dem Schultheiß von Birkenhain stand. Nun schlug er die Arme unter und stotterte und schrie: „Was soll ich? Was hab' ich? Was muß ich? Donnerwetter! Hab' ich den Steiger beerbt? Hat er mir einen Pfennig geschenkt? Hab' ich nicht einen Patenbrief gegeben, wie ich sein Gevatter war? Bin ich dem Steiger was schuldig oder sonst wem?"

„Recht so, Peter!" riefen dem Redner seine Nachbarn zu, die im Eifer ihres Herzens ihm unwillkürlich Stellung und Gebärden nachahmten und so dicht um den Schultheiß von Birkenhain herumstanden, daß dieser zu schwitzen begann. Er holte tief Atem und sagte dann: „Mir ist alles recht. Schreit mich nur nicht so an!"

Bei diesen Worten ihres Schultheißen brachen dagegen die Birkenhainer in ein lautes Murren aus, und der Schultheiß schwitzte noch mehr, da er merkte, daß er in Gefahr war, zwischen zwei Feuer zu kommen. Er wußte nicht, was er sagen sollte. Aus dieser Verlegenheit half ihm der zornige Peter, indem er schreiend und stotternd begann: „Hat er mir eine Schule bauen lassen? der Steiger? Hat er mir den Felsen wegsprengen lassen im Maienfurter Wege? der Steiger? Hat er mir achthundert Taler geborgt? der Steiger? Ohne Zinsen, damit ich meine Glocken umschmelzen konnte? der Steiger? Und die Orgel reparieren? der Steiger? He? Wilm? der Steiger? Zum Guckguck! der Steiger? Wie? der Steiger?"

Peter ging vor Alteration Atem und Pfeife aus. Der Schultheiß von Birkenhain aber hatte seinen Mut wiedergefunden; denn er hatte unterdes gezählt und herausbekommen, daß die gegenwärtigen Birkenhainer die Birkentaler um ein Drittel überwogen, gar nicht gerechnet, daß unter den Birkenhainern der dicke Küfer war, der wohl allein zehn Mann auf sich genommen hätte! Mit dieser seiner Kraft, die nun die Kraft von wenigstens fünfzehn starken Männern war, stand die Stimme möglichst im Gleichgewicht, mit welcher der gute Schultheiß nun den Peter anfuhr: „Hat er mir's gebaut? He? Hat er mir's gesprengt? He? Hat er mir's geborgt? He? Ohne Zinsen? He? Hat er mir's repariert? He? Zum Guckguck? He? Bin ich die

Gemeinde? He? Heiß' ich Birkenhain? He? Hat er mir's getan oder der Gemeinde? He? Und wem hat er die neue Straße gebaut und die Kirschallee angelegt? He? Wem hat er das dumme Zeug von gemeinnützigen Büchern angeschafft zu lesen? He? Wem hat er die Baumschule geschenkt? He? Wem hat er tausend Taler geschenkt, wovon die Zinsen der Schulmeister bekommen soll zu seinem schlechten Dienst? He? Als euch! He? Den Birkentalern? He? He? He? He?"

So war die Sache abermals ein Streit der Kommunen geworden. Der Schultheiß von Birkenhain schwieg erschöpft, Peter hatte noch keinen rechten Atem. Nun wirkte im Schultheißen von Birkental ein alter Groll. Er sagte: „Bei den Kommunen hebt sich's, was der Steiger getan hat. Da hat keine der andern vorzuwerfen. Nun sind aber einzelne vorhanden, an denen der Steiger es verdient hat, daß sie sein Kind begraben. So zum Exempel der Dittmann, dem der Steiger die Fuhren umsonst getan hat, wie er abgebrannt war, und die Steine geschenkt aus seinem Bruch und das Holz aus seinem Busch und noch überdies mit Geld geholfen, so daß man sagen kann, der Steiger hat's ihm gebaut, das Haus. Nun mein' ich absolut, daß der Dittmann erschrecklich undankbar ist, wenn er nicht das Kind begräbt."

Der Dittmann war Peters reines Gegenteil. Er war die Ruhe selbst. Er schlug seine Hände langsam über seinem Bauch zusammen und sagte in seiner bequemen Weise — und die war so bequem, daß er aus Bequemlichkeit kein R richtig aussprach, sondern allemal, wo es vorkam, ein mattes Mittelding von U und W hören ließ —: „Was das vor Sachen sein! Ich sage aber weiter nichts als: ich tu's nicht! und da verlier' ich kein Wort weiter, denn ich tu's nicht! Das sollte mir gehen wie mit dem Weg an meiner Scheune vorbei, aber ich tu's nicht! Sagt der Amtshauptmann: ‚Ihr habt den Weg bis jetzt gebessert, nun könnt Ihr ihn fortbessern.' Was? Da sollte wieder ein Recht draus werden? Aber ich tu's nicht! Wenn einer da in der Umgegend einen toten Balg fände, sollt' ich's allemal begraben? Aber ich tu's nicht! Und zwingen kann mich kein Guckguck, denn ich tu's nicht! Warum sollt' ich's und der Röser nicht? Der dem Steiger sein

ganzes Gütchen zu danken hat? Ich hab's nicht nötig, denn ich tu's nicht!"

Alle Blicke wandten sich von Dittmann zu dem dicken Röser, der wie ein Riese dastand unter den andern. „Der muß! Freilich! Wer sonst?" murmelten die Birkentaler, mit den Köpfen nickend und die Rechen aufstampfend, indem einer dem andern Mut machte, so daß das Murmeln allmählich zu bestimmt ausgesprochener Rede wurde.

Der dicke Röser aber schlug die braungebrannten, haarigen, ungeheuren Hände mit hülfloser Gebärde zusammen. Dann sah er mit wehmütigen Blicken von einem zu dem andern, wie eben bald dieser, bald jener sprach. Dann sagte er mit einer Stimme, die so hoch und dünn klang, daß man glaubte, einen Knaben von zehn Jahren reden zu hören, und mit einem Ton, der in seiner Weinerlichkeit besser zu des Mannes Stimme paßte als zu seiner Gestalt: „Na, wenn keiner weiß, wer herhalten soll, schwups geht's auf den Röserfritze." Es war, als wollte die Stimme nicht aus der Riesengestalt heraus und die ununterbrochene rudernde Bewegung, die er mit den Händen machte, zuweilen selbst mit den Beinen, müßte sie gewaltsam herauspressen. „Ich schwacher Mann in meiner Armut! Und das liebe Brot ist so teuer! Lieber Gott! Und die Abgaben! Da heißt's: ‚Gebt her' und nur immer: ‚Gebt her'. Lieber Gott! Wenn ich's tun wollte, klaps wär' der Exequierer da und sagte: ‚Wenn Ihr aller Leute Kinder begraben könnt, könnt Ihr auch mehr Steuern geben.' Ja, wenn der Steiger noch ein reicher Mann wäre, wups begrüb' ich's. Wenn man aber einem Lumpen einen Gefallen erweist, hat man nur Schererei davon. Nun kommt alles und will haben, da kommen die Gerichte und schwaps —"

„Aber warum sagt Ihr nicht Schnaps?" sagte der Birkentaler Schneider, nachdem er schnellen Schrittes vom Röser hinweg und hinter eine Gruppe Birkentaler getreten war. In diesen Worten mußte eine Anzüglichkeit liegen, denn alle, selbst die Birkenhainer, lachten laut auf.

Röser aber schmerzte der Stich so empfindlich, daß er zu weinen begann, was seinem dicken Gesicht wunderlich genug anstand. „Wenn

man", sagte er während des Weinens, „eine Frau und vier Kinder hat und nicht zuweilen einen soll trinken können, da hört's auf mit der Welt! Aber dem Schneider schlag' ich Arme und Beine entzwei; er wird mir schon einmal begegnen, wo wir allein sind."

Die letzten Worte hatte der dicke Röser nicht etwa mit zornigem Ausdruck in Stimme und Gebärde gesprochen, sondern hülflos weinend wie ein Kind; dennoch machten die Birkentaler Raum um ihn und waren plötzlich so ernsthaft, als wär' es keinem von ihnen eingefallen, nur das Gesicht zum Lachen zu verziehen. Vielleicht, daß sie Rösers Natur kannten und wußten, daß bei ihm dem Gewitterregen unerwartet schnell das Einschlagen folge.

Und wer weiß, was geschehen wäre, wenn nicht eben zwei Herren herzugetreten wären, die, auf einer Landpartie von der benachbarten Stadt aus nach Birkenwalde begriffen, mit anderen Bekannten, Herren und Damen, durch das Tal dahergekommen waren. Ihre Begleiter und Begleiterinnen verfolgten ihren Weg; die beiden Herren aber blieben bei den Bauern stehen und erkundigten sich, was es hier gebe.

Es waren aber diese beiden Herren weitberühmte Advokaten aus der Stadt. Der eine, Herr Doktor Fuselius, war entsetzlich lang und hager, lang wie die Prozesse, die er führte, dünn wie die Geldbeutel, die er schnürte, blaß und zusammengefallen wie seine Klienten nach endlich geendigtem Prozeß. Der andere dagegen, der Justizrat Herdamit, war ein kleiner, wohlbeleibter, ungemein lebendiger Mann mit einer weißkupfernen Brille, die er unaufhörlich rückte, so daß sie ihm bald an der Stirne, bald auf der Nasenspitze saß. Die rechte Hand pflegte er von Zeit zu Zeit wie abwehrend vor sich hinzustrecken, als wär' er eine lebendige rechtliche Verwahrung. Was er oft uneigentlich mit seinen Klienten vornahm, das hatte im eigentlichsten Sinne die Natur mit ihm vorgenommen: er hatte Haare lassen müssen, und da er zu sparsam war, sich eine Perücke anzuschaffen, wie sein Herr Kollege Fuselius längst getan, so zeigte er, sooft er den Hut abnahm, eine Glorie, auf die er eben nicht stolz war.

So waren die beiden Herren beschaffen, die sich zu den Bauern

gesellt und durch geschickte Kreuz- und Querfragen bald herausbekommen hatten, um was es sich hier handle. Beide spürten, daß hier etwas zu machen sei, und nahmen sich innerlich vor, den Platz nicht eher zu verlassen, bis ein Handel eingeleitet sei, der die Bauern etwas leichter und sie etwas schwerer mache.

Herr Doktor Fuselius lächelte mitleidig, drauf nahm er seinen Spazierstock wie ein musikalisches Instrument an den Mund und fingerte mit beiden Händen daran herum, indem er die Augen schloß, etwa wie es ein Klarinettenvirtuose tut, wenn er auf seinem Instrumente phantasiert. Darin unterbrach er sich plötzlich, indem er mit krähender Stimme die Worte herausstieß: „Die müssen's, die Birkentaler mein' ich, wenn ihr Grütze habt, ich meine in eurem Kopfe. Liegt ganz auf der Hand, läßt sich greifen, ich meine, wenn ihr nicht vernagelt seid."

Nachdem er dies alles schnell nacheinander herausgestoßen, schloß er wiederum die Augen und fingerte an seinem Stocke herum, bis er sich von neuem in diesem geistreichen Spiel unterbrach.

„Weiß, habt einen Prozeß verloren, ich meine gegen die Birkentaler — habt — ja, wegen der Grenze. Hundert — waren's nicht?"

„Hundertvier Taler hat die Geschichte der Kommune gekostet!" sagte der Schultheiß von Birkenhain, und die Erinnerung daran fuhr ihm auf einer Gänsehaut über den Rücken.

Herr Doktor Fuselius phantasierte Sturm und Sieg auf seinem spanischen Rohr; die langen magern Finger trommelten hörbar daran herum. Dann brach er plötzlich los: „Eben darum! Sollen's auch! Ich meine —" er machte die Pantomime des Geldzählens.

„Was? Könnt nicht verlieren. Ich meine, den Prozeß. Kann nichts klarer sein. Objectum: Begräbniskosten. Wer soll's begraben? Auf wessen territorio — Aber ich meine — versteht kein Deutsch — ich meine: Auf wessen Grund und Boden der Aufgehobene gefunden. Nun kann man einen hinwegtragen auf anderer Leute Grund und Boden, gilt aber nichts, wenn Cajus probationem beibringen kann, ich meine, wenn darzutun ist, daß Aufgehobener vorher auf Sempronii Acker und Wiese gelegen und nach vollständiger Aushauchung der

Seele durch Sempronium Cajo zur Last auf dessen Acker oder Wiese gebracht worden."

Hier hielt er inne, indem er die Birkenhainer der Reihe nach mit halbzugekniffenen Augen wie fragend scharf ansah.

Die Birkenhainer wußten den Teufel von Cajus und Sempronius. Sie drehten, verlegen dem scharfen Blick des Doktors ausweichend, an Pfeife und Rechen herum; nur der Schultheiß machte von Amts wegen ein pfiffiges Gesicht. Der Doktor aber ergriff mit der ihm eigenen Plötzlichkeit den Faden seiner Rede also wieder: „Nun sind zwar etliche indicia nicht vorhanden, daß aufgehobener cadaver vom Ort des Sterbens hinweg und an einen andern Ort gebracht worden. Gleichwohl ist luce clarius, daß Aufgehobener nicht mehr an dem Orte, da der Tod ihm angekommen. Freilich scheinet der Hauptteil des Leibes diesseitige Grenze zu tangieren. Ist aber eben dies ein argumentum pro, denn nicht vorauszusetzen ist, daß Aufgehobener auf Birkenhainer territorio auf dem Kopfe stehend verstorben und sodann die Füße auf gegnerisches Gebiet gefallen, sondern daß er, da apoplexia seinem Leben ein Ende gemacht, mit seinen Füßen auf jenseitigem territorio gestanden und alsdann mit dem obern Teile seines Leibes auf diesseitiges herübergesunken. Daß Aufgehobener aber stehend verstorben, schließe daraus, daß selbiger nicht einen Halm mit den Händen versehrt, obgleich die Hände im dichten Gras liegen; sintemal nemini ignotum, daß Sterbende krampfhaft mit den Händen um sich zu greifen pflegen. Mein' ich also, daß Kommune Birkenhain entsetzlich dumm sein muß, wenn sie durch Begräbnis des Kindes Kommune Birkental zu bereichern denkt."

Auf solche Weise ließ Herr Doktor Fuselius seiner Beredsamkeit noch eine gute Weile den Zügel, bis er die Kommune nicht sowohl durch seine Worte als durch den Ton innerlicher eigener Überzeugung und entsprechende energische Gebärden dahin gebracht hatte, wo er sie haben wollte. Es ist unglaublich, was solcher Ton und solche Gesten über Bauergemüter vermögen, besonders wenn ein alter Groll ihnen zu Hülfe kommt. Bei den Birkentalern aber war es dem Herrn Justizrat so gut gelungen als dem Doktor bei den Birkenhainern.

Er hatte ihnen mit gleicher Spitzfindigkeit bewiesen, daß, da das Kind nur mit den Füßen auf ihrer Grenze liege, es eigentlich gar nicht auf ihrer Grenze liege, weil Kopf und Brust der eigentliche Mensch seien und die Extremitäten nur als Zugabe und gewissermaßen als unwesentliche Teile des Menschen anzusehen, da ein Mensch nicht nur nach verlorenen Extremitäten noch lebe, ja sogar ohne dieselben geboren werde, ohne daß jemand rechtlich von ihm behaupten könne, er sei kein Mensch.

Drauf instruierten beide ihre Klienten, wie sie die Aufhebung des Kindes durch das Gericht ruhig abzuwarten und gegen die Zumutung, dasselbe zu begraben, zu protestieren hätten, von der Geschicklichkeit ihrer Anwälte aber das Beste erwarten sollten.

Die Sache schien hinlänglich eingeleitet, und die beiden Herren Advokaten setzten ihren Stab weiter, legten aber erst ein gutes Stück Weges unter gravitätischem Schweigen zurück, eh' sie ihr Vergnügen über das gelungene Stückchen, ihren Hohn über die Dummheit der Bauern und ihren Plan, diese gehörig und systematisch zu rupfen, in munterm Zwiesprach abzuhandeln wagten. Noch eh' sie Birkenwalde erreicht hatten, waren sie übereingekommen, auf Abschlag des so glücklich angesponnenen Handels zuvörderst eine Flasche Wein zu trinken und schließlich für den Nachhauseweg einen bequemen Wagen zu mieten.

Aber die Herren Icti hatten, wie man zu sagen pflegt, ihre Rechnung ohne den Wirt gemacht. Noch während beide ihre Beredsamkeit spielen ließen, hatte Hans, der Finder des toten Kindes, seine würdige Lebensgefährtin beiseitegezogen und ihr ins Ohr geraunt: „Else, das mag sein, wie's will, aber ich denke, wir begraben's." Else entgegnete mit weit bestimmterem Tone, als der ihres Eheherrn war: „Hans, das mag sein, wie's will, aber ich denke, du bist ein dummer Esel. Anderer Leute Bälge begraben, das fehlte noch! Hat uns einer ein Kind begraben?" „Na," sagte Hans mit einem Seufzer, „dafür leben sie auch noch alle. Aber du wirst noch so laut werden, daß alle nach uns sehn."

Else übersah die Versammlung mit einem geringschätzigen Blick und entgegnete: „Ich frage den Henker nach dem Volke. Sie sollten mir nur kommen. Ich wollte jedem was sagen —"

„Aber, herzliebe Else," bat Hans, „wenn du mich nur anhörtest. Morgen könnten wir just einen Dukaten reicher sein, ja, was denn? vier Dukaten wenigstens, wenn du nur Vernunft annähmst. Verstehst du, Else? Morgen könntest du zwei Kühe im Stall haben statt einer."

Else sah ihren Gemahl an, als wollte sie sagen: „Du — du wärst mir der Mann dazu, uns reicher zu machen!" Aber der Gegenstand hatte denn doch zuviel Interesse, als daß sie den Redner hätte unterbrechen mögen. Der fuhr also fort: „Höre nur, wie ich vorhin stehe und das Kind angaffe, da kommt just ein Lüftchen daher und hebt ihm den Kragen just so weit, daß ich drunter schauen konnte. Schwenzelenze seh' ich da eine goldene Kette und einen Dukaten dran von purem gelbem Gold. Wie? Wenn wir sagten, wir wollten's begraben? Der Pfarrer müßt's ohne Gebühren tun —" Hier brach Else in ein Gelächter aus. „Der Pfarrer?" lachte sie, „unser Pfarrer? ohne Gebühren? Wenn's mit deinem Goldstück nicht gewisser ist —"

Hans sah sie einen Augenblick ungewiß an. „So sollt' ihn doch der —!" sagt' er. „Hat er sich nicht den dicken Bauch an des Steigers Tische angefressen? Hat ihm nicht der Steiger die Scheune gebaut und nicht eher geruht, bis der Dienst verbessert war? Predigt er nicht Sonntag für Sonntag von der Mildtätigkeit?"

„Freilich," warf Else ein, „weil ihm die Leute nicht Butter, Eier, Hühner und Gänse genug ins Haus tragen." „Gut," sagte Hans resigniert, „tut er's nicht umsonst, so bezahlen wir's. Es bleibt immer noch was übrig." Hans war noch nicht am Ende seiner Rede, Else aber unterbrach ihn ungeduldig: „Plaudre nur zu, alter Plaudermatz, bis ein anderer das Goldstück sieht! Wärst du ein Mann, so gingst du den Augenblick hin und sagtest: ‚Ich begrab's und damit Holla!'"

Hans leuchtete ein, daß Else nicht unklug geredet. Jeden Augenblick konnte ein Lüftchen den Kragen wieder in die Höhe heben. Er

nahm sich daher keine Zeit zu einer Entgegnung, sondern wandte sich stracklich gegen die Bauern, die noch immer das Kind umstanden. Er sei zwar arm, sagt' er, aber das Kind daure ihn, und der Steiger sei doch ein zu braver Mann gewesen. Die Bauern umher verwunderten sich alle über die Hast, mit der Hans sich bereit erklärte, die kleine Leiche zu begraben. Wenn er diese Tat der Barmherzigkeit üben wollte, konnte man ihn freilich daran nicht hindern. Aber sie schüttelten die Köpfe und brummten untereinander, Hans müsse doch so arm nicht sein, wenn er fremder Leute Kinder begrabe, die ihn so wenig angingen als irgendeinen andern. Wenn er wieder einmal um Unterstützung bitte, so werde man wissen, was man darauf zu erwidern habe. Die reichern Bauern ärgerten sich, daß der arme Hans etwas tun wollte, was sie nicht zu tun sich getrauten. Die Scheinheiligen darunter kränkte es, daß er sie beschämte. Die Ärmeren endlich empfanden Neid, weil sie einzusehen glaubten, daß Hans doch nicht so arm sein müsse, als er vorgebe, um Unterstützungen zu erschnappen, die außerdem ihnen zuteil geworden wären. Hans aber vergaß über dem Goldstück, welches sein werden sollte, daß er's mit den Nachbarn verdorben hatte. Und obgleich jeder, ohne zu zögern, sich wieder an sein Geschäft begab, ihm währte es entsetzlich lang, bis er und Else wieder allein waren mit seinem Fund.

Kaum aber waren sie's, als Hans unter dem Vorwande, den kleinen Körper mit Gras bedecken zu wollen, daran ging, demselben die Kette abzunehmen. Denn jeden Augenblick konnten die Gerichte kommen, die nun das Kleinod durchaus nicht finden durften. Hans zitterte vor Freude, daß das glänzende wertvolle Stück nun sein werden sollte, und zugleich vor Angst, daß jemand bemerken könne, was er tue, und dann halbpart verlangen, so sehr, daß — und nun erhob noch auf den nahen Erlen ein Rabe sein Geschrei, daß er zusammenfuhr wie ein Dieb, der unvermutet einen Galgen sieht — er brachte das Werk nicht zustande. Seine Vollendung war für Elsens Hände aufbehalten, die es damit nicht bewandt sein ließ. Sie durchsuchte das ganze Gewand des Leichnams und diesen selber mit einer Seelenruhe, die einem alten Anatomen Ehre gemacht haben würde.

Dabei ließ sie es nicht an Spottreden über die Nervenschwäche ihres Herrn Gemahls fehlen, die dieser aber überhörte, weil sein ganzes Leben in seine Augen getreten war, mit denen er gierig ihren Händen folgte.

Endlich sagt' er: „Es ist doch eine sonderbare Geschichte um solch einen toten Leichnam, der erst lebendig gewesen ist wie wir. Denn ebensogut könnte ich oder du so tot daliegen und jemand an einem herumsuchen, ohne daß man es fühlt."

„Dummes Zeug!" lachte Else; „jetzt geht's zum Pfarrer und von dem geradezu zum Goldschmied in der Stadt. Es ist nichts, wenn man solche Sachen erst lange liegen läßt. Und eh' ich's begrabe, muß ich erst wissen, was das Ding da wert ist."

So begab sich das würdige Ehepaar denn auf den Weg. Sie gingen einen Wiesensteig, der sich lang neben dem Bache hinschlängelt, dann aber plötzlich davon ab- und einem Busche zuführt. Der Himmel hatte sich umzogen, aber nur mit flockigem lockerm Gewölk. Die Sonne brannte nicht mehr so heiß auf. Dazu hatte sich ein Lüftchen erhoben von erquickender Kühle und rauschte wunderbar-heimlich im Busch über den Häupten des eilig schreitenden Paares. Aber es war nicht die Lieblichkeit und Heimlichkeit des Plätzchens, dessen Einladung zur Ruhe sie folgten, als sie vom Wege ab tiefer im Busch schweigend und vorsichtig umsehend niederkauerten. Sondern sie fühlten sich nun erst sicher genug, das gefundene Kleinod beschauen zu dürfen. Eine braune Hand holte es unter dem zerrissenen Halstuche hervor; etwa zwei Minuten lang starrten vier gierige Augen darnach. Vier Hände wendeten es zitternd herum und wieder hinum. Gold ist ein wunderbar eigenes Ding für Menschen, die über den Mittag ihres Lebens hinaus sind und noch keins in der Nähe gesehn haben. Sie betrachteten es wie ein Hexending, das sich jeden Augenblick in ganz etwas anderes verwandeln kann, und da es nicht verschwand oder blaß wurde, sondern immer heller funkelte, brachen beide in ein behagliches Lachen aus. Aber sie erschraken über das eigne Lachen wie einer, der erwachend noch das letzte Wort hallen hört, das er im Schlaf gesprochen. Das goldene Ding verschwand wieder hinter dem zerrissenen Busen-

tuch, und den alten Ausdruck in den stumpfen Zügen verfolgte das edle Paar seinen Weg.

Sie hatten nicht weit zu gehen bis zum Pfarrhaus von Birkenwalde. Schon sah es mit seinem steinernen Giebel über den blühenden Holunder herab. Hans zog seinen Kamm durch die Haare, räusperte sich, rückte sich in seiner Jacke zurecht und nahm schon im Hausflur seine rätselfarbige Mütze ab. Else aber tat nichts dergleichen; indem sie den Gemahl schneller zu gehen antrieb, raunte sie ihm laut genug zu: „Ich täte nun auch Schuh' und Strümpfe ab. Dummes Zeug! Der Pfarrer ist ein Mensch wie wir. Er sollte nur einmal mit mir anbinden! Ich wollte ihm Dinge sagen, dem —"

Aber sie hatten bereits die Treppe passiert und standen vor der Tür der sogenannten Studierstube. Hans pochte ganz leise an. Else desto nachdrücklicher. Drinnen klang erst ein unentschiedener Ton, dann ein Herein, beides von einer überaus fetten Stimme. Hans zitterte an der Klinke herum; Else schob ihn beiseite und öffnete mit fester Hand; dann griff sie wieder nach Hansen, schob ihn durch die geöffnete Tür hinein, folgte ihm mit mutigem Schritt und schloß die Tür hinter sich mit Seelenruhe.

Der Herr Pfarrer ließ sich nicht irre machen. Vor sich auf dem Tische hatt' er einen feisten Rehbraten liegen, daneben lang und schmal geschnittene Stückchen Speck; in den Händen aber hielt er eine Spicknadel. Wir wissen nicht, ob der Herr Pastor von Birkenwalde der Arbeit des Bratenspickens sich wegen etwaiger Ungeschicklichkeit seiner Köchin oder aus Sorge, sie möge Speck unterschlagen oder unnütz verderben, oder ob er sich aus Neigung dieser Arbeit unterzog. Wir entscheiden uns für die letzte Meinung. Denn wir sehen, daß ihm vor Eifer die Brille bis auf die Nasenspitze herabgerutscht ist, durch welche er mit dem Braten liebäugelt wie mit einer Heißgeliebten. Die Zungenspitze, die zwischen den starken Lippen lüstern sichtbar wird, bewegt sich in Einstimmung mit der Spicknadel. Von Zeit zu Zeit muß er sein rotes feistes Gesicht vom Braten erheben, um die Flüssigkeit zu beseitigen, die ihm immer von neuem wieder im Munde zusammenläuft. Gehüllt ist er in einen ehemals feuer-

farbenen Schlafrock, den er der Hitze wegen so weit geöffnet hat, daß man bequem sehen kann, wie die schwarzen Beinkleider nicht durch Heben, sondern nur durch die gewaltige Stärke seines Leibes am Herabfallen gehindert werden. Seinem Rehbraten hat er einen Folianten, in Schweinsleder gebunden, untergelegt; die Bücher, die noch umherstanden und -lagen, trugen den Beweis ihrer nimmergestörten Ruhe in zolldicken Staubüberzügen. So war das sogenannte Studierzimmer des Herrn Pastors von Birkenwalde beschaffen und so der Herr Pastor selbst.

Der Herr Pastor aber ließ sich, wie schon gesagt, nicht stören. Er schob ein neues Stück Speck ein, indem er erst den unentschiedenen Ton, den er seinen Reden durch die fettverwachsene Stimmritze wie ein Bahnbrecher vorauszusenden gewohnt schien, und dann die Rede selbst, eine kurze Frage, was die eben Eingetretenen von ihm verlangten, hören ließ.

Hans war vor Schüchternheit und Respekt in sich selbst nicht daheim; dazu weckte der Anblick des Rehbratens Gedanken und Wünsche in ihm, die ihn noch mehr verwirrten. Else ergriff ihn von hinten bei der Jacke; da aber ihr kräftiges Rütteln den erwarteten Erfolg nicht hatte, trat sie selbst vor und sagte ohne eine Spur von Blödigkeit und Verlegenheit: „Der Herr Pfarrer nehmen's nicht ungütig, aber da ist mein Hans, der etwas anzubringen hat."

Der Pfarrer schüttelte sich die Brille zurecht, die er mit den fettbeschmierten Händen nicht anfassen durfte, und faßte das Ehepaar einen Augenblick ins Auge; denn noch hatt' er, in seiner Arbeit vertieft, nicht Muße gefunden, sich zu unterrichten, wer ihm die Ehre seines Besuches gönne. Daß es kein Anstandsbesuch sei, der ihm geworden, das hatt' er wohl an den plumpen Tritten und dem Klappern der grobgearbeiteten Schuhe erkannt.

Er räusperte sich erst nach gewohnter Weise, dann sagt' er: „Macht's kurz, Leute! Ich habe nicht viel Zeit."

Nachdem Hans nach dem dritten Worte stecken geblieben, nahm Else das Wort und erzählte, wie Hans und sie sich entschlossen hätten, ein Kind zu begraben, welches sie in Birkental tot gefunden.

Der Herr Pfarrer nahm die Spicknadel aus dem Munde und

sagte im Amtstone: „Kostet sechzehn Groschen Kurant. Wollt ihr eine Predigt dazu? Das „Hirschel" kostet einen Gulden, das „Löwel" einen Taler; ihr kennt die Taxe lang."

Diese Worte des Herrn Pastors machen eine Erklärung nötig. Es hatte, so lange als das Kirchspiel Birkenwalde des Herrn Pastors Magen als Seelenhirten sich erfreute, keiner aus dem Kirchspiele je eine andere Leichenpredigt gehört als eine über den Text: „Wie der Hirsch schreit nach frischem Wasser" und eine andere über: „Er geht umher wie ein brüllender Löwe und sucht, welchen er verschlinge". Der Schultheiß von Birkenwalde hatte sich dagegen aufgehalten. Der Herr Pfarrer aber hatte gesagt: „Was hilft's, immer Neues bringen, eh' das Alte verstanden ist? Der Mensch vergißt dann eins mit dem andern. Sowie ich sehe, daß eine von den beiden Predigten gehörig gefaßt worden ist, so daß sie lebendige Früchte tragen kann, sollt ihr eine neue dafür haben. Und nun will ich an dem Herrn Schultheiß selbst versuchen, ob er die Predigt in Saft und Blut gewandelt hat." Der Schultheiß aber, der während der Predigt zu schlafen pflegte, bestand das Examen so schlecht, daß er nie wieder wagte, dem Herrn Pastor etwas Ähnliches zu sagen. Dazu hatte die Sache auch das Gute, daß man vorher wußte, was man für sein Geld bekam. Gewöhnlich wurde das „Hirschel" bestellt; wer aber seinem Toten eine besondere Ehre antun wollte, bestellte das „Löwel".

Else aber entgegnete dem Herrn Pastor: „Da hirschelt sich's und löwelt sich's. Wo nichts ist, hat der Kaiser sein Recht verloren. Aber wir dachten, weil es dem Steiger sein Kind ist, mit dem der Herr Pastor so gut Freund war, würd' es der Herr Pastor dasmal umsonst tun."

„Umsonst?" schrie der Pastor mit so heftiger Gebärde, daß ein Stückchen Speck von dem alten Kirchenvater, oder was sonst der Foliant beherbergte, herab und zu Boden fiel. Das Unglück, das seine Hitze verursacht hatte, vermehrte wiederum diese Hitze. Die Spicknadel hielt er wie einen Wurfspieß nach dem Ehepaar zu gehoben, dann schrie er so gewaltig, daß Hans vor Angst einen Quersprung machte: „Was gehen mich anderer Leute Bälge an? Stopft ihn aus, wenn ihr ihn nicht begraben lassen wollt! Ihr Ochsenzeug, ihr!"

Else verlor ihre Geistesgegenwart nicht. Sie sagte ganz ruhig: „Ich möchte wohl wissen, was der gnädige Herr Konsistorio dazu sagte, Herr Pfarrer? Zu so gottlosen Reden, Herr Pfarrer? Aber das mag sein, wie's will. Aber es wäre doch so übel nicht, dächt' ich, Herr Pfarrer, wenn die Herrn Pfarrer so täten, wie sie einem vorpredigen. Wie zum Beispiel vom Samariter, wie der Pfarrer vorbeigezogen war und den armen Teufel hatte liegen lassen."

Der Herr Pfarrer hatte das Stückchen Speck aufgehoben und so sauber abgeputzt, als möglich war.

Nun sah er das Ehepaar mit einem unendlich süßen Lächeln an, verdrehte die Augen, legte die Spicknadel vorsichtig auf den Kirchenvater, dann schlug er seine Hände über seinem Magen zusammen, daß es klatschte. Dann erhob er seine Stimme und begann, als wenn er auf seiner Kanzel stehe, in seiner beliebten Weise, von den höchsten Tönen durch die chromatische Tonleiter allmählich herabrutschend, bis er beim Punkte auf seinem tiefsten Tone festsaß, bald Löwengebrüll, bald Heimchengezirpe: „Wenn doch endlich, ewiger Vater, wirst du diese lieben irrenden Brüder und Schwestern so weit erleuchten, daß sie die Begriffe trennen lernen? Wenn doch endlich wird sie weichen, diese Nacht, vor deinem ewigen Licht, vor dem nichts Dunkeles bestehen kann? Vor dem verdammten Geschmeiße ist auch nichts sicher. Lieben Kinder, ich meinte damit nicht frevelnd Gottes Licht, sondern die Fliegen, die meine frugale Speise hier zu verunreinigen sich bestreben. Seht ihr, Kinder, wohltätig sollen wir sein. Und ich als Mensch und Religionslehrer, ich sollte nicht? Ja, meine Kinder, ich soll es; und tu' ich's nicht? Die Tränen werden für mich zeugen, die ich im geheimen getrocknet. Ich bin kein Pharisäer, der an die Straßenecke tritt und ruft: ‚Seht, wie ich gebe!' Nein. Heimlich, heimlich, ganz heimlich üb' ich meine Wohltaten, wo kein Auge sie sieht, wo kein Ohr sie hört. Ja, wohltun muß ich als Mensch und Religionslehrer! Aber bin ich nur Mensch und Religionslehrer? Seht ihr, Kinder, hier liegt der Hund begraben: ich bin auch Beamter, habe als Beamter andere Pflichten. Die sechzehn Groschen verschenkte ich nicht mir; nein, dem Amte verschenkt' ich sie, meinen Nachfolgern

würd' ich sie — verschenken? nein, würd' ich sie veruntreuen. Soll ich meinen Nachfolger bestehlen, der vielleicht ein Mann ist, der eine Frau hat, vielleicht Kinder, viele Kinder und — was hindert uns anzunehmen? — kein Vermögen? Es könnte ein Recht daraus werden, lieben Kinder. Und — wie schlecht werden wir überhaupt bezahlt, wir schweißtriefenden Arbeiter im Weinberg des Herrn! Wieviel ist des, was wir tun müssen! Wie wenig des, was wir bekommen! Das meiste müssen wir um Gottes willen tun!"

Hier neigte sich der Pastor über seinen Braten hin, als wenn er schweigend für sich bete.

Else sah wohl, daß der Pastor die Gebühren nicht schenken würde. Sie sagte zu Hans: „Es ist nur gut, daß mich vorhin der Nachbar Klimm in seine Stube rief und mir das Geld gab, was er uns schon so lange schuldig war." Dann griff sie in die Tasche, die sie unter der Schürze hängen hatte, und brachte ein buntes Gemisch von Geldstücken und Brotkrumen zum Vorschein. Der Herr Pfarrer machte Platz auf dem Kirchenvater und fuhr, während sie das Geld aufzählte, in seiner Rede fort:

„Oh, wohltun lasset uns! lasset uns wohltun! Wohltun machet uns Gott ähnlich. Und oh, welch süßes Gefühl, wohltun! Wo ist ein süßeres? Hingeben, hin — liebe Frau, der Groschen hier möchte nicht echt sein — hingeben, was man hat, sich selbst zum Wohl der Brüder — so, liebe Frau, das ist ein anderer Bursche — was kann der Mensch Höheres erreichen auf dieser Welt?"

Das Geld war aufgezählt und richtig befunden. Das Ehepaar hatte, wenn es heute noch nach der Stadt und wieder zurück wollte, keine Zeit zu verlieren. Else unterbrach deshalb den Herrn Pastor, indem sie ihm einen guten Abend wünschte, der vielleicht nicht ganz ernstlich gemeint war. Hans folgte ihr scharrend und Bücklinge machend. Der Herr Pastor aber begleitete sie predigend bis an die Treppe, und als Hans auf der untersten Stufe den Kopf zurückwandte, stand er noch oben und streckte die Hände mit der Spicknadel segnend über sie hin.

Hans und Else waren noch nicht so weit entfernt von Birkenwalde, daß sie den Giebel der stattlichen Pastorwohnung nicht mehr hätten sehen können, als Hans plötzlich stillstand und zwar mit der Gebärde eines Menschen, dem ein wichtiger Gedanke gekommen ist. Hier zwischen den Kornfeldern und dem rauschenden Busch in der freien Natur war es ein ander Ding als in der Studierstube des Herrn Pastors. Hier hatte Hans sich und seine Mannheit wiedergefunden. Er schnitt aber Elsen ein bärbeißig Gesicht und brummte: „Freilich! Lange Haare, kurzer Sinn, und das muß immer durch mit dem Kopfe. Die sechzehn Groschen an den Pfaffen — Donnerwetter! Aber du hast sie nur so zu verschenken."

Hier fiel auch Else aus ihrem Schritt, um ihren Herrn Gemahl verwundert ins Auge zu fassen. Neugier war dabei in ihrem Gesicht zu lesen, aber nicht etwa eine Spur von Furcht oder dergleichen. Die Sache schien auch nicht so wichtig, um Zeit damit zu verlieren. Drum sagte sie bloß: „Was der einmal wieder hat?" und wandte sich wiederum ihrem Ziele entgegen. Schon beim dritten Schritte war sie wieder im alten Takt. Hans aber riß mit einem Riß seine ehemals grautuchene Weste auf, welche zuzuknöpfen er vielleicht eine Viertelstunde gebraucht hatte — denn da war Bleiknopf an Bleiknopf, von oben bis unten vielleicht dreißig Stück. Dann warf er seinen Stock, den er zu diesem Zweck nur erst im Busche abgeschnitten, quervor auf den Weg, vergaß aber nicht, sowie er an der Stelle vorbeikam, wo der Stock liegen geblieben, ihn wieder aufzuheben. Dazu gab er noch mancherlei Zeichen des Zornes von sich, um die sich aber weiter niemand bekümmerte als er selbst. Darüber nur noch mehr erzürnt, sah er sich erst einmal vorsichtig um, eh' er losbrach, und es war seltsam, wie sehr der Ton seiner Stimme, je nachdem er sich unbelauscht wußte oder nicht gewiß war, ob er auch unbelauscht sei, mit dem Sinn seiner Rede kontrastierte.

„Lange Haare, kurzer Sinn! Wunder wie gescheut denken sie sich, daß sie sind," schrie Hans, „und schmieren" — hier sank seine Stimme zum Geflüster — „so 'nem verd — ten Pfaffen 's nur so ins Maul.

Sechzehn Groschen" – es war kein Lauscher, nur der Wind war's gewesen, der die Büsche bewegt hatte; Hans brüllte wieder so laut wie vorher – „sind ein Pappenstiel, den arme Leute nur so aus dem Fenster werfen. Hätten dem Balg das Zeug so abnehmen können, da wär' schon eine Ursache dagewesen; aber da muß ich's mit den Bauern verderben; da war ich kein Mann," – hier begann er wieder zu lispeln – „wenn ich nicht hinrannte wie ein Ochse und schrie" – nun brüllte er wieder – „Ich will's begraben!" – und nun wieder ganz heimlich – „Der Taler von dem Klimm war schwer genug verdient." – Nun wieder geschrieen – „Hättest ihm doch noch die übrigen acht Groschen ins Maul geschmiert! Wir hatten das Ding, und den Balg konnte begraben, wer da wollte."

Hier blieb Else doch wieder stehen. Sie sah ihren Herrn Gemahl mit unverhohlener Geringschätzung an und sagte so leise, wie einer spricht, der weiß, daß seine Worte den Nachdruck der gehobenen Stimme nicht bedürfen: „Du – du hättest das Goldstück gefischt? Du Zittriar, der sich vor einem toten Balg fürchtet? der im Rücken tut wie der Teufel und vor 'nem bißchen Pfaffen den Veitstanz kriegt, wenn der vor ihm steht. Und bei mir will sich so'n Ding noch mausig machen?"

Sie schien noch mehr sagen zu wollen, aber Else war nicht die Frau danach, die Zeit mit unnützen Reden zu vergeuden, die der Tat gehörte. Schon war sie wieder im Takt, und ihr Herr Gemahl trabte in grimmigem Schweigen hinter ihr her.

Wir aber lassen das würdige Ehepaar seinem Groll und seinen Hoffnungen und versetzen uns an einen Ort, an welchen uns zu folgen der geneigte Leser sich bedenken wird, wenn wir ihn nennen.

Aber unserm Leser wird bange. Das Gehör der Zivilisation wird freilich in demselben Maße empfindlicher, in welchem ihr Gewissen an Empfindlichkeit abnimmt. Es ist nicht gut, das Gebrechen in einer Gesellschaft zu nennen, die aus Gebrechlichen besteht. Wir sind schamhaft, nicht um die Tugend, sondern um das Laster zu schonen.

Wenn wir aber in gegenwärtigem Falle uns scheuen, die Sache mit ihrem wahren Namen zu nennen, so ist's – unsern Lesern zum

Troſt ſei's geſagt — nur die Furcht, die äſthetiſche Empfindung für das Äußere und den Sinn für das Komfort zu beleidigen. Das letztere, das Komfort, iſt's beſonders, was dem Raume mangelt, in dem wir uns befinden. Wir werden aber, weil es bereits Nacht geworden, nichts gewahr als eben, daß es Nacht iſt und — daß hier nicht gebräuchlich ſein mag, ſchlechte Luft durch Lüften oder Räuchern zu verbeſſern. Das Gemach iſt ſo niedrig, daß wir kaum ſtehen können; uns zu ſetzen hält uns die Beſchaffenheit des Parketts ab. Es muß aber weiter ſein als hoch, denn wir brauchen unſer Gehör nicht eben anzuſtrengen, um ſchließen zu können: in dem Gemach befinden ſich außer uns noch zwei Schlafende.

Nicht lange, und dem eintönigen Laut des Atemholens geſellt ſich ein anderer. An einer der Wände des Gemaches klappert und klopft und flattert es ganz ſeltſam. Endlich läßt ſich auch eine leiſe, ſonderbar ſchnarrende Stimme vernehmen, die durch irgendeinen Ritz oder ſonſtige Öffnung in den Wänden, vielleicht durch ein Schlüſſelloch, hereindringen mag: „Auf! auf! Keine Zeit zum Schlafen! Auf! auf!"

Die ſeltſame Stimme tut noch mehr, um die Schläfer zu erwecken. Dazu läßt ſich ein Geräuſch vernehmen, als würden kleine Steinchen durch irgendeine Öffnung hereingeworfen.

Endlich erhebt ſich brummend jemand. Er ſcheint erſt eine Weile zu lauſchen, dann poltert's: „Wer iſt da? Wer, zum Guckguck?"

Drauf räuſpert ſich die Stimme draußen wunderlich ſchnarrend, und die im Gemache brummt, als hätte ſie das Schnarren für eine Antwort genommen: „Ihr, Jakob? Was wollt Ihr zu ſo ungewöhnlicher Zeit? Sind Holzdiebe in der Näh'? Da hätte doch wohl der Lips was geſagt! Iſt doch ſonſt munter genug."

So brummt's drin, von außen aber ſchnarrt es wieder: „Sollt's ſchon erfahren. Nichts Gutes, was ich bringe. Aber macht die Tür auf; mir iſt ſie zu ſchwer. Ihr ſeid aber wohl nicht allein? Man kann nicht reden, wie man will?"

„Immer redet zu, Jakob! Niemand als mein alter Ohm. Hört und ſieht nicht mehr recht. — Haben uns lang nicht geſehn, Jakob."

„Freilich, freilich, Jäger. Und waren ſonſt täglich beiſammen."

„Das war eine andere Zeit, Jakob, beim Steiger!" Die brummende Stimme zitterte, wie sie hinzusetzte: „Daß er tot ist!"

Nun mengte sich eine altersschwache hüstelnde Stimme ins Gespräch und fragte mit dem Tone eines Schwerhörigen: „Was? Was ist?"

Die brummende Stimme rief ihm ins Ohr: „Daß der Steiger gestorben ist."

„Wer gestorben ist?"

„Der Steiger! der Steiger!"

„Der Steiger?" entgegnete die alte Stimme; dann setzte sie wie feierlich erhoben dazu: „War ein guter Mann, ein guter Herr, der Steiger!" Die alte Stimme schwieg; sie dachte wohl an den Steiger.

Die schnarrende aber sagte feierlich: „Ist's nicht allein, der Steiger. Weißt du, sein Kind —"

Die andere Stimme schrie: „Möcht' ihr die Hände noch einmal lecken, dann möcht ich meinetwegen —"

„Kannst's, Jäger, kannst die Hände lecken. Liegt tot im Birkental."

Die schnarrende Stimme hatt' es kaum auszusprechen vermocht vor Jammer. Die andere aber raste brüllend und heulend auf, daß die alte Stimme ängstlich zu fragen begann: „Was ist's? Was hat er denn, der Jäger?"

Jakob schrie ihm ins Ohr: „Steigers Kind ist tot."

„Der Steiger? hm. War ein braver Mann, ein guter Herr, der Steiger."

Jakob versuchte nicht, dem Alten sich besser zu verständigen. Es wäre ihm bei der Schwäche seiner und der Stärke von Jägers Stimme, der noch immer schrie, als wenn er am Spieß stäke, doch nicht gelungen.

Endlich gelang es dem Jäger, sich zu fassen. Er trocknete sich die Tränen mit seinen Ohren ab, setzte sich aufrecht und fragte noch immer schluchzend:

„Aber Ja—Jakob, wie ko—kommt's denn nur, daß Steigers Ki—Ki—Kind tot liegt im Bi—Bi—Birkental? Uhu?"

„Kann's nicht sagen," entgegnete Jakob mit einer Stimme, der

man es anhörte, wie schwer es ihm ward, gefaßt zu bleiben. „Seh' heut ein halbhundert Bauern stehen, nicht weit davon, wo der Birkenbach den großen Bogen macht. Denk' ich: Mußt sehen, was es gibt. Standen sie alle um ein totes Kind herum, und das tote Kind war Steigers Kind."

Jakob hielt einen Augenblick inne, welchen der Jäger mit Geheul ausfüllte. Dann fuhr er fort:

„Wollt' es keiner begraben, und 's war des Steigers Kind; kein einziger drunter, dem der Steiger nicht wohlgetan —"

„Wollt' es keiner begraben, Jakob? Keiner begraben, Jakob? Sollen ihre Waden in acht nehmen, das Gesindel! Uhu!"

„Kennst doch das Volk, Jäger! Denken, 's ist alles um ihretwillen da, daß sie uns fressen oder nach Gefallen einsperren und martern und schinden; und selbst der liebe Gott ist nur da wie eine alte Amme, daß er Schritt um Schritt nachgeht und die Hände vorhält, daß die ungezogenen Burschen nicht gegen die Tischecken rennen. Dann, sind sie einmal lang nicht angerannt, dann schlagen sie nach ihm und wollen nichts von ihm wissen, bis sie wieder mal auf dem Hintern sitzen und lamentieren; dann soll er gleich wieder dasein und helfen. Ja, Jäger, wollt's keiner begraben. Kamen noch zwei Advokaten aus der Stadt dazu und hetzten die Gemeinden zusammen."

„Wo, Jakob, wo sind die Advokaten? Konnten sagen: ‚Schämt euch, Menschen, und begrabt das Kind!' Jakob, soll mir einer lebendig das Fell abziehn, wenn ich nicht Brüderschaft mache mit ihren Knochen."

„Die sind noch in Birkenwalde, Jäger. Wir begegnen ihnen vielleicht. Hans wollt's endlich begraben. Dem war's aber um ein Ding, welches Steigers Kind um den Hals hängen hatte. Nahmen's ihm ab und sind nun nach der Stadt zum Goldschmied. War hinterher; im Busch hockten sie sich nieder und holten's heraus, beteten das Ding an. War ein Gott, solcher Verehrer würdig. Träumten von Goldstücken und 's war nichts als ein messingener Rechenpfennig; der hing an eben solcher Kette; der ganze Kram keinen Dreier wert. Haben sechsmal soviel verzehrt seinetwegen, einen halben Arbeitstag

versäumt und dem Pfarrer sechzehn Groschen bezahlt, daß er's begraben soll. Geschieht ihnen recht."

Der Jäger aber sprang plötzlich auf und schrie: „Führ' mich hin, wo's liegt! Führ' mich hin, wo's liegt! Will's beriechen, ob es Steigers Kind ist. Will ihm die Hände lecken. Will's begraben und will auch sterben, wie der Steiger gestorben ist und sein Kind. Keiner von dem Menschenvolk soll eine Pfote legen an des Steigers Kind. Uhu hu hu hu hu!"

Mit leichter Mühe drückt' er die Tür auf. Gerade der Tür gegenüber schwang sich eben der Mond über die Berge herauf und stand nun plötzlich da und als ob er sich selbst verwundere, daß er schon da sei. Ihm gegenüber hingen Wetterwolken drohend aufgerollt; aber er dachte: „Nun ich einmal so weit bin, kehr' ich nicht mehr um. Mit dem kecken Gesindel dort drüben will ich wohl fertig werden."

Der Jäger aber wischte sich mit seinen großen weichen Ohren das Wasser aus den Augen, in welchem zwanzig Monde blendend schwammen, und schüttelte seinen Schwanz, womit er sagen wollte: „So! nun laß uns gehen!"

Jakob aber ging als Führer voraus. Bald tat er das, Schritt vor Schritt vor dem Jäger herhüpfend, bald halb hüpfend und halb flatternd; bald flog er an einen Busch am Wege, und wenn der Jäger ihn eingeholt, wieder auf einen andern. Der Jäger aber trabte ihm, wie er denn ein starker rühriger Mann in den besten Jahren war, rüstig nach.

Oft genug wurden sie von begegnenden Bekannten angehalten. Jakob erzählte ihnen, was sie vorhätten; und hörten die Bekannten, daß es des Steigers Kind, welches Jakob und der Jäger begraben wollten, so erklärten sie sich sofort von der Partie. Da war der Kammerjäger Murr; da waren Vetter Dachs, Spitz, Mops, Pinscher, und wie Jägers Vettern alle hießen, eine große und angesehene Verwandtschaft; da war Meister Hänfling, Meister Stieglitz, da war Monsieur Fink, da war Rotbrüstchen und Rotschwänzchen, war Lerche, Grasmückchen und Nachtigall. Da wollte keiner zurückbleiben. Sogar aus der Familie Roß, Ochs und Esel fanden sich welche, die über

die Einfriedigungen sprangen, innerhalb welcher sie weideten, als der Zug vorüberging, um Steigers Kinde die letzte Ehre mit zu erweisen. Meister Jakob Star hatte das Leichenbitteramt übernommen und führte es zu aller, besonders zu seines alten Freundes Jäger größter Zufriedenheit durch.

So sehr der Zug schon angewachsen war und so sehr er noch immer wuchs: kein einziger war darunter, der nicht Steigern selbst noch gekannt oder doch von ihm erzählen gehört. Das Gespräch, das man auf dem Wege hörte, hatte auch nur den Steiger zum Gegenstand. Jäger, den immer beim zehnten Worte wenigstens der Bock stieß, Jakob und Murr rühmten seine Milde im Hause, daß der Steiger nie sich zum Essen gesetzt, ehe nicht für sie und ihre Kollegen vollauf gesorgt gewesen; die Herren Roß, Ochse und Esel, die zwar nicht in seinen eigenen Diensten gestanden, erzählten, daß ihre Herren sie nie schlecht behandeln dürfen, wenn Steiger in der Nähe gewesen, der ein großes Ansehen bei allen genossen, daß er diese Herren oft überredet, ihre Tiere täten mehr bei menschlicher Behandlung; die Meister Goldammer, Fink, Stieglitz, Hänfling und Frau Amsel und so weiter verdankten, oder ihre Eltern hatten, wie sie erzählten, ihm ihr Leben verdankt, da er sie bei der großen Winterkälte vor soundsoviel Jahren in einigen Zimmern seines Hauses mondenlang gratis beherbergt, sie gespeist und getränkt, ja sogar die Zimmer zu ihrem bessern Komfort mit den schönsten Tannen- und Fichtenbäumen ausmöbliert.

Der Zug war fast an dem Punkte des Weges angelangt, an dessen Seite sich eine ziemliche Strecke weit ein tiefer Sumpf ausbreitet, als man Hufschlag und das Rasseln eines Wagens vernahm.

Jakob horchte einen Augenblick. Dann ließ er den Zug halten und sagte: „Freunde und Vettern, das sind die Advokaten aus der Stadt, von denen ich euch erzählt. Sollen sie ganz ohne Denkzettel durchkommen?“

„Nein! Nein!“ schrie es, plärrte es, zwitschert' es und brummt' es wie aus einem Munde.

„Gut!“ sagte Jakob. „Hier ist eine Schlehenhecke; hier legt euch

in den Hinterhalt; ich will ihnen entgegen und sie necken. Sowie ich euch ein Zeichen gebe, brecht hervor wie ein Mann und treibt sie in den Sumpf."

Der Rat wurde genehmigt, und das Heer versteckte sich hinter der Schlehenhecke. Jakob aber eilte dem Hufschlag und Wagengerassel entgegen.

Jakob hatte nicht geirrt; es waren die beiden würdigen Herrn Icti, die, von einem Räuschchen halbselig, im bequemen Wagen saßen und von herrlichen endlosen Prozessen träumten und von unzähligen Goldstücken, die ihre blassen Klienten mit bebenden Händen vor sie hinzählten.

Da fühlte sich Herr Doktor Fuselius an der Perücke gezogen, einmal, zweimal, dreimal. Ärgerlich, in seinem schönsten Traum gestört zu werden, ließ er einen unwilligen Ton hören, bewegte sich aber nicht, weil er, noch halb träumend, fürchtete, den süßen Traum ganz zu verscheuchen.

Aber es zupfte wieder und wieder. „Herr Kollege!" lallte der Doktor Fuselius, im Begriff, ernstlich unwillig zu werden. Und doppelt unwillig, daß der gelallte Ruf nichts fruchtete, wiederholt' er den Ruf; denn wenn jetzt die Störung nicht nachließ, war der schöne Traum unwiederbringlich ausgeträumt.

Dem Herrn Justizrat aber hatt' es den Hut verrückt und wie mit höhnendem Finger auf dem Teil seiner Platte herumgeklopft, die dadurch ihre Deckung verlor. Der Herr Justizrat hatte erst schlaftrunken etwas Drohendes gemurmelt; wie die Unbilde sich wiederholte und wiederholte, wurd' er immer munterer und seine drohenden Reden in gleichem Maße verständlicher.

Nun flüstert' es in des Doktors Ohr und zwar in das seinem Kollegen zugewandte: „Perückenstock! Heda! Schlaft Ihr noch? Träumt, wie Ihr die Leute betrügen wollt?" Während Doktor Fuselius sich müht, seine schweren Augen zu öffnen, um seinen Kollegen mit einem Zornesblick anzuschaun, hört der Justizrat in dem Ohr, das dem Doktor zunächst, ein Flüstern: „Na, Glatzkopf, wieviel schindet Ihr noch, bis Euch der Teufel holt?"

„Herr Kollege!“ krächzt drohend der Doktor; „Herr Kollege!“ ruft der Justizrat noch drohender.

„Herr Rechtsverdreher! Herr Leutebetrüger!“ fügt sich von hüben und drüben gerufen unmittelbar daran.

„Herr Kollege!“ schreien die Icti, wie Tiger aufeinander zufahrend. Der Doktor stößt dem Justizrat, den er bei der Kehle faßt, den Hut vom Kopf; er selbst verliert durch einen ähnlichen Griff des andern Hut und Perücke zugleich.

Und wieder fügt sich unmittelbar daran: „Spitzbube! Infamer Betrüger!“

„Herr Kollege!“ stöhnt der gewürgte Doktor, dem die Augen einen Zoll aus dem blauen Gesichte herausstehen.

„Herr Kollege!“ röchelt der Justizrat halberstickt. Und schon sind sie im hitzigsten Gefecht. Der Doktor beißt dem Justizrat wie ein wütender Hund in die Hand. Der Justizrat übt seine Nägel an der nackten Kopfhaut seines Feindes, die er vergeblich mit den Zähnen zu fassen sich müht. Das Gebrüll und Geröchel, von trompetenstoßartigem Aufschrei unterbrochen, weckt den schlafenden Kutscher, aber zu spät. Denn nun sind sie an der gefährlichen Stelle; nun kommandiert Jakob das fürchterliche Vorwärts.

Da quäkt's und pfeift's, da brummt's und brüllt's — die wilde Jagd ist ein Kinderspiel dagegen — da stürzt es donnernd hervor aus dem Hinterhalt. Der Mond hat sich in Wolken verkrochen vor Angst. Die Pferde am Wagen bäumen sich, dann brechen sie wie rasend vom Wege ab; der Kutscher fliegt über das Heer der Verfolger in die Schlehenhecke hinein. Der Wagen fällt um und schüttet die Icti, die der Schrecken in ihrer Athletengruppe versteint hat, in den Sumpf hinein, wo er am tiefsten ist. Die Pferde, die noch nicht zu tief hineingekommen, brechen wieder heraus. Lange noch hört man die wütend in den Boden hineinschlagenden Hufe, das Zerkrachen des Wagens. Zuletzt klappern nur noch die Lenkscheite hinter den wütenden Tieren her, die das Klappern nur wütender macht.

Unsere Leidtragenden aber, denen ihr Vorhaben so vollständig gelungen, halten sich nicht unnötig bei den Advokaten auf, die der Trieb

der Selbsterhaltung, der sie nacheinander fassen und einander gegenseitig tiefer in den Sumpf ziehen heißt, nicht versöhnt. Eine halbe Stunde lang müht sich jeder, den andern von sich loszumachen und sich an ihm emporzuhelfen. Aber die Abendkälte nach dem halben Bad vermittelt einen Waffenstillstand, und — bei Gelegenheit eines fetten Prozesses sollen sie später zum Verderben ihrer Klienten vollständigen Frieden geschlossen haben.

Der Zug, der noch immer wuchs, näherte sich schon dem Dorf Birkenwalde, als ein Herr, bis an den Hals in einen langen braunen Oberrock geknöpft, ihm entgegenkam, der stehenblieb und Augen und Ohren aufriß vor Verwunderung, einem so seltsam zusammengesetzten und zugleich so zahlreichen Heere zu begegnen. Es war aber dieser Herr niemand anders als Meister Reinecke, der in Geschäften daherum zu tun hatte. Jakob, der ihm die Neugierde am Wackeln der spitzen Nase ansah, tat seines Amtes. Er erzählte Meister Reinecke die ganze Geschichte von dem toten Kind.

Reinecke machte ein grimmiges Gesicht dazu, welches noch immer grimmiger wurde. Endlich fuhr er in seiner belfernden Weise los:

„Tot gebissen — warum habt ihr sie nicht? Alle zusammen, das Teufelszeug? Aber ihr seid selbst so; seid Sklavenpack, das sich schinden läßt! Habt keinen politischen Sinn, keine Ehre! Der Jäger dort ist dreimal stärker als ich. Brauchte nicht sklavisch zu winseln und zu wedeln. Wir sind Vettern zusammen. Aber wenn sein Tyrann, der ihn eben blutig geschlagen hat, ihn auf mich hetzt, vergißt er Kränkung und Stimme des Blutes und fällt mich an, als wär' ich sein Feind. Jäger, was ist aus deinem Stamm geworden! Deine Ahnherrn, würden sie wieder lebendig, verachtend würden sie die Schnauze abwenden von ihrem gefallenen Geschlecht."

Jäger wurde einigermaßen verlegen, dann brummt' er, als woll' er sich selbst damit beruhigen: „Was kann's helfen? Bin einmal so 'ne deutsche Seele."

Jakob aber flog auf einen Strauch, der Meister Reinecke nahe,

doch nicht zu nahe stand, und erklärte ihm, daß sein Gespräch sehr lehrreich und angenehm, aber leider die Zeit mangle, mehr davon zu profitieren, da man noch etwas sehr Wichtiges vorhabe. Woll' er an dem Leichenbegängnis teilnehmen, sei er höflichst dazu eingeladen.

Reinecke antwortete darauf, bei weitem nicht so zierlich, als er angeredet worden: „Begrabt euch selbst, Bedientenbrut! Eure Seelen riechen längst nach Moder. Soll ich hinter eurer Leiche hergehen und flennen wie ein altes Weib? Ich bin nicht sentimental genug für solch romantisch Gesindel, wie ihr seid, die ihr eure Zeit nicht begreifen wollt, und wenn sie euch ohrfeigt nach Noten. Ihr müßtet denn einen fetten Leichenschmaus in Aussicht haben. Aber einen Vorschlag will ich euch tun, ihr Sklavengezücht. Der Pfarrer von Birkenwalde hat zwanzig Stück Gänse, die ihm an das Herz gewachsen sind, eine fetter wie die andere — Gänse, sag' ich euch! — Aber was versteht ihr von Gänsefleisch?" Das setzt' er fast verächtlich hinzu. „Eure Milchgemüter werden sauer vor Entsetzen über ein männlich Vorhaben. Die Zeit der Liebe ist vorbei; die Zeit des Hassens ist gekommen. Aber ihr Gesindel steckt eure Schnauzen nicht in den Herwegh. Ich will außer den Geschäften kein Wort mehr an euch verlieren. Und so frag' ich euch nun in unserer beider Interesse: Wollt ihr, während ich die Gänse abtue, vor den Schlafkammerfenstern des Pfarrers soviel Spektakel machen, daß er die Gänse nicht schreien hört? Wollt ihr? Gut. Wollt ihr nicht? Auch gut. So geht und ersauft in dem Milchtopf eurer zahmen Gelüste."

Da das Heer unserer Leidtragenden den Vorschlag vollkommen annehmbar fand, setzt' es sich unter Begleitung Reineckens sofort in Marsch. Sie hatten nicht mehr weit bis zu ihrem nächsten Ziele. Der Mond versilberte, als woll' er ihnen helfen, einen Augenblick lang das Giebeldach des Pfarrhauses so brillant, daß es weithin leuchtete durch die Nacht; und kaum, daß man am Orte angekommen war, stak er schon wieder, als läge ein geheimes Einverständnis zugrunde, bis über die Ohren unter seiner Wolkendecke, die er nur eben von sich geworfen gehabt.

Zuvörderst nun bemächtigte man sich schweigend des Terrains.

Nachtigall, Lerche, Grasmückchen, Amsel und Drossel und ihre Kollegen faßten auf einem großen Pflaumenbaum Poste, der unmittelbar an der Wand sich erhob, hinter welcher der Herr Pastor schlief. Jäger und Verwandtschaft erkletterten, so gut es gehen wollte, einen ganz nah gegenüberliegenden Stoß Holz; die Kammerjägerei hatte sich bereits des Fensterbrettes und des Gerüstes vor dem Fenster bemächtigt, auf welchem im Herbst pflegten die Kürbisse getrocknet zu werden. Die größeren und schwerfälligern Mitglieder des Orchesters standen unten im Halbkreis um das Haus herum.

Jakob gab als Kapellmeister das Zeichen zum Beginn.

Das war denn nun freilich ein Konzert, gegen welches alle Musikfeste der Welt nur Kinderei sind. Zwanzigtausend Gänse hätten ihr Hülfsgeschrei im Stalle ertönen lassen können; der Herr Pfarrer würde nichts davon vernommen haben. Das war, als hätte die Erde selbst Bauchkneipen bekommen und erhebe ihr Schmerzgeschrei zum Himmel. Das war ein Pfeifen wie von hundert überblasenen Pickelflötchen; dazu ein Flügelschlagen, das wie Hohngelächter der Hölle in die Ohren schnitt; das war ein Geheul, wie es hundert Posaunisten vergeblich erstreben, wenn sie ihr Instrument während eines ausgehaltenen Tones zwanzig- und mehrmal zusammen- und auseinanderschieben. Das war ein katzenjämmerliches Mauen, das nicht zu vergleichen ist, weil die ganze Welt nichts hat, dem es verglichen werden könnte. Das war ein Yahen, ein Wiehern, ein Blöken und ein Brüllen, vor dem die Hölle selbst Reißaus genommen haben würde.

Als müßten auch sie ihr Teil zu dem Konzerte geben, brüllte drin vor dem vermeinten Beginn des jüngsten Tages, in Todesschweiß gebadet, der Herr Pastor statt eines Gebetes das griechische und hebräische Alphabet, den ganzen Rest seiner Philologie, sang die Köchin in ihrer Verwirrung den Choral: „Nun freut euch, liebe Christengemein"; aber der Herr Pfarrer und die Köchin hörten einander, ja sich selbst nicht vor dem Lärmen aller Lärmen.

Endlich kam Herr Reinecke wieder mit blutigem Maul von seiner Expedition zurück, Lippen beleckend und pfotenreibend vor innerem Behagen. Es war aber nicht leicht, dem Konzert ein Ende zu machen,

da das nur auf mimischem Wege möglich war. Doch war es endlich gelungen. Man nahm Abschied von Reinecke, der eben eine von den eroberten Gänsen dahinschleppte, wo sie ihre gewohnte Gesellschaft nicht lange missen sollte, verließ jubelnd über die gelungene Rache den Pfarrhof und schritt nun dem eigentlichen Zwecke der Wanderschaft entgegen.

Nun war man schon im Birkental, nun schon, wo der Birkenbach den großen Bogen macht; dort glänzte das weiße Gewand, dort lag des Steigers totes Kind.

Kaum war es sichtbar, als der Jäger wie ein Rasender dahinrannte und nun winselnd, auf allen Vieren sich fortschiebend, nach dem Kinde zukroch, um es mit hundert Zungen zu lecken — die wütende Schnelle, mit der er dies ausführte, schien seine Zunge zu verhundertfachen —, nun heulend hoch aufsprang, dann wieder kroch und wieder aufsprang und zuletzt in der Selbstvergessenheit des Schmerzes wie zum Todeskampfe seine Vettern anfiel, als diese das Kind so sanft, als sie vermochten, aufhoben, um es in den nahen Busch zu tragen. Hier werd' es, hatte Jakob gemeint, ein ruhigeres Grab finden als auf der Wiese, wo es lag. Jakob mußte all seine Beredsamkeit, all die Gewalt, die er als treuester und ältester Freund des Jägers über diesen besaß, zusammennehmen, um ihn von den Übertreibungen zurückzuhalten, zu welchen ihn der Wahnsinn seines Schmerzes immer von neuem verleiten wollte.

Jägers Vetter Dachs und seine Söhne arbeiteten unterdes mit eifrigem Bemühen an der Aushöhlung des Grabes. Nun schien dies tief genug. Jäger, nun mehr gefaßt als vorhin, ließ sich's nicht nehmen, das Kind seines geliebten ehemaligen Herren ohne fremde Hülfe in sein letztes Bett zu bringen. Nur Jakob durfte ihm behülflich sein, und diese Hülfe durfte sich nicht weiter erstrecken, als daß er das Kleidchen der Kleinen zurechtzupfte, wo es sich verschob.

Nachtigall aber und Kollegen saßen in den Birken über dem Grabe; während Jäger das Kind hineinhob und während Dachs und Söhne das kleine Grab wiederum mit Erde ausfüllten, warfen sie Samenkörner der schönsten Wiesenblumen auf Kind und Grab herab

und sangen so wunderbar rührend, daß ein Mensch, der sie gehört hätte, die Tränen nimmermehr hätte zurückhalten können.

Kaum war der letzte Rasen aufgesetzt, als Jäger mit einem wütenden Aufschrei sich über den Hügel warf und dann schweigend so liegen blieb und für niemand mehr eine Antwort hatte, selbst für den alten treuen Jakob nicht. Die anderen gingen alle heim; Jäger blieb stumm auf dem Hügel liegen, und Jakob setzte sich auf die Birke über dem Hügel, von welcher er bekümmert herabschaute auf den Hügel und auf den Jäger, bis er einschlief.

Von dieser Nacht an wurden beide vermißt, der Jakob und der Jäger. Die ersten Nächte darauf ließ sich in dem Busche ein solch schaurig Geheul vernehmen, daß das Plätzchen in den Ruf kam, es sei da nicht geheuer, und kein Mensch mehr wagte, in den dichten Busch hineinzugehen. Das Geheul aber kam von dem Jäger, der nicht aß noch trank und Tag und Nacht auf dem Hügel lag, ohne mit irgend jemand zu verkehren, selbst mit Jakob nicht. Dieser saß ebenso unbeweglich auf seiner Birke, hatte seine Federn dick, dick aufgeblasen und sah nur immer mit seinem traurigen Gesicht auf den Jäger und das kleine Grab herab. Eines Morgens war der Jäger tot von dem Hügel herabgefallen. Jakob verließ nun zum erstenmal seine Birke. Seine letzten Kräfte suchte er zusammen, seinen Freund Jäger so gut zu begraben, als er könnte. Er grub Stückchen Moos und Rasen aus, womit er ihn bedeckte. Aber kaum war seine Arbeit beendigt, als er selbst tot auf seinem alten Freunde niedersank.

Nirgends aber in der ganzen Gegend hört man so wunderbar schönen Vogelgesang als an dem heimlichen Plätzchen. Und alljährlich schmückt sich der kleine Hügel mit den schönsten und duftendsten Blumen. Die Leute, die dort herum wohnen, glauben, unsichtbare Hände seien dabei im Spiel. Darum wagt es keiner, eine Blume von dem Hügel zu brechen. Wer an ihm vorübergeht, faltet, von einem leisen Schauer gefaßt, die Hände und betet ein leises Vaterunser.

Vorlagen, Entwürfe und Lesarten

Bei der Herstellung dieses Bandes wurde der Herausgeber von seiten des Goethe- und Schiller-Archivs durch Max Hecker unterstützt.

I.

Das Hausgesinde.

(S. 1—32.)

1. Handschriften

nicht erhalten.

2. Drucke.

E: Das Hausgesinde. / Eine Laune / von Euphrasia. in Der Komet. Ein Unterhaltungsblatt für die gebildete Lesewelt. Elfter Jahrgang. 1840. Herausgegeben von C. Herlossohn in Leipzig. Druck und Verlag von Philipp Reclam jun. in Leipzig. 4°. Nr. 80, Sonntag, den 19. April, Sp. 633—637. Nr. 81, Mittwoch, den 22. April, Sp. 641—646. Nr. 82, Donnerstag, den 23. April, Sp. 649—653. Nr. 83, Freitag, den 24. April, Sp. 657—661. Nr. 84, Sonnabend, den 25. April, Sp. 665 bis 669. Nr. 85, Sonntag, den 26. April, Sp. 673—680. Nr. 86, Mittwoch, den 29. April, Sp. 681—686.

Der Verfasser ist nirgends genannt, die Autorschaft Ludwigs aber durch zahlreiche Briefstellen gesichert.

Fehlt in allen bisherigen Ausgaben.

3. Entwürfe.

D: Diarium I. Goethe- und Schiller-Archiv (VII 9) Blatt 46, *a*, *b*. Enthält den Entwurf zu einem Lustspiel „Das Hofgesinde". Vor dem Schema ein Datum: Juni 39. Dasselbe Datum über: II. Act.

Scenerie. I. Act.

Ister Theil [zuerst Sz.] Fest. Musik. Die Bauern und Hausbedienten tanzen und zechen. Exposition. Der Graf läuft dem Mädchen nach, die ihm entweder entläuft oder durch die dazwischen kommende Gräfin gesichert wird. Befehle an den Kammerdiener, der seine eigentliche Herzensmeinung dem

Publikum offenbart. Gouvernante und Hausmeister geben der Gräfin Winke, die sie begierig auffaßt, daher ihr Entschluß, zu lauschen. Dabei tun der Hausmeister und die Gouvernante allerlei bei Seite. Gärtner spricht mit Röschen. Die Ursache, warum sie einander nicht heuraten sollen. Rendezvous verabredet. Fest geendigt. Also

I. Act.

1. Sz. Chor und Tanz.
2. Sz. Hausmeister. Gouvernante.
3te Sz. Gräfin. Hausmeister. Gouvernante.
4te Sz. Graf. Kammerdiener. (Intriguen gegen den Hausmeister.)
5te Sz. Kammerdiener.
6te Sz. Graf. Röschen.
7te Sz. Vorige. Gräfin.
8te Sz. Andres. Röschen.
9te Sz. Fest geschlossen. Geschichte mit dem Schmuck. Graf. Kammerdiener. Auftrag.
10te Sz. Gräfin, die gelauscht hat.
11te Sz. Vorige. Andres. Auftrag.
12te Sz. Andres pp.

II. Act.

Dunkel.

1ste Szene. Andreas. Gärtnerbursche im Versteck.
2te Sz. Kammerdiener mit seinem Entschluß, durchzugehen mit Röschen.
3te Sz. Andr. Kammerdiener Kasten abgenommen. Andres will ihn fangen. Mit einander ab.
4te Sz. Hausmeister, Gouvernante bringen ihre[n?] Kasten. Vorrechnen. Zwist im Theilen. Frieden, um einander desto besser betriegen zu können. Lärmen. Sie tragen den falschen Kasten ins Gebüsch.
5te Sz. Andres kommt ärgerlich, daß er den Dieb nicht erwischt hat, tröstet sich aber mit seinem Glück. Er will gleich zur Gräfin, findet aber seinen Kasten nicht. Gouvernante hustet — er denkt, es ist Röschen, und vergißt alles andere. Er hält ihr die Augen zu, die Alte, die ihn für den Hausmeister hält, tut spröde pp. er sei so stürmisch; sie heult über ihren guten Ruf pp. fragt aber dazwischen immer ganz prosaisch, ob er den Kasten ordentlich versteckt habe. Andres: Aha! pp. Wie er im Gebüsch sucht, nachdem sie ab ist, [bricht ab]
6te Sz. Der Hausmeister, der seine Gefährtin betriegen will, erschrickt, daß der Kasten mitten dasteht, versteckt ihn bei einem Geräusch ins Gebüsche, [bricht ab, da Bl. 47 und 48 fehlt.]

4. Lesarten.

Unserem Abdruck ist *E* zugrunde gelegt, das jedoch offenbar Korrekturen durch den Herausgeber erlebt hat. Daher wurden gemäss den Prinzipien der Ausgabe Formen, die beim jungen Ludwig sicher belegt sind, wie heuraten für heiraten, Kniee für Knie, knieen für knien wieder eingesetzt. Dagegen musste das Ludwigsche mälig in mählich verändert werden.

4,16 carte] charte *E* 26 fünfzig] funfzig *E* 8,30 Wie? was?] Vielleicht ist hier der Schluss der Redensart Verstehst du mich? ausgefallen 9,12 Jst's denn] Jst denn *E* 10,3 sich] fehlt *E* 11,26 sollte] solle *E* 12,4 Zytisus] Cytissus *E* 13,24 Da] Daß *E* 14,12 Sie] sie *E* 25 wahrer] unwahrer *E* 15,18 Euer] Eure *E* 30 Euer] Eure *E* 17,33 Jhre] ihre *E* 20,4 ihm, dem] ihm, den *E* 19 bekämst] bekömmst *E* 23 Spiräe] Sperea *E* 21,33 jemand] fehlt *E* 24,22 Du] fehlt *E* 26,32 möchten] möchte *E* 27,8 Begebenheit] Hier ist wohl der Text verderbt. Er wurde trotzdem beibehalten, da der Ersatz unsicher ist. Am ehesten würde Beredsamkeit passen. 28,11 nicht] fehlt *E* 28 Teuerste] Teuere *E* 31,11 die] eine *E* 15 fünfzigmal] funfzig Mal *E* 32,11 Röschens] Röschen *E*

II.

Die Emanzipation der Domestiken.

(S. 33—106.)

1. Handschriften.

Die Originalhandschrift dieser Novelle hat sich ebensowenig erhalten wie die Reinschrift, die der Dichter beim Herzoge Bernhard von Sachsen-Meiningen einreichte, und auf Grund deren Bechstein sein in der Einleitung erwähntes Gutachten abgab. Sterns Angabe in seiner Biographie S. 144: „Die Reinschrift der Novelle „Die Emanzipation der Domestiken", die in der Kabinettsbibliothek des verstorbenen Herzogs Bernhard von Meiningen bewahrt wird, ist augenscheinlich von Kramers Hand", erweckt zwar den Anschein, als habe er sie selbst gesehen; sie müsste also um 1890 noch vorhanden gewesen sein. Doch wissen weder das Oberhofmarschallamt noch der Kabinettsbibliothekar des regierenden Herzogs, Herr Professor K. Eichhorn, die die Auflösung der Bibliothek des verstorbenen Herzogs vorgenommen haben, etwas über den Verbleib der Handschrift zu berichten. So bleibt nur die Möglichkeit übrig, dass Stern sich auf die Aussage Kramers verlassen hat, der wohl annahm, dass die Handschrift noch in der Kabinettsbibliothek vorhanden sei.

2. Drucke.

E: Die Emanzipation der Domestiken. Novelle. in Zeitung für die elegante Welt 1843 [Red.: Dr. Heinrich Laube] Leipzig, Leopold Voß.

Erster Band. (Nr. 1—26). Nr. 24, 14. Juni, S. 570—578. Nr. 25, 21. Juni, S. 594—601. Nr. 26, 28. Juni, S. 619—629.

Zweiter Band. (Nr. 27—52). Nr. 27, 5. Juli, S. 645—656. Nr. 28, 12. Juli, S. 671—678. Nr. 29, 19. Juli, S. 693—702.

Der Verfasser wird erst im Inhaltsverzeichnis derjenigen Nummer genannt, die den Schluss der Novelle enthält, sowie am Ende der Novelle: Otto Ludwig v. Eißfeld.

Wie schon aus dem in der Einleitung herangezogenen Briefe Ludwigs an Laube hervorgeht, hat der Dichter auf Wunsch der Redaktion die Novelle gekürzt. Wahrscheinlich hat aber Laube auch nachher stilistische Änderungen vorgenommen.

Von den neueren Ausgaben nur in der von Adolf Bartels besorgten enthalten (Otto Ludwigs Werke in sechs Bänden. Herausgegeben von Adolf Bartels. Leipzig, Max Hesses Verlag [1900]).

3. Entwürfe.

D: Diarium II. Vom 5.t. August 1840 — ⟨Oktober 1840⟩ Leipzig. Goethe- und Schiller-Archiv (VII 10.)

Auf den letzten Seiten des Leipziger Tagebuches finden sich flüchtige Notizen, die den ersten Entwurf der Novelle zeigen. Die ersten beiden Seiten des Entwurfs (*Da*) mit der Datierung vom 15. Okt. 1841 zeigen ein anderes Stadium der Komposition als das Folgende (*Db*), was schon äusserlich durch die andere Numerierung deutlich wird. Ob jedoch *Da* älter ist, lässt sich nicht mit Bestimmtheit sagen, da es aus Raummangel vorweg geschrieben sein kann. Dahinter sind offenbar einige Seiten herausgerissen worden, so dass *Db* mit Nr. 6 anfängt. Nr. 6 und 7, die zusammen eine Seite einnehmen, sind durchgestrichen, was Ludwig auch sonst mit erledigten Entwürfen zu tun pflegte. Da aber diese Streichung sich nur auf die eine Seite bezieht, so bleibt die Möglichkeit offen, dass *Da* anstelle von Nr. 6 und 7 eingesetzt werden sollte, die sich allerdings nicht völlig mit *Da* decken.

Die Schrift zeigt die fliegende Feder des Schreibers; Tintenklexe, Abbreviaturen, Einschachtelungen, Anmerkungen vervollständigen das Bild dieses Urentwurfs.

Die Anordnung des Abdrucks folgt der Reihenfolge der Notizen in *D*.

[*Da.*]

Oktober 15.t. 1841. NB. Daß die Gräfin die Versprochene ist!

Plan zur Emanzipation der Domestiken.

a. Der Pseudopolizeidirektor erzählt vom Räuberhauptmann, der die Räubereien anderer Banden bestraft.

b. Anstatt der Theorie des Arztes Erzählung von der Ermordung des Legationsrats. Aus a und b von der Gräfin geschlossen, der Wunde ⟨zuerst: Gefangene⟩ möge der Hauptmann sein. Schrecken. Nein!

Vorher schon erzählt, eh' der Pseudo kommt. Befehl der Gräfin, nach der Polizei zu schicken. Leidenschaftliche Szene zwischen beiden Gräfinnen, darauf Widerruf des Befehls, der nun erst vollzogen wird. Der Pseudo hat sich da noch nicht als Polizeidirektor zu erkennen gegeben; die Gräfin erschrocken von Neuem, da der nun den Wunden, von dem vorher erzählt, sehen will und der Verlegenheit sich bedienend, sein ganzes Ansehn zeigt. Pseudo gibt später vor, ein Kundschafter habe die Nachricht gebracht, daß die Räuber noch diese Nacht, gegen 2 Uhr einbrechen wollen. Deshalb sollen die Bedienten verschickt werden, einer dahin, einer dorthin, die daselbst stationierenden Polizeioffizianten zu holen. Durch die Verbergung des Räubers und die verdächtigende Verlegenheit verdächtig sollen die Gräfinnen alle Schlüssel beitun pp. Großes Benehmen der Gräfinnen. Poßierliche Vorfälle mit den Dienstboten, die allerlei Ursachen machen, aber nicht folgen. NB. vorher die besoffene zweite Sitzung der Domestiken. Tore verschlossen. Dann Pech. Kundschafter. Pseudo drückt sich. (Vorher hat er das ganze Haus besetzen lassen wollen. Domestiken widersetzen sich, selbst als die Gräfin den Befehl wiederholt.)

[*Db.*]

6. Erst Unterhalten ⟨oder Zeitung⟩ über die Räuber mit einem Fremden, der vor dem Wetter einkehrt. ⟨Dieser Fremde wird vom später Kommenden als Polizeidirektor begrüßt. Arzt erzählt die Geschichte.⟩ Beschreibung des Hauptmanns, Stockdegen und wie er über fremde Räuber Gericht hält. Schwarzes Haar, Auge, edle Gestalt und feines Betragen.

Es soll ihm schlecht gegangen sein pp. Auch von Rang. Der Gräfin Abenteuer erzählt. Werning. Wie? Werning? „Sein Geist." Er ermordet — wahrscheinlich aus Privathaß des Hauptmanns. Der Kutscher hat gesehen, daß ihm Stockdegen und Brieftasche genommen worden. (Vielleicht er nur geprügelt. Schreck der Gräfinnen nicht zu verbergen).

7. Gespräch der Gräfinnen. Befehl der Alten, die Polizei zu holen, nach den Vorstellungen der Jungen, die sich nicht kompromittieren lassen will, zurückgenommen, nun aber erst ausgeführt. ⟨Zu spät.⟩ Szene der Jungen mit dem

nun zum Bewußtsein gekommenen Helden, der nicht weiß, wie er daran ist. Bei den Domestiken. Linke Verstand. Einer jagt zu Pferde davon.

8. Polizei(Pseudo)-Direktor kommt. Allgemeine Verlegenheit. Er sagt, durch Kundschafter erfahren zu haben von einem Einbruch. NB. Der Polizeiinspektor des Nachbarlandes, dessen Grenze gerade durch das Schloß geht.

Die beiden Fremden sprechen mit einander.

Pseudo-Polizeidirektor: Es heißt, der Räuberhauptmann halte sich im Schlosse auf. Haussuchung. Artigkeit. Alles in Schrecken gejagt. Pseudo will die Diener fortschicken, die Schlüssel haben. ⟨Punsch! Jäger mit seinem Hund, den er emanzipieren will.⟩ Diese sind alle verlegt, jene gehen nicht, trotzdem, daß die Gräfin befiehlt. ⟨Der Küchenjunge, den sie noch endlich aufgabeln, sagt: Frau Gräfin, laßen's Sie nur gehen; es ist merkwürdig, was geschieht. Freimaurerei; auch erzählt er, daß er in Stahl gestochen werde.

Ich darf nicht, sonst werde ich nicht in Stahl gestochen pp. Einer spricht von Verewigen; der andere sagt verblümt von dem Bunde — so eine Art Freimaurerei pp.⟩

Gespräch der Jungen mit dem Pseudo. Er legt ihr's nah, daß sie den Gefangenen befreien kann. Während der Verhandlung kommt einer. Vorgeben und plötzlicher Aufbruch.

9. Der wirkliche Polizeidirektor, der von einem schon gefangenen Räuber erfahren, der Räuberhauptmann sei hier unter fremdem Namen. Neue Händel! Junge Gräfin behauptet, das Zimmer gehöre in die andere Grenze. Der Polizeidirektor hat zuerst seine Freude ausgesprochen, die Verlobte seines Freundes kennen zu lernen. Oder hat man's in einem frühern Gespräch der Gräfin erfahren. Die Junge, aufs Äußerste gebracht, weckt im Hineingehen in das Zimmer, ⟨NB. Seit der Kranke zu sich gekommen, besucht ihn die Junge nicht mehr⟩, indem sie sich schützend vor den Kranken stellt, ihr Los sei an das seine gebunden. Händel, denen zufolge der Held sich aufrichtet, nachdem der erste Polizeidirektor gefangen eingebracht. Erkennung. Zuletzt begeisterte Rede des Haushofmeisters an die Domestiken, darin er beweist, daß der rechte Verstand und die Emanzipation die Herrschaft gerettet. ⟨NB. Er fragt, ob sein Jugendfreund pp.⟩ Der Jäger gesteht seine Zweifel wegen des allmählichen langen Nachsinnens des Haushofmeisters selbst, fühlt sich aber durch die Folgen besiegt.

4. Lesarten.

Dem Texte ist *E* zugrunde gelegt. Auch hier sind bei Ludwig sicher belegte Formen wieder eingeführt, wie heuraten für heiraten, Hülfe für Hilfe, Gehülfe für Gehilfe, Kniee für Knie. Dagegen musste mälig in mählich, Gränze in Grenze umgewandelt werden.

35,2 entgehen wird] dahinter Absatz *E* 7 durch] fehlt *E* 13 Daseins] dahinter Absatz *E* 18, 19 Leben] dahinter Absatz *E* 23 Ähnlichkeit] dahinter Absatz *E* 36,8 ist] dahinter Absatz *E* 12 Feinde] dahinter Absatz *E* 15 können] dahinter Absatz *E* 28 Einrichtungen] Einrichtung *E* 33 aushalten] dahinter Absatz *E* 38,24 Sirenensang] Syrenensang *E* 43,16 aus der] aus dem *E* 45,18 hört'] hört *E* 48,34 beglückenden] beglückend *E* 51,9 geflockt] gepflockt *E* 34 den einen] dem einen *E* 52,4 mich] mir *E*. Es ist wohl ausgeschlossen, dass gerade der Kammerdiener der gebildetste unter den Domestiken, durch Verwechslung von mir und mich charakterisiert werden sollte. Da sich dazu auch weiterhin keine Anhaltspunkte ergeben, liegt wohl Druckfehler in *E* vor 53,25 Ja] Je *E*. Änderung nach Analogie der Heiterethei 30 Wert] dahinter Absatz *E* 55,2 Domestiken] dahinter Absatz *E* 56,18 bewährtem] bewährten *E* 59,25 wie] die *E* 30 desselben] demselben *E* 65,17 mit der] mit denen *E* 67,14 auch] fehlt *E* 69,3 uns] Hier bricht in *E* die dritte Fortsetzung ab, die Pause in der Erzählung ist jedoch nicht bedeutend genug, um einen Kapiteleinschnitt vorzunehmen. 71,4 Strafbaren] dahinter kein Absatz *E* 19 werden] wurden *E* 73,10, 11 getroffen] dahinter Absatz *E* 21 möchte] dahinter Absatz *E* 74,21 beherbergen?] dahinter kein Absatz *E* 75,5, 6 erweckt] dahinter Absatz *E* 79,2 Täußer] dialektische Form für Däuser 80,26 wohl] nicht *E* 88,10 Oberpolizeidirektor] Polizeidirektor *E* 91,20, 34 Oberpolizeidirektor] Polizeidirektor *E* 92,2 nahmen] nahm *E* 3 hätten] hätte *E* 93,26 Oberpolizeidirektors] Polizeidirektors *E* 97,33 glaube] dahinter Absatz *E* 99,14 machen] dahinter Absatz *E*.

III.

Die wahrhaftige Geschichte von den drei Wünschen.

(S. 107—174.)

1. Handschriften.

H: Von Ludwig selbst geschrieben. Goethe- und Schiller-Archiv (I 18). Der Umschlag von grauem Papier trägt die Aufschrift von Adolf Sterns Hand: Die wahrhaftige Geschichte von den drei Wünschen von Otto Ludwig. (Abgedruckt in den Grenzboten 1890 Nr. 47—51). Das innere Titelblatt trägt links oben von Moritz Heydrichs Hand den Signaturvermerk: I 3, von Ludwigs eigener Hand den Titel: Die wahrhaftige Geschichte / von den / drei Wünschen. Der Name des Verfassers ist offenbar von Wetzstein hinzu-

geschrieben worden: von Otto Ludwig von Eisfeld. 84 Seiten Kanzleiformat, beiderseitig beschrieben.

Die Seitenüberschriften geben die Titel der einzelnen Teile wieder. Sorgfältige Reinschrift, die nur wenige Korrekturen aufweist, und zwar finden sich: 1. Verbesserungen von Ludwigs Hand mit gleicher Tinte. 2. Verbesserungen in Ludwigs späterer Handschrift mit anderer Tinte. 3. Zwei Einfügungen, wahrscheinlich von der Hand Wetzsteins. Da diese freigelassene Lücken ausfüllen, sind sie wohl mit Ludwigs Einwilligung erfolgt und mussten daher berücksichtigt werden. 4. Bleistiftkorrekturen, die offenbar von Adolf Stern herrühren und daher nicht beachtet zu werden brauchten.

2. Drucke.

Zu Ludwigs Lebzeiten ist die Novelle nicht erschienen. Sie wurde erst aus dem Nachlass zuerst in den „Grenzboten" veröffentlicht. (Die Grenzboten. Zeitschrift für Politik, Literatur und Kunst. 49 Jahrgang. IV. Vierteljahr. Leipzig. Verlag von Fr. Wilh. Grunow. 1890. S. 377—388. 419—433. 480—486. 521—530. 570—578.) In der gleichen Form, die eine Anzahl kleiner stilistischer Veränderungen aufweist, nahm Adolf Stern die Novelle in seine Ausgabe hinüber (Otto Ludwigs gesammelte Schriften. Zweiter Band. Herausgegeben von Adolf Stern. Leipzig. Fr. Wilh. Grunow. 1891. S. 395—476). Einige dieser Abweichungen sind dann von Adolf Bartels (Otto Ludwigs Werke in sechs Bänden. Herausgegeben von Adolf Bartels. Leipzig. Max Hesses Verlag. 1900. Band III S 67—127) beseitigt worden. Einen sorgfältigen Abdruck der Handschrift bot Carl Schüddekopf (Otto Ludwig, die wahrhaftige Geschichte von den drei Wünschen. Leipzig 1907. Privatdruck in 99 Exemplaren für den Leipziger Bibliophilenabend 1907).

3. Entwürfe

nicht erhalten.

4. Lesarten.

Zugrunde gelegt wurde *H*, von dem nur in wenigen Fällen gemäss den Prinzipien der Ausgabe abgewichen wurde. Die Formen Madam und Madame mussten einheitlich geregelt werden. Bei den indischen Namen wurde an der Ludwigschen Form festgehalten, nur der Genitiv Brama in Brahmas geändert. Die Akzente in den Eigennamen Ahinsá und Gálava wurden als nicht unbedingt nötig weggelassen.

110,3 den Autorenembryo] zuerst das Autorenembryo *H* 11 Fleischergasse] Einfügung Wetzsteins in eine Lücke, die Ludwig im Texte gelassen hatte *H*

112,27 große Tränen] zuerst Tropfen *H* 113,21 ſahen] ſahe *H* 114,29 derſelben] am Rande; im Text unterstrichen derjenigen *H* 31 um das andere] und das andere *H* 115,11, 12 in dem .... dieſes] zu ergänzen ist aus dem Folgenden Papierchen. Diese Konstruktion kommt bei Ludwig öfter vor, z. B. 16,29, 30 186,1 32 Dherma] zuerst Dermas *H* 117,18, 19 Dieſes ..... anſtrebende] zuerst Sein ..... Daher steht in *H* noch anſtrebendes 118,2 Fiaker] Fiakre *H* 18 Tyrannin] Tyrann *H* 120,1 Sirenentönen] Syrenentönen *H* 12 Fiaker] Fiakre *H* 121,25 Galava] *H* hat beidemal Bálava 123,9 wiſſen] zuerst wußte *H*. [Spätere Verbesserung Ludwigs 127,5 Koil] Der Vogel heisst gewöhnlich Kokila 28 Brahmas] Brama *H* 132,4 kleinen] zuerst großen *H* 30 ging'] ging *H* 32 Nauplius] zuerst Flötenſpiel *H* 134,8 Grenadier] Granadier *H* 13 anfängt] anfangt *H* 135,5 das will ich ihm ſtecken] zuerst das ſoll er ſehen *H* 136,5 kleinem] kleinen *H* 24 dem Schmerz] den Schmerz *H* 137,1 dem See] der See *H*; aber 138,15 dem See 26 aus meiner Perſönlichkeit] zuerst aus mir *H* 138,11 von nun] Da diese Wendung in unserer Erzählung noch zweimal (154,17. 165,20) vorkommt, ist es wohl ausgeschlossen, dass das an nur infolge eines Schreibversehens weggefallen ist. Beide Wendungen kommen offenbar nebeneinander vor 12 tiererreiche] tiererreicher *H* 140,9 kindiſchem] kindiſchen *H* 142,21, 22 was zu ſein ich ſchon als Kind gewünſcht] zuerst was ich ſchon von Kind an zu ſein gewünſcht *H* 143,11 der Wölbung] dazwischen freier Raum gelassen *H* 17 Hätt'] Hatt' *H* 146,13 Oſten] zuerst Weſten *H* 16 fühlt'] fühlt *H* 147,12 wäre] war *H* 16 werden] dahinter folgte zuerst: Das Lied aber lautet alſo: Darauf folgt eine halbe freie Seite, die nachträglich durchstrichen ist *H* 25 Tiger] Tyger *H* 148,11 Manche] Mancher *H* 17 man] fehlt *H* 18 Händen] Handen *H* 149,2 eben noch] eben noch eben *H* 150,9 Schimmer] zuerst Schleier *H* 19 einem Montage] radiert; zuerst meinem Montage *H* 26 ſchlankem] ſchlanken *H* 29 Hildeſwinth] Hildeswind *H* 151,1 Gebirge] Gebürge *H;* doch an andern Stellen Gebirge 12 nur] später mit anderer Tinte eingefügt *H* 153,1 dann bereut ihr's zu ſpät!] zuerst dann iſt's zu ſpät! *H* 154,17 von nun] vgl. zu 138,11 21 Sächſiſchen] von Wetzstein in eine freigelassene Lücke eingefügt *H* 156,26 ſtand ich] zuerst ſtanden die Sachen *H* 27 werden beſtimmt war] zuerst werden ſollte *H* 157,14 dich gar] gar dich *H* 158,4 ſchrie] ſchriee *H* 159,33 Phyſiognomieen] Phyſiognomien *H* 160,18 und auf dieſe Weiſe beritten zu werden] nachträglich mit anderer Tinte eingefügt *H* 22 in Aberglauben] dazwischen zuerst Zinshühnern oder in Sporteln und Gebühren erbaulichen *H* 161,5 Herr Espe] zuerst Theodor *H* 164,5 Königsplatze] zuerst Petersplatze *H* 25, 26 ſeine Wogen .... weckten .... zurückfallend die ſüßeſten Cymbelntöne] zuerst wenn ſeine Wogen ..... zurückfielen, klang es wie ein ſüßes Zymbelſpiel *H* 167,33, 34 eine ſolche Wohltäterin] zuerst

ſie *H* **169,9**, 10 daß ich mir's nicht von Ihnen wehren laſſe] nachträglich eingeſchoben *H* 10—12 Können Sie . . . . finden, da Sie wiſſen, daß —] zuerſt Finden Sie noch . . . ., ſo glauben Sie mir doch, daß . . . *H* **170,29** wie ich ihm] dahinter zuerſt nichts bedürfend *H* **171,32** unſeren] unſere *H* **173,8** Achzen] zuerſt Liebesſeufzer *H* **174,14** in ſein Reich] zuerſt zu dem Haine Gandhamadana *H*.

IV.

Maria.

(S. 175—264.)

1. Handſchriften.

H: Von Ludwig ſelbſt geſchrieben. Goethe- und Schiller-Archiv (I 19). Der hintere Deckel des mit ſchwarzbraun marmoriertem Papier beklebten Pappumſchlags iſt abgeriſſen. Das innere Titelblatt trägt die Aufſchrift: Maria. / Eine Novelle / von / Otto Ludwig aus Eisfeld.

124 Seiten Kanzleiformat, beiderſeitig beſchrieben. Sorgfältige Reinſchrift, die nur wenige Korrekturen aufweiſt und zwar finden ſich: 1. Verbeſſerungen von Ludwigs Hand mit derſelben Tinte. 2. Verbeſſerungen mit Rotſtift, anſcheinend auch von Ludwigs Hand. 3. Bleiſtiftkorrekturen, die offenbar von Adolf Stern herrühren; ſie können natürlich nicht berückſichtigt werden.

Die Handſchrift gibt bei ihrer groſſen Sorgfalt den klarſten Einblick in die Orthographie des jungen Ludwig, bei dem beſonders die Unzahl von Apoſtrophen eine beſondere Rolle ſpielt.

2. Drucke.

Zu Lebzeiten Otto Ludwigs iſt die Novelle nicht erſchienen. Sie wurde erſt 1891 zum erſten Male von Adolf Stern veröffentlicht. (Otto Ludwigs geſammelte Schriften. Zweiter Band. Herausgegeben von Adolf Stern. Leipzig. Fr. Wilh. Grunow. 1891. S. 539—648.) Stern erlaubte ſich hier zahlreiche Abweichungen von *H*, die er als ſtiliſtiſche Verbeſſerungen anſah und die teilweiſe auf Wuſtmanns „Sprachdummheiten" zurückzuführen ſind. Daneben finden ſich aber auch andere, in ihrem Zweck nicht recht verſtändliche Veränderungen, ſo z. B. wenn Ludwigs Einteilung in drei Bücher, deren einzelne Kapitel jedesmal von neuem gezählt werden, in neun durchlaufend gezählte Abſchnitte umgewandelt wird. Eine neue kritiſche Ausgabe iſt dann von Viktor Schweizer beſorgt worden. (Ludwigs Werke. Herausgegeben von

Viktor Schweizer. Kritisch durchgesehene und erläuterte Ausgabe. Dritter Band. Leipzig und Wien. Bibliographisches Institut o. J. [1896] S. 227 bis 327.) Hier sind die willkürlichen Textveränderungen der ersten Ausgabe teilweise wieder ausgemerzt. Allerdings nicht vollständig. Auch hier finden sich noch zahlreiche Abweichungen von der Handschrift, die auf den Sternschen Text zurückgehen. So kommt es, dass das Verzeichnis der Abweichungen Sterns, das Schweizer S. 374—377 gibt, noch keineswegs vollständig ist.

3. Entwürfe.

Ha: Heft in Quart, betitelt: Notizen. Goethe- und Schiller-Archiv (I 7). Enthält auf S. 2—7 den ersten Entwurf der Novelle. Die ganze Stelle ist durchgestrichen, wie es Ludwig bei erledigten Notizen zu tun pflegte.

Leinwandhändler sieht, in ein bekanntes Wirtshaus einkehrend, alles traurig. Tochter gestorben. Nachts vorbeigeführt vor der Aufgebahrten, betrachtet er sie erst. Kann nicht schlafen. Sein erregtes Blut treibt ihn dreimal zu der Toten. Das drittemal siegt es. Andern Tages reist er ab. Nach etwa zwei Jahren sieht er die vermeintliche Tote mit einem Kinde vor der Türe sitzen oder beredet das trübe Gesicht des Wirts. ⟨(Vielleicht vorher einmal sieht er sie ohne zu wissen, aber mit Gemütsbewegung.)⟩ Vorigemal sahst Ihr auch so; da war Eure Tochter gestorben pp. Die lebt; wollte Gott, sie wäre nicht bloß scheintot gewesen. Wie denn? Sie hat ein Kind pp. pp. Wir wollten sie mit ihrem Verführer verheuraten, wenn's auch der ärmste Knecht wäre. Sie bleibt dabei; sie wisse von nichts. Und wir selbst wissen nicht, was wir denken sollen, denn wir müssen selbst sagen, daß sie immer brav gewesen ist und nie einen Liebeshandel hatte. Vater, Mutter, Gespielinnen (die nun ihren eigenen Neid pp. an ihr zu rächen haben), gehen anfangs entsetzlich mit ihr um. Die Alten werden nach und nach ruhiger, versuchen von ihr (auf gelindere Art) zu erfahren, wer; nachdem sie abermal nüchterner werden, bedenken sie ihren Lebenswandel. Der Leinwandhändler, (der sich jene Nacht zu Gewissen gezogen und eine Art Ekels vor sich empfindet pp.) fragt nun, zitternd vor Hoffnung sie selbst (die ihm vielleicht gut ist.) Sie versichert ihn mit so einfach wahren Worten, daß er's glauben muß. Er heuratet sie. (Auf seiner Reise sah er sie mit dem Kinde und sie gemahnt ihn, wie, was sie wirklich ist, die Jungfrau mit dem Kinde (romantisches patriarchalisches Bild.) Das ergreift sein Gewissengebissenes Herz mit einer Ahnung. Hoffnung. (Trotz seiner Gewissensbisse hat er eine Sehnsucht nach der Toten, die er sich immer von neuem vorwirft, wovon er ganz kaputt wird.)

Erzählung unmerklich fortschreitend; auch die kleinsten Nebenumstände nicht vernachlässigt; naiv; nicht lüstern. Volksliedzauber. Realistisch. Keine

ruhende Beschreibung; immer, wenn auch mäliger Fortschritt; alle Figuren beschreiben sich nach und nach durch ihre Reden und Handlungen. „Du trägst den Heiland allezeit, Einfalt, an deiner Brust". In ihr die wundersame jungfräuliche Mütterlichkeit. Die Jungfräulichkeit in ihr, obschon sehr gekränkt, erhält sie gerade aufrecht. Soll sie sich zuweilen wünschen, doch einen Ersatz ihrer Schmach in der schönen Erinnerung und dem Bewußtsein finden zu können, geliebt zu haben und aus Liebe zum Geliebten, worin auch eine Linderung liegt, die Schmach erworben pp. Eine andere, wirklich Gefallene mit ihr in Kontrast gesetzt, die etwas leichtfertiger spricht und sie höhnt, daß sie ihr gegenüber die Unschuldige spielen wolle, indem sie auf die Entstehung solcher Fälle hindeutet. ‹Die Leichtfertige meint, alle treiben es; die sogenannten Unschuldigen sind die, denen Klugheit oder Glück oder beides zu Statten kommt.› Das ‹nebst Äußerungen, die sich im Zorn ihre Eltern gegen sie erlauben,› lenkt Marien erst auf jene Gedankenfolgen und Wünsche, die ihrem unschuldigen Herzen an und für sich fremd waren. Denn sie war so herbunschuldig und liebescheu, daß sie nun erst den Gedanken an einen Schatz und Denken von Liebesszenen, bei denen sie beteiligt, fassen kann; wundersam, wie sie beginnt, die Süßigkeit der Freuden zu ahnen, deren Frucht sie schon an der mütterlichen Brust trägt. Der ideale Liebhaber ihrer Träume hat Ähnlichkeit mit dem Leinwandhändler. Dem entgegnet sie wegen der aufkeimenden Neigung, auf seine Frage mit Schmerz. Ihr Kind zu verbergen, macht sie, wie sie ihn kommen sieht, eine Bewegung. Dieser halbgefaßte, mehr instinktmäßige Entschluß tut ihr leid und sie bittet dem Kinde dieses Unrecht ab. Ihre Mütterlichkeit hat das Anseh'n, als trage sie das Kind ihrer Schwester, denn trotz ihrer Liebe zu dem Kinde hat sie etwas Jungfräuliches in ihrem Anseh'n. Deshalb hält der Leinwandhändler, obgleich er sie erkennt, das Kind nicht für das ihre, wie er kommend sie begrüßt, und sie tut nichts dazu, ihn seinen Irrtum wissen zu lassen, den seine Reden deutlich zeigen (fragt vielleicht: das Kind ihrer Schwester?) wofür sie sich dann die Vorwürfe macht.

‹NB. Er findet sie nicht im väterlichen Hause, sondern vor dem der alten Jungfer.›

In dem Geheimnisvollen der Sache liegt für sie eine Art religiösen Trostes.

Der Pastor, ein eifriger Mann, arbeitet sie zusammen und droht mit allen Höllenstrafen. Erst ist sie verstoßen von ihren Eltern. Da sucht die Leichtfertige sie auf, vielleicht ihr eigenes Leid durch Schadenfreude aufzuwiegen. Erst Sprache der Freundschaft pp.

Die ruhige Weise ihres Charakters rettet sie endlich noch vor Verzweiflung.

Ihr Charakter vor ihrem Scheintod, vielleicht in den Klagen des leiden-

schaftlichen Vaters geschildert, der in dem Folgenden eine Strafe der Vermessenheit dieses Schmerzes sieht. ‹Sie schien nur für das Hauswesen Sinn zu haben, was sie trotz ihrer Jugend allein führte; weshalb er sie auch wieder zu sich nehmen will, da ohne sie kein Glück mehr bei der Haushaltung scheint.›

Ein alter Knecht, [zuerst eine alte Magd] einfältig pp. ist der einzige, der ihr glaubt und sich ihrer annimmt und seine Schwester bestimmt, ihr zu helfen, die ihre Altjungfernschaft an der Armen ausläßt. Die Männer haben Mitleid, ja möchten sogar mehr haben, wie ein junger Mensch, der gegen seiner Eltern Willen, sich auch nach Bekanntwerden der Schwangerschaft um sie bewirbt, für den Vater gelten will, um seine Eltern dadurch zu zwingen. Diese haben deswegen durch einen Taxator, Mäkler etc. mit ihren Eltern Konferenz. Diese, erfreut, sagen zu und finden in ihrer Tochter das unerwartete Hindernis, die nicht allein gegen seine Vaterschaft protestiert, sondern auch die Verbindung ausschlägt (ob aus Liebe zum Leinwandhändler?)

Hauptmoment. Wie sie als Mutter, erst die Vorschule der Liebe durchmacht, das was in dem Herzen eines Mädchens vorgehen muß, eh' das Erblicken pp. eines Mannes die Geschlechtsliebe in ihr hervorrufen kann.

Anziehend: die erst noch herbe Knospe, obgleich sie schon Frucht getragen; drauf beginnt erst der Zustand der Scheue und jungmädchenhaften Schamhaftigkeit, das so viel ahnt, ohne etwas zu wissen, und nur instinktmäßig vor Männern sich scheut, obgleich ein süßes Grauen, ‹zwischen Fürchten und Verlangen wie der Schwindel› in die Scheue sich mischt, vor dem Warum, ‹weswegen die Natur wohl in sie zu legen nötig glaubte›, sich vor den Männern scheuen zu müssen. ‹Nun fällt ihr erst ein, daß der Händler hübsch war und sie oft lange verstohlen ansah.›

Sie ist 15½ oder 17½ Jahre alt, hat nie etwas für einen Mann gefühlt, nicht einmal jene Scheu. Der Scheintod hat ihr das Weiche, Wollüstige erst gegeben, was den Händler anzieht, um so mehr, da er sie als völliges Kind noch vor kurzer Zeit gesehen. Seine Betrachtung, wie er sieht, warum diese Reize erst der Tod hervorrief, da sie niemand mehr beglücken können. Er fühlt sich immer verliebter; ‹da er dachte oder sich vormacht, nur sich herabzubiegen, um zu fühlen, ob sie wirklich nicht atme, küßt er sie; es ist, als fühl' er ihren Hauch; durch das losgewordene Halstuch scheint sich die Brust lebendig ihm entgegen zu drängen; er kommt sich selbst, wie ein Verzauberter vor, fühlt, er muß fliehen, aber er kann nicht. Er küßt sie immer wieder und all die Täuschung nimmt zu; es ist ihm, als müsse er sie erwärmen und aus der Marmorkälte und -ruhe zum Leben aufbrüten. Die elastische Fülle der Glieder, die er berührt, um seiner Täuschung, als lebe sie, inne zu werden, bringt sein Blut in Wallung, ‹ihre schlanke Schön-

heit seine Neigung), er ist nicht sein mehr, und es geschieht, was nie geschehen sollte, was er ewig bereuen muß.

Er ist Vollblut, unschuldig noch; es sind die ersten weiblichen Glieder, die er nackt sieht; es ist das erste Weib, mit dem er bei Nacht in einem Zimmer allein; wie ihm das einfällt, durchrieselt's ihn erst wie Eis, dann wie Feuer.

Beim ersten Besuch Betrachtungen.

Beim zweiten ein Kuß wie aus Zufall, nach dem er entflieht.

Beim dritten, Busen, Schultern, Arm pp. pp.

4. Lesarten.

Unserem Texte zugrunde gelegt ist *H*, von dem nur in Fragen der Orthographie und Interpunktion abgewichen wurde. Aber auch hier musste die Form mälig in mählich verwandelt werden, da ein lautlicher Unterschied kaum anzunehmen ist. Auffallend ist der stete Wechsel der Schreibung der Eigennamen Breitung und Schierlitz. Da sich daraus Gesichtspunkte für verschiedene Entstehungszeiten der einzelnen Teile der Novelle vielleicht ergeben können, wurden die Fälle einzeln verzeichnet. Auf gesonderte Titelblätter der einzelnen Bücher, wie sie *H* hat, musste verzichtet werden. Auffallend ist, dass die Titelbezeichnung beim zweiten und dritten Buch Marie statt Maria lautet.

Erstes Buch.

Erstes Kapitel. **177**,14, 15 Punkt, von dem er wirft] zuerst Punkt, von dem er ausgeht *H* **178**,9—11 werden] zuerst zu davor eingeschoben; daher auch vor durch kein Komma *H* **179**,31 bei dieser] bei jener *H* 32 was sie wünscht] zuerst was sie will *H* **180**,11 bei der gänzlichen Verschiedenheit] zuerst bei der großen Verschiedenheit *H* 23 sehen] zuerst sehn *H* 26 Chaussee] Chaussée *H* führt] zuerst fährt *H* **182**,14, 15 noch so wenig Weib] zuerst noch so sehr Kind *H* 21 wenig' Ältere] wenig Ältere *H* **188**,2 gewordenen] gewordene *H* **189**,16, 17 daß sie sich auskleide, vermutete er] nachträglich eingeschoben, zuerst dies vermutete er *H*

Zweites Kapitel. **191**,3 als gewöhnlich] nachträglich mit anderer Tinte eingeschoben *H* **192**,18 glänzend] glanzend *H* **194**,1 mit seiner bessern Natur] zuerst mit sich selbst *H* **195**,6 die weiß die Zeitung] zuerst Was weiß die von der Zeitung *H* **196**,2 ab] Dahinter ist in *H* am Ende der Seite die Zeile nicht ausgeschrieben, am Beginn der neuen Seite aber nicht eingerückt. Zur Annahme eines neuen Absatzes liegt dem Sinne nach keine Veranlassung vor. **197**,33 verlegen] am Rande nachträglich eingeschoben *H*

Drittes Kapitel. **201**,9 Breitungs] Breitings *H* 10 Breitung] Breiting *H* **202**,20 Breitungs] Breitings *H* 20 scherzendem] zuerst komischem *H* 23 Oden] Nebenform zu Odem 30 verschmäht] zuerst hingegeben **203**,18 Breitungs] Breitings *H* 22, 23 Wilm sagt, sie haben den Baron im Schierlitzgrunde gefunden] zuerst Wilm will den Baron im Schirlitzgrunde gesehen haben *H*; *H* hat hier die Form Schirlitz, häufiger kommt später die Form Schierlitz vor, die daher im Texte durchgeführt wurde **206**,4 ihre Seele] zuerst sie *H* 5 hängt] zuerst hat *H* **207**,26 sähen] sehen *H*. Der Wegfall von aus kommt bei Ludwig mehrfach vor. **209**,34 haben kann] zuerst hat *H*

Viertes Kapitel. **211**,8 zutrieb oder :zog] zutrieb oder zog *H* 15 Regen] zuerst Sturm *H* 29 leuchteten] leuchtete *H* **212**,26 bedeutendste] Bedeutendste *H* 32 Linde] zuerst Buche *H* **213**,7 getroffen] zuerst getroffen hätte *H*. Korrektur mit Rotstift 17 müßte] zuerst könne *H*. Korrektur mit Rotstift **214**,5 schiefwinkeligen] zuerst malerischen *H* 7 Eisenern] Eisener *H* **215**,22 mit dem] mit der *H* **217**,3 konnte] dahinter als sie *H* **218**,12 Eisenern] Eisener *H*

Zweites Buch.

Erstes Kapitel. **219**,3 Gewissensbissen] Gewissensbisse *H* **220**,23 wird] zuerst will *H* **222**,22, 23 und wär's der geringste Knecht] nachträglich eingeschoben *H* **224**,8 Breitung] Hartung *H* **225**,18, 19 die sie sich bei diesen Worten gedacht hatte] zuerst die in ihren Worten lag *H* **226**,12 Breitung] Hartung *H* **227**,15 darf] zuerst soll *H* **230**,27 Schierlitzgrundes] Schirlitzgrundes *H*

Zweites Kapitel. **231**,9 Naivität] Naivetät *H* 11 ihn lähmt] fehlt *H*. An sich ist es nicht ausgeschlossen, dass Ludwig die Beschränktheit der einzelnen Ansichten mit ein Gefühl in ihm hervorbringt verbinden wollte; doch passt die Bestimmung von ihrem Weg durch den lockeren tiefen Sand nicht zu Talzug und Schierlitz. Der Nebensatz hätte also einer Änderung unterworfen werden müssen, so dass die Einfügung der zwei Worte als das kleinere Übel erschien. 12, 24 Schierlitz] Schirlitz *H* **233**,8 Händen] Hände *H*

Drittes Kapitel. **238**,16 Art der] später eingeschoben *H* 22 wie es ihr jedes Herz gewinnen mußte] nachträglich eingeschoben *H* **242**,33 ergeben konnte] zuerst ergab *H* **243**,15 Unbekanntem] Unbekannten *H* **247**,7 sagt' er: Wie gut ist's, daß du nun den Georg hast! Noch einmal sah] Die Worte des Johannes sind offenbar ein Zusatz der Reinschrift. Ursprünglich hiess es gleich: Eine Weile drauf sah *H*

Drittes Buch.

Erstes Kapitel. **249**,34 welſche] wälſche *H* **250**,16 befördert] zuerst befördert werden *H* **251**,14 Porträts] Portrait *H* **252**,16, 17 ſchnell genug] nachträglich eingeschoben *H* **253**,25 ihn] ihm *H* **254**,5 bildet] bildete *H* **255**,4 ein Geiſtlicher] zuerst der Geiſtliche *H* **256**,2 war] dahinter folgt durchgestrichen mit neuem Absatz: Unſer Eiſener verabſchiedete ſich. Der Weg, den er zu verfolgen hatte *H* 18, 19 ſie erinnerte ihn an die Landſchaft des Bildes, deſſen er eben mit Freude als des Eigentumes ſeines Vaters dachte.] zuerst ſie erinnerte ihn an das Bild, welches er geſtern in Dresden geſehen. *H* 24 ſagt'] ſagt *H*

Zweites Kapitel. **257**,21 antwortete] antworte *H* **260**,4 ertragen] zuerst vertragen *H* 11 Eiſenern] Eiſener *H* **263**,2 ganz nahe] nachträglich eingeschoben *H* **264**,30 Breitung] zuerst Hartung *H*.

V.

Die Buschnovelle.

(S. 265—304.)

1. Handschriften

nicht erhalten.

2. Drucke.

E: Die Buſchnovelle. / Original-Erzählung von Ludwig von Eisfeld. in Neue Illuſtrierte Zeitſchrift. Zweiter Band. Stuttgart. Im artiſtiſch-literariſchen Verlags-Geſchäft von C. Dittmarſch. [1846. Kl. Fol. Redaktion: Fr. Müller.] Nr. 44, S. 348, 349; Nr. 45, S. 357, 358; Nr. 46, S. 366, 367; Nr. 47, S. 372, 373; Nr. 48, S. 381—383; Nr. 49, S. 388—390; Nr. 50, S. 397—399; Nr. 51, S. 405, 406; Nr. 52, S. 413—414.

Bei den Fortsetzungen wird der Name des Verfassers nicht mehr genannt. Nach Kapitel 9 wird bereits Schluß folgt angekündigt.

Sämtliche bisherige Ausgaben berücksichtigen diese Novelle nicht. Sie wurde von neuem zuerst von Hans Heinrich Borcherdt in Westermanns Monatsheften (September-Oktober 1912) veröffentlicht.

3. Entwürfe

nicht erhalten.

4. Lesarten.

Unserem Abdruck ist *E* zugrunde gelegt, das jedoch Korrekturen durch die Redaktion erlebt hat, so dass Ludwigsche Eigentümlichkeiten dort fehlen. Es wurden daher wieder eingesetzt: **mehre** für **mehrere**, **heuraten** für **heiraten**, **knieen** für **knien**. Die Flexion des Eigennamens **Pauline** im Dativ **Paulinen**, wurde einheitlich durchgeführt. Die Schreibweise von *E* **Nicklas** wurde in **Niklas** geändert. Aber auch sonst musste von dem sehr schlechten Texte in *E* öfters abgewichen werden.

267,28 **Hängebirken**] **Hänge, Birken** *E* **268**,15 **Wehr**] **Wöhr** *E*. Diese Nebenform zwar bei Grimm belegt, doch weder in *E* durchgeführt, noch in Ludwigs Handschriften zu finden. 16 **Berg**] nicht recht klar. Offenbar soll darauf hingedeutet werden, dass die Klausmühle auf der engsten Stelle des Grundes steht. **271**,27 **Paulinen**] **Pauline** *E* **272**,14 **Nossen**] **Nosten** *E* **273**,10 **Nossener**] **Nostener** *E* **275**,17 **Paulinen**] **Pauline** *E* **276**,18 **watete**] **wadete** *E*. Die Hs. der „Maria" hat die Form **watete**. 29 **Goldringe**] **Salbringe** *E*. Wohl Druckfehler von *E*. Der Ersatz wird durch die vorhergehende Zeile wahrscheinlich. Allerdings wäre auch ein Hinweis auf die merkwürdigen Staubgefässe der Salbeipflanze möglich. Doch gibt es keinen derartigen fachmännischen Ausdruck. **277**,15 **dich**] dahinter kein Absatz *E* 23 **sein**] dahinter kein Absatz *E* **278**,7 **niederknieete**] **niederkniete**; aber 8 **knieete**] **knieete** *E* **281**,20 **Klippe**] **Klinge** *E*. Dieses Wort kommt zwar für **Taleinschnitt** vor, aber nicht für **Felsrand**. Da nun **302**,3 in gleichem Zusammenhang von **Klippen** gesprochen wird, liegt wohl die Wahrscheinlichkeit vor, dass es sich um einen Druckfehler handelt. **283**,7 **Paulinen**] **Pauline** *E* **288**,3 **müsse**] **müssen** *E* 26 **ohnmächtig**] **unmächtig** *E*. Ludwig gebraucht in der Hs. der **Maria** durchweg die Form **ohnmächtig**, so dass es sich wohl um eine Abänderung seitens der Redaktion handelt. **289**,14 **Ohnmächtigen**] **Unmächtigen** *E* 33 **hinsank**] **hinsankst** *E* **290**,28 **drüber**] **drüben** *E* 32 **Paulinen**] **Pauline** *E* **291**,25 **natürlich-edler**] **natürlich, edler** *E* **292**,21 **du**] dahinter kein Absatz *E* **294**,20 **mehre**] **mehrere** *E* **295**,34 **Pläne**] **Plane** *E* **297**,3 **so**] fehlt *E* **298**,1 **Pechnelken**] **Stechnelken** *E* 3 **diesen**] **diesem** *E* **299**,15 **mehre**] **mehrere** *E* **300**,16 **mehre**] **mehrere** *E* **301**,5 **Hohenegg**] **ohnenegg** *E* 29 **Nossen**] **Neßen** *E* **302**,3 **wie**] fehlt *E* **303**,23 **Entführungsgeschichte**] **Entstehungsgeschichte** *E* 28 **Paulinen**] **Pauline** *E* **304**,8 **Paulinen**] **Pauline** *E* 14 **es**] fehlt *E* 28 **ging'**] **ging** *E* 31 **wischt'**] **wischt** *E*.

VI.

Das Märchen vom toten Kinde.

(S. 305—338.)

1. Handschriften.

Die noch 1873 vorhandene Handschrift ist ebenso wie die des „Schulmeisterlebens", in das unser Märchen verarbeitet werden sollte, verschollen. Alle Bemühungen um Auffindung des Manuskripts waren leider erfolglos.

2. Drucke.

E: Hausbibliothek II. Das Märchen / vom todten Kinde / von / Otto Ludwig / aus Eisfeld. / Aus dem Nachlasse des Dichters. / Berlin / Otto Janke [1873].

Ziemlich sorgfältiger Druck.

3. Entwürfe.

Ha u. *Hb:* Heft in Hochoktav in rotbraunem Pappumschlag, betitelt: Notizen. Goethe- und Schiller-Archiv (VI 15). Enthält auf Blatt 19 bis 20 (*Ha*) u. 22 b (*Hb*) den ersten Entwurf der Novelle. Die ganze Stelle ist durchgestrichen, wie es Ludwig bei erledigten Notizen zu tun pflegte. Absatz 2 und 4 von *Hb* ist nicht gestrichen.

Hc u. *Hd:* Heft in Oktav in braun-marmoriertem Pappumschlag, nach Heydrichs Signatur „Nr. 11". In den Händen des Herrn Geheimrat Walzel in Dresden. Enthält auf Bl. 11 b den Entwurf zu einem Gedichte über den gleichen Gegenstand. Wahrscheinlich sollte das Motiv zuerst in Gedichtform behandelt werden, erst später wuchs es zur erzählenden Dichtung heran, so dass wir in *Hc* die ältesten Entwürfe zu sehen haben. Ferner auf Bl. 8 a, gezählt vom anderen Ende des Heftes, eine Notiz: *Hd.*

[*Ha.*]

Märchen. Erntende aus zwei benachbarten Dörfern sehen etwas Weißes im Busch; es ist eine schöne Kinderleiche. Zulauf. Streit, auf welcher Grenze eigentlich das Kind liege. Einer: Es ist des ehemaligen Besitzers von P. P. Töchterlein, und ihr, die ihr als seine ehemaligen Bauern und Knechte soviel Liebes und Gutes von ihm genoßt, denen er sogar die Schule bauen ließ, dürft ein übriges tun. Oha, denken einige, da wär' was zu verdienen, werden aber von einem andern berichtet, der ehmals reiche Mann sei plötzlich arm geworden; drauf treten

sie auf die Hinterbeine: Einer: Wenn er das Kind begrabe, könnten die Leute ein Recht daraus machen, wie ihm mit einem Stück des Kommunwegs gegangen; ein anderer: Man wisse nicht, wie das Kind gestorben sei, und wer einen Selbstmörder begrabe, der sei so gut wie der Hehler beim Stehler, und so fort Ausflüchte. Einer sagt's gerad' heraus: Wenn der Steiger noch ein reicher Mann wäre, aber man hat nur Schererei davon, wenn man einem Lumpen eine Gefälligkeit erweist. Die Sache kommt vor Gericht. Na, ihr sollt uns schon schwitzen! Einer zu seiner Frau: Du, das Mädel hat eine goldene Kette unter dem Halstuch; das können wir bei den schlechten Jahren mitnehmen. Sie gehen zum Pfarrer, der wird's wohl ohne Gebühr begraben, predigt immer vom Samariter und an des Kindes Vaters Tafel hat er sich den dicken Bauch geholt. ‹Ist gerade drüber einen Hasen zu spicken oder Gans auszuwerfen, weil er seiner Haushälterin das Gänsefett nicht anvertraut.› Sie tragen ihre Sache vor. Er setzt die Brille auf: Gut; es kostet 16 Gr. Er soll's umsonst. Der Pfarrer wird grob; sollen ihren Balg ausstopfen pp. ‹Dafür werden wir nicht bezahlt.› Aber es sei des P.P. Kind, an dem er ein Übriges. ‹Machen ihm das Gewissen warm.› Ihr albernen Menschen müßt nun die Begriffe trennen. Als Mensch und Religionslehrer will ich's gern umsonst tun und als solcher muß ich es, aber als Beamter. Es könnte ein Recht daraus werden, welches ich dem Amt dadurch aufbürdete und was meinem Nachfolger das Recht gäbe, mich beim Himmel zu belangen. Erst, wie er dachte, P.P. wär' noch reich, will er alles tun. — Einen Vagabundenbalg zu begraben, dafür werden wir nicht bezahlt. ‹Wir haben so genug zu tun für das Wenige, was wir bekommen, das meiste müssen wir um Gotteswillen tun.› Wie die Leute auf die goldene Kette hin die Gebühren bezahlen, ist er ganz gerührt, bringt Bibelsprüche. (Zuletzt weinend). Ja meine Kinder, barmherzig (untersucht die Echtheit eines Groschens) ja, barmherzig wollen wir sein, wie er barmherzig ist. ‹Den Unbarmherzigen wird Gott einst unbarmherzig sein pp.› Gibt ihnen seinen Segen und predigt ihnen aus dem Fenster nach, so lang' er sie sehen kann. ‹Worüber sie räsonieren und satirische Einschiebsel machen.› In der Stadt erfahren sie, daß die Kette nichts taugt; ‹Dukaten ein Rechenpfennig› sie haben schon etwas verzehrt und schwören nun, der Pfarrer müsse das Geld wieder herausgeben; ihretwegen könne der Balg unbegraben bleiben. Noch überdies der lange Weg, kommen erst gegen Morgen nach Hause.

Nachts pocht P.P.s alter Star, den er frei gelassen, an Neros Haus, der P.P.s Hund vordem war. Ihres Herren Kind liege tot; ‹der heult und wischt sich die Tränen mit den Hängohren [darunter ungestrichen Nachtmütze]›; erzählt alles pp. Der: Ich will noch ein paar Kameraden mitnehmen. Star: Einen Kater, junge Narrethei. Nero: Nein, nein, der bringt mich um alle Andacht und meine Kameraden haben wenig Anstand, die fräßen ihn und das gäbe Störung pp. ‹Ich kenne ihn, er macht einen Possen auf dem Dache, aber der Alte pp.› ‹Meinetwegen einen alten ehrwürdigen.› Der Zug wächst. Wo wollt

ihr hin? P. P.s Kind begraben. Der hat uns gefüttert, hat uns pp. pp. wir gehen mit. Fuchs ärgert der Pfarrer. Anschlag. Der Pfarrer hat 20 fette Gänse im Stall. Macht rechten Lärm, daß er sie nicht hört. ⟨Zieht erst die Stiefeln aus.⟩ Das Heer lärmt aus Leibeskräften, bis der Fuchs mit zurückgeschobenen Armeln kommt, ⟨sein Messer einsteckt⟩ und sagt, er sei fertig. Drauf die ganze Schar hin zu dem Mädchen; zwei stämmige Dachse sind die Totengräber, oder zwingen sie einen Maulwurf, ⟨(Er hat einen Schurz an und raucht. Was ist das für ein kleiner Mann; ach der Meister Maulwurf)⟩, der ihnen begegnet, mit Gewalt dazu. (Vielleicht der alte Kater.) Vögel singen das Totenlied. ⟨Hundeblumen als Kerzen⟩ Nero hats berochen und bricht in Tränen aus: ja es ists pp. ⟨Kaninchen als Klagefrau mit. Star als Leichenbesteller pp.⟩ Auf den Sarg streuen die Vögel Blumen, pp.; (die P. P. im bösen Winter beherbergt und gefüttert hat), die sie aus fernen Gegenden holen. Die beiden aus der Stadt kommen vorbei, wollen dem Balg die Kleider ausziehen, weil der Pfarrer nichts herausgegeben hat, und finden ihn nicht. Er wird durch den Vogelgesang ordentlich gerührt. ⟨Du, wir hätten sie doch begraben sollen.⟩ Sie raisoniert pp. bis Nero sie in die Wade beißt und beide mit Schimpf verjagt werden. ⟨Daher, es geht dort um, weil immer ein Tier Wache hält.⟩ Das Grab aber wird jährlich neu geschmückt und kein Mensch weiß, von wem; es sind die dankbaren Tiere. Die Tiere wollen den Eigennützigen auf alle Weise schaden, deshalb klopfen sie beim alten Maikäfer an, der verspricht, er will pp. oder begegnet er [ein Wort unlesbar].

[*Hb.*]

Zu dem Märchen vom toten Kinde. Zwei Advokaten, die eben in dem einen Dorfe zu Biere sind, machen ihren Plan, wie sie die zwei Gemeinden dabei schröpfen wollen, und trinken schon eine Flasche Wein als Aufgeld auf den Handel. ⟨Nehmen Sie mit?⟩ Arzt, der herausgeholt wurde um etwas anderes, besichtigt das Kind und rechnet das Fuhrgeld mehreren Patienten und auch den Dörfern an, obgleich er gar nicht gefahren, sondern gegangen. Die Behörde besichtigt, nimmt den Arzt mit. Streit der beiden Dörfer, bis der Eigennutz der Sache ein Ende macht. Die Tiere strafen auch die beiden Advokaten. Star fliegt von dem einen besoffenen Schlafenden zum andern, schimpft sie gegenseitig und reizt sie, bis sie sich prügeln in der Droschke. ⟨Erst werfen sie sich Schlechtigkeit vor.⟩ Dann machen sie das Pferd scheu, bis der Wagen in einem Sumpfe umwirft, wo sie obenein gebissen werden. Die Advokaten aber haben sich bei Gelegenheit eines anderen Prozesses zum Schaden ihrer Klienten wieder versöhnt. Die Advokaten aber begegnen den Tieren. Nero stellt den Arzt vielleicht die ganze Nacht hindurch.

Gespräch zwischen zweien, worin jeder von etwas anderem spricht, zu welchem er durch gewaltsame Wendung gelangt, keiner den andern hört, sondern unterdeß an seine Sache denkt und doch beide sich ausnehmend amüsiert haben.

Der eine Advokat: der größte Teil des Leibes scheint auf dieser Grenze zu liegen. Aber die Füße sind auf der andern. Also ist sie auf jenem Gebiete stehend gestorben. Daß sie, wie sie der Schlagfluß gerührt, mit dem Kopfe herübergefallen ist, das tut nichts zur Sache. Wer wird annehmen, daß sie auf dem Kopfe stehend gestorben sei? Der andere: Seht, bloß die Füße liegen hier. Der eigentliche Mensch aber ist Kopf und Brust. Arme und Beine sind nicht wesentlich, denn es gibt Menschen, die weder Arme und Beine haben ((Ja, mein Vetter, der ist so)) Meint ihr, daß gegen solch Argument etwas auszurichten ist. Man sieht auch an den Falten, daß der Körper in der Schnelligkeit hat ganz hereingerückt werden sollen. Des Kindes Vater wieder nach Amerika ausgewandert mit Kind und Kegel; das Kind ist schon in Amerika geboren, so daß es kein Heimatsrecht hat.

Da kann er auch mehr Steuern geben NB. wenn er das Kind begraben kann.

[*Hc.*]

Die Grenze schnitt gleichnahe bei
Just in der Mitt' das Tal entzwei
[darunter: das Tal von beiden mittentzwei].

Da floß viel Schweiß und stieg viel Duft
Die ganze liebe Gottesluft
War von dem süßen Duft durchdrungen
Von Vogelsang dazu durchklungen.
Da lag im dichten Busch etwas
Wie eine weiße Blum' im Gras.

Hans, der hart an der Grenze stand,
Etwas, was er nicht suchte, fand.
Auf sein Geschrei kommt man in Haufen,
Zu sehen, was es gibt, gelaufen.
Da lag im dichten Busch etwas
Wie eine weiße Blum' im Gras.

Verwundrungsvoll die Pfeif' auspocht er:
Das ist des Steigers kleine Tochter,
Der sonst das große Gut besaß.

Ein Andrer, war der Dümmste nicht,
Der Schulz von Birkenwerder spricht
Den Leutchen von seiner Gemeine
Mit schnellen Worten, was ihm scheine:
Wir wollen's feierlich begraben,
Deß werden reichen Dank wir haben.
Der uns gebaut die breiten Wege
Und über's Bächlein Brück' und Stege.

Von ihm nie ohne Hülfe ging
Der Arme ſtets von ihm
[darunter: Und ohne Hülfe keiner ging]

Dem widerſprach der Birkenthaler:
Er kam zuerſt, zuerſt drum mahl er;
„Und uns, die wir's gefunden haben
Gehört das Recht es zu begraben."
Aber der Schulz von Birkenhaine
Spricht: Die Idee, die iſt die meine.
Ihr ſollt das Kind gefunden haben;
Doch wir den Plan, es zu begraben.

So ſtritten ſie ſich hart und ſehr,
Erhitzten ſo ſich immer mehr,
Bis einer ſprach: Daß Gott erbarm,
Der Steiger iſt ganz bettelarm,
Der Rock zerriſſen, bleich die Wangen,
Zuletzt von Tür zu Tür gegangen.

Die ihn zuletzt beherbergt haben,
Mußten erzwungen ihn begraben.
So wird's nun mit dem Kinde werden,
Das keine Heimat hat auf Erden,
Ich weiß, es iſt zur See geboren.

Ihr mögt an ſeinem Grabe beten.
Der Schulz von Birkenhaine drauf
Ließ ſeiner Höflichkeit den Lauf;
Nein, euch gehört's. Ihr habts gefunden.
Zu weichen euch ſind wir ....

So hob ſich abermals der Streit.
Spazierten aber gar nicht weit
Davon, wo die in Streit geraten,
Zufällig juſt zwei Advocaten.
Der eine war Herr Doktor Hager,
Unendlich lang, unendlich mager.
Lang, wie die Händel, die er führte,
Dünn wie die Beutel, die er ſchnürte —
So blaß und ſchwach, wie ſein .....
[darunter: War endlich der Prozeß zu Ende.]

[*Hd.*]

Pfarrer denkt, die Welt geht unter und betet.
Dafür pp. gelobet sei Dein Namen!"
Die Köchin sprach dazu ihr „Amen".

4. Lesarten.

Dem Druck zugrunde gelegt ist *E*, das Ludwigsche Eigentümlichkeiten deutlich widergibt. Unbedeutende Druckfehler von *E* sind nicht in die Lesarten aufgenommen, sondern stillschweigend verbessert worden.

314,18 ich meine] meine *E*. Abweichung nach Analogie des Folgenden. **316**,6 lebe] leben *E* 12 Anwälte] Anwalte *E* 29 Eheherrn] Eheherren *E* **318**,18 Nachbarn] Nachbaren *E* **319**,34 zerrissenen] zerrissenem *E* **322**,5, 6 des Herrn Pastors Magen] man erwartet Magens; da jedoch der Ausdruck mehr preziös als witzig ist, liegt die Möglichkeit vor, dass der Text verderbt ist. **324**,5 lieben Kinder] liebe Kinder *E*. Abweichung nach Analogie des Vorhergehenden. 19 Oh, wohltun lasset uns!] O wohltun! Lasset uns! *E* **329**,16 Burschen] Bursche *E* **332**,32 Zornesblick] Zornsblick *E* **334**,10 Herr] Heer *E* **336**,2 Poste] Posto *E* Ludwig gebraucht die französische Form, wie aus der Hs. der Maria hervorgeht.

Inhalt

	Seite
Vorwort zur gesamten Ausgabe	IX
Einleitung zum ersten Bande	XIX
Das Hausgesinde	1
Die Emanzipation der Domestiken	33
Die wahrhaftige Geschichte von den drei Wünschen	107
Maria	175
Die Buschnovelle	265
Das Märchen vom toten Kinde	305
Vorlagen, Entwürfe und Lesarten	339

Gedruckt bei Mänicke und Jahn in Rudolstadt. Gebunden bei Hübel und Denck in Leipzig. Buchausstattung von Paul Renner. Einhundert Exemplare wurden auf van Gelder Bütten abgezogen und in der Presse numeriert.

University of Toronto
Library

DO NOT
REMOVE
THE
CARD
FROM
THIS
POCKET

Acme Library Card Pocket
Under Pat. "Ref. Index File"
Made by LIBRARY BUREAU

166509

LG
L9486t

Author Ludwig, Otto

Title Sämtliche Werke. Vol.1